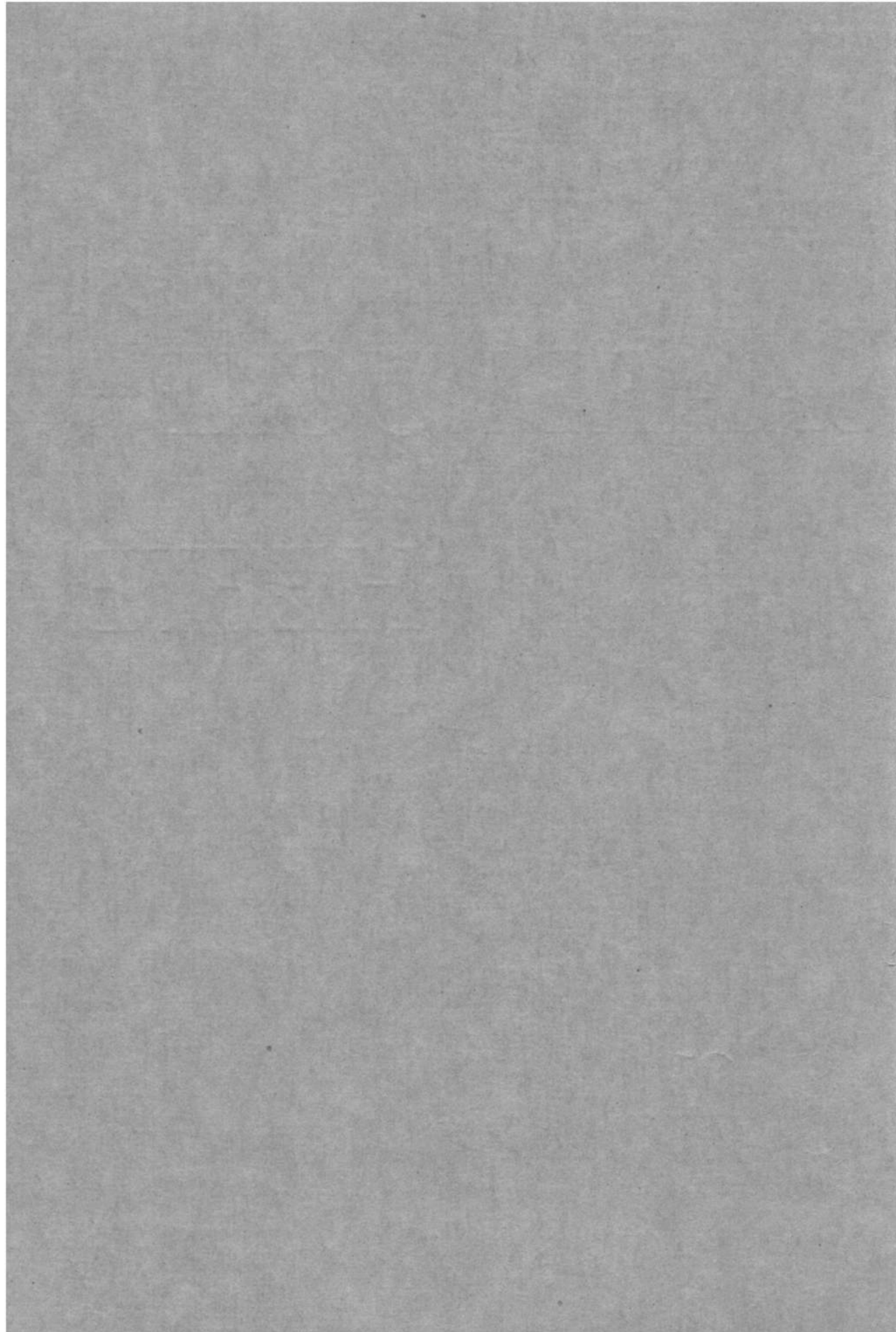


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT **21** SAARBRÜCKEN 1965



SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 21 1965



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

*Die Herausgabe
der vorliegenden Nummer
ist wesentlich gefördert worden
durch eine finanzielle Zuwendung der
Landesbank und Girozentrale
des Saarlandes*

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Stellvertreter: Friedrich Margardt, Saarbrücken / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes: 3,- DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 2 82 64, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 20 14 02 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken.

INHALTSVERZEICHNIS

7	HANS BERNHARD SCHIFF Lyrik im Saarland
17	HANS BERNHARD SCHIFF Die Pädagogische Provinz — ein utopischer Vorschlag
27	GERHARD HARD Mundartforschung und Mundartgeographie — Ergebnisse, Methoden und geographische Perspektiven
51	WALDEMAR LICHTENBERGER Eine westdeutsche Grenzfamilie — eine familienkundliche Untersuchung
63	HELGA D. HOFMANN Ein spätgotisches „Hausaltärchen“ in Metzger klösterlichem Besitz
71	ERNST CHRISTMANN Beiträge zur Geschichte von Walsheim an der Blies
85	CARL BÜCH Die Gersweiler Glashütten
101	HANS KRAJEWSKI Heimat in zerstörter und gewandelter Stadt

Für die nächsten Hefte sind u. a. folgende Beiträge vorgesehen:

Adolf Blind: Wesen und Aufgabe der Statistik / Carl Büch: Krugbäcker im Gersweiler Raum / Marcel Lutz: Heutiger Stand der Sigillataforschung in Ost-Gallien / Rudolf Saam: Evangelische Kirche Bischmisheim, Beiträge zur Baugeschichte eines dörflichen Schinkelbaues / Hermann Sauter: Moderne deutsche Literatur, Literaturkritik und Literaturbetrieb / Walter Schmeer: Professor Fritz Grewenig / Walter Schmeer: Fritz Zolnhöfer

Aus den letzten Heften fanden folgende Beiträge ein besonderes Echo:

*Joachim Krause „Gestalten und Zahlen im ‚et incarnatus est‘ der h-Moll-Messe Bachs“ (Heft 19/1964) wurde wegen der allgemeinen Bedeutung für Bachforschung und Liturgik als Sonderdruck vom Bärenreiter-Verlag Kassel übernommen.
Hermann Pies „‚Vorwort‘ zu einem neuen Kaspar-Hauser-Buch“ (Heft 20/1964) erwirkte die Drucklegung des gesamten neuen Kaspar-Hauser-Buches in Ansbach.*

LYRIK IM SAARLAND

Lyrik gehört nicht zu den „Forderungen des Tages“. Sie vermag weder eine Stadt dem Erdboden gleichzumachen noch auch sie aus dem Staube neu erstehen zu lassen. Die romantischen Zeiten des Bertram de Born, Troubadour, sind vorbei, „der mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn“. Lyrik wird immer nur die Stimme einiger weniger sein; und dennoch ist sie wie ein unbewußtes Echo vieler, die nie zu Wort kommen, die nie zu sich selbst finden. Sie ist wie ein Gewicht, das die Waagschale plötzlich nach unten zieht. Sie verändert nichts, ausgenommen das Kraftfeld, die unsichtbare Konstellation der Linien, in denen wir leben. Sie hat Gewicht, aber es ist mit Gewichten nicht zu messen. Hinter den äußeren Ereignissen — Geschichte, Politik, Wirtschaft, Arbeit, Zerstreuung — ist die Wirklichkeit, an die wir nicht erinnert sein wollen, weil sie uns mit Maßen mißt, denen wir oft nicht gewachsen sind. Sie ist wie das Motiv einer Symphonie: plötzlich ist es da, durchbricht die Scheinwelt, reißt uns in eine andere, wirklichere Welt. Sie ist die Gegenstimme in dem Chor, der tagtäglich auf uns eindringt und dieses und jenes verkündet, sie ist gleichsam die Sonde, die man an diese „neuen Wirklichkeiten“ anlegt, um sie auf ihren Wahrheits- und Wirklichkeitsgehalt zu prüfen. Das ist nie angenehm für diejenigen, die sich einem dieser neuen Schlagworte verschrieben haben, — deshalb sind die meisten auch, absichtlich oder unbewußt, für die Lyrik taub, oder sie halten sie für überflüssig. Sie ist vor allen Dingen denen lästig, die nie einer wirklichen Konzentration fähig waren, die immer nur von Kompromiß zu Kompromiß getaumelt sind.

Hier soll auch nicht ausschließlich von Lyrik die Rede sein, eher von ihrer Funktion und Bedeutung. Das Paradoxe unserer Zeit liegt ja eigentlich darin, daß die — sagen wir: „naturwissenschaftliche“ — Logik und Folgerichtigkeit, die die „neuen Wirklichkeiten“ entdeckt hat, eben durch diese Entdeckungen eigentlich aufgehoben, in eine ganz andere Folgerichtigkeit oder Folgewahrscheinlichkeit übergeführt wird. Wer eine der späten Hymnen Hölderlins genau durchdenkt, findet in ihr mehr von der Relativitätstheorie als in der Euklidischen Geometrie. Zu beklagen ist dabei nur der Verlust an Wirklichkeit, der uns betrifft, wenn wir die Zeichen nicht früh genug erkennen. Man hat es „Unbehaustheit“ genannt oder „Verlust der Mitte“; aber diese Begriffe sind nach einem Weltbild geformt, das von der Annahme ausging, es gäbe eine absolute Mitte, ein Zuhause, eine absolute Wirklichkeit. Wir leben aber — gemäß den Erkenntnissen der Relativitätstheorie — in einer Welt, in der der Zustand der Schöpfung, also Veränderung, ein dauernder ist, d. h.: alle Wirklichkeit muß erst erschaffen, zusammengefügt, eine Mitte immer wieder gefunden werden. Vielleicht können wir jetzt wirklich sagen, was Lyrik sei oder ist — abgesehen davon, daß es schlechte und gute, wahrhaftige und unaufrichtige Lyrik gibt. Sie ist der Schock, wenn wir in eine neue Wirklichkeit treten oder überhaupt zum ersten Mal in die Wirklichkeit. Ein Gedicht ist plötzlich, wenn wir sein Wort und Wesen erkennen, die unumstößliche Mitte der Welt.

Die „Neuen Wirklichkeiten“ sind also nicht auf die Naturwissenschaften beschränkt; der Mensch selbst ist eine solche neue Wirklichkeit geworden.

Er ist wie geblendet, wie gefangen in einem Kreis, und er versucht sich zu zerstreuen oder aktiv zu sein oder irgendeine Berechnung anzustellen — in einem der vielen team-works, die sich anbieten —, um seinen Zustand zu vergessen. Aber einige sind hellhörig geworden; sie begreifen die Welt viel besser als die Menschen früher, sie sind frei, sie spielen mit den Möglichkeiten — Robert Musil nennt sie die Möglichkeitsmenschen —, und es sind oft erstaunlicherweise gerade diejenigen, denen man in der Jugend eine düstere Zukunft vorhergesagt hat. Es scheint fast so, als hätten sie irgendeine Botschaft erhalten, die ihnen diese Selbstgewißheit gibt. Emily Dickinson, die lang verkannte amerikanische Dichterin, nennt es „News from eternity“, Botschaften aus dem Ewigen; und sie fügt hinzu, daß gerade diejenigen, die ständig auf Neuigkeiten bedacht sind, *diese* — wichtigsten — nicht vernehmen. Denn immer gehen ihnen andere, Scheinbotschaften voraus, auf die die Allzueifrigen hereinfallen. Es kommt anscheinend nicht mehr — wie Ernst Jünger meint — darauf an, daß die Gewichte verschoben werden — Goethes „Stirb und Werde“ tritt in seltsamer Weise in Kraft —, in einer Zeit, die möglichst jede Veränderung und Entwicklung vermeidet, leugnet und in der Gottfried Benn gesagt hat, „Entwicklungsfremdheit“ sei das Zeichen der Weisen. Aber das ist wohl auch ein Versuch: um zu erfahren, wie weit dieser Gedanke, diese Behauptung reicht — wie weit er die Vergänglichkeit aufzuhalten vermag.

Aber natürlich ist auch immer die Gegenfrage wahr und berechtigt: sind diese „neuen Wirklichkeiten“ überhaupt authentisch? Was nützen sie dem Menschen? Wird er dadurch besser, glücklicher? Oder kommt es nicht vielmehr darauf an, Gegenvorschläge zu machen? Utopien aufzustellen, die auch nichts weiter als Versuche sind, um zu wissen, wie weit man mit ihnen gelangen kann. Friedrich Heer sagt in seinem Buche über Europa — Mutter der Revolutionen: „Die schöpferische politische Vernunft hat ihr erstes und letztes Betätigungsfeld im Raum der Utopie.“ Was für die politische Vernunft gilt, gilt auch für jede andere Vernunft — wenn die Vernunft nicht gar selbst eine Utopie ist: ein Versuch, zu erfahren, wie weit man mit der Behauptung kommen kann, der Mensch sei ein vernünftiges Wesen. Utopien reißen uns aus unserer Trägheit, unserer Fachsimpelei, unserer Einseitigkeit, unserer Erstarrung in den Meinungen und Schlagworten, mit denen wir einmal Erfolg gehabt haben. Der Erfolg und Kompromiß von heute ist immer das Verhängnis von morgen. Oder fast immer. Die „Könige und großen Herrn“ (Hofmannsthal) wurden geopfert, wenn sie nichts anderes mehr zu bieten und zu verkörpern hatten als das Maß und das System, das sie groß gemacht hat.

Was hat das, so wird man fragen, mit Lyrik zu tun. Nun, Lyrik ist eben auch eine Utopie, ein Gegenvorschlag, in dem die einen nur ein müßiges, wenn auch nicht ganz überflüssiges Spiel mit Worten erkennen; andere aber das Muster eines neuen Bewußtseins.

Sie erinnern sich sicherlich an das Schauspiel „Vor Sonnenuntergang“ von Gerhart Hauptmann. Da versucht ein alter Mann und Industrieboß noch einmal alle seine Macht und Herrlichkeit und Liebe, derer er fähig ist, an sich zu reißen — ehe er das alles ändern überlassen muß. Man bewundert dieses Schauspiel, man ist von ihm ergriffen, aber man wird das Gefühl nicht los, daß irgend etwas an diesem Schauspiel fehlt, damit es zu einer Tragödie werden könnte. Der Patriarch, der da stirbt, ist er identisch mit der Welt, die mit ihm untergeht? Ja, wenn er die Fähigkeit hätte, sich völlig

zu wandeln, ein neues Leben zu beginnen — dann würden wir seinen Tod als tragisch empfinden. Aber der Tod eines Menschen, der gar keine Zukunft hat, — der nur so weiterleben würde wie bisher?

Ich glaube, ein Drama, eine Dichtung müssen auch in die Zukunft offen sein; Sentimentalität in bezug auf die Vergangenheit — ob bewältigt oder nicht bewältigt — genügt nicht. Nicht daß man die Vergangenheit verliert, ist das Tragische, sondern daß man die Zukunft verliert. In dieser Hinsicht hat sich unsere Anschauung durch den zweiten Weltkrieg geändert. Vorher erschien es noch tragisch, wenn Othello Desdemona fälschlicherweise aus Eifersucht erwürgt; heute erscheint das nur noch als eine Art Schizophrenie. Was aber ist heute „tragisch“? Nicht nur, daß „beide Seiten recht haben“, eine Tatsache oder Beobachtung kann nicht tragisch sein, das allein genügt noch nicht. Tragisch ist allein die Situation des Menschen, der weiß, daß er sich eine Welt geschaffen hat, in der für ihn selbst kein Platz mehr ist. Alle großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Berechnungen sind von hochkünstlerischen und intuitiven Menschen gemacht worden — aber das neue Weltbild schließt die Intuition aus und toleriert Kunst nur als serielles Kunsthandwerk, im besten Falle. Die Atomzertrümmerung, das Meisterwerk des naturwissenschaftlichen Geistes, führt fast zwangsläufig zur Vernichtung des Menschen — zumindest des Menschen, wie wir ihn uns bisher in Europa vorgestellt haben, der also fähig ist, eine solche Entdeckung zu machen. Der „Mensch der Zukunft“, wenn es ihn überhaupt gibt, kann nur ein Wesen sein, das diesen intuitiven und erfinderischen Geist nicht mehr hat — zumindest auf lange Zeit hin nicht mehr. Tragisch also ist die Situation des Geistes, der das erkennt; der das — wie Gottfried Benn — doch noch in Worte, in ein kurzes Gedicht zu bannen vermag. Tragisch, weil es keinen Ausweg gibt. Oder zumindest gibt es in der Welt, wie sie jetzt beschaffen ist, keinen Ausweg. Möglicherweise wird doch noch einmal ein Ausweg sichtbar; aber wir können nichts dazu tun. Wir können nur warten — und schweigen, mit der beinahe restlosen Gewißheit, daß wir dann nicht mehr da sind, wenn diese — zweite — Veränderung eintreten sollte.

Veränderung, Umkehrung —: das sind die Stichworte, die man als Maßstab an die Lyrik anlegen könnte. Am deutlichsten wird das vielleicht, wenn man ein Gedicht von Werner Reinert liest. Etwa dies:

Früchte

*Schmecke den Apfel
schmecke die Feige
schmecke den Tod.*

*Brich alle Früchte
aus dem Gestrüpp, das
niemals mehr grünt.*

*Hinter der Hecke
herbstlicher Tanz
trommelt die Nacht.*

*Schmecke den Apfel
schmecke die Feige
schmecke den Tod.*

Was uns zunächst als ein sehr einfaches, alltägliches Spiel mit Worten erscheint, wird unvermittelt eine Veränderung der Welt: Stillstand, Atemanhalten, Verlagerung der Gewichte — Stirb und Werde. Und auch die Sprache ist wie verwandelt. Auch die Landschaft, uns eben noch bekannt als Tag der Ernte — jetzt plötzlich nicht mehr Höhepunkt des Lebens, sondern Übergang in ein anderes Dasein.

*Wenn der sommer vorbei ist
fisch an der mole fault
wolke den strand zersägt
fällt es mir auf:*

*ball der nicht mehr rollt
schiff das nicht mehr fährt
mund der nicht mehr lacht*

*wenn die mauern kalt sind
spinne im segel webt
zigeuner die geige verbrennt
weißt du es jäh:*

*kinder sterben schwer
inseln holt der Sturm
lippen schneien zu. —*

Viel langsamer löste sich Karl Christian Müller aus einer Welt und Wirklichkeit, zu der alles gehörte, was er in seiner Jugend verehrt, geachtet, geliebt hatte, deren Grundfesten aber zerbröckelten, zusammenbrachen, nur noch durch Stützen aufrecht zu erhalten waren. Das Erlebnis der Gefangenschaft in der Wüste, das völlige Auslöschen als Mensch, die Rückkehr in ein bloßes Gerade-noch-Dasein brachte die entscheidende Wendung. Aber nicht nur das äußere Erlebnis war entscheidend — nicht minder wichtig ist das beinahe zwanzigjährige Schweigen über dieses Erlebnis, die große Geduld, etwas solange in sich zu bewahren, bis es seine adäquate Form und seine neue Sprache gefunden hat. Jetzt also liegen diese Gesänge „Der Ort war die Wüste“ vor uns, und das einzige Dilemma ergibt sich aus der Unmöglichkeit, sie ganz abzudrucken — wir müssen uns mit einigen wenigen Zitaten begnügen. So beginnt etwa der 19. Gesang:

*Die Zunge brennt mir, verbrennt, ich küßte
den weißen Stein, ich küßte ihn schwarz.
Die Berge zerfielen, enthüllten den Stein aus
Dem Stern, den ich mit schuldiger Zunge
Küßte. Aus Scham war ich stumm, aus Schuld.
Die Zunge brennt, kein Trank löscht die Flamme.
Lösch ich mit meiner Rede sie?
Mit Regenworten und bitterer Myrrhe?*

Wir spüren sofort, wie hier eine neue Sprache versucht, wie mit einem Hammer aus der versteinerten Welt ein neues Gesicht herauszumeißeln, -- wie die Askese des Geistes die Wüste zwingen will, fruchtbar zu werden. Ein anderes Zitat:

*Die Säulen der Windhosen kreiseln in
Erregung, berufen sich, den Himmel
Zu tragen, auf drohender Erde das ewige
Blau, recken sich vergeblich,
den Sand zum Marmor zu fügen. Der wirbelnde
Fuß, der den Stand sucht, fegt mich
Beiseite. Irr flattert der Turm aus Staub.
Nicht einmal Trümmer, wo er sinkt.*

Man ist ergriffen von dieser Unruhe, selber Sand, der Marmor werden will, Staub, nach Unsterblichkeit greifend. Aber das Antlitz der Erde verändert sich nicht, es sei denn in uns. So erhebt sich gerade dieser Gesang zu der wichtigsten Stelle:

*Baum bin ich, der zu Stein ward, eh er
Entfliegen konnte, eh er verweste,
Dem die Wüste ins Herz drang, eh es
Zerbrach, dessen Unsterblichkeit schwarz ist . . .*

Lyrik, die Summe eines Lebens. Vieler Leben, wenn sie die entscheidende Umkehrung trifft.

Wo einem „die Wirklichkeit nicht mehr paßt“ wie ein abgetragenes und fremdes Kleidungsstück, da entsteht das, was man die moderne Lyrik nennen könnte, wüßte man nicht, daß Dichtung zu allen Zeiten ein Suchen nach einer intensiveren oder wahreren Wirklichkeit war. „Neu“ ist eigentlich nur, daß die alten Denk- und Sprachformen nicht noch einmal durchlaufen werden – wie es z. B. noch Hölderlin getan hat –, sondern von vorne herein ein eigener Weg, eine eigene Sprache, eine eigene und eigens erlebte Welt gesucht wird, nicht ohne daß man sich dialektisch und in Zorn gegen die alten Formen und Vorstellungswelten stellt. Daß dabei Entgleisungen vorkommen, daß man sich in Sackgassen verliert, daß man – da geeignete Maßstäbe der Kritik fehlen – gelegentlich zu kritiklos redselig wird, ist selbstverständlich und sollte niemandem nachgerechnet werden, der sich ernsthaft bemüht, seine eigene Form zu finden. Auch sollte nicht darüber geurteilt werden, welches der bessere Weg sei: der alte oder neue – sie führen beide zum gleichen Ziele. Wenn eine Gefahr für die Lyriker in der hergebrachten „Manier“ besteht, so die, daß sie eine Dichtform als ihre „eigene“ betrachten und sie ihnen unversehens zur Masche wird. Wie diese Gefahr vermieden werden kann, haben wir versucht, anhand von K. C. Müllers „Gesängen“ zu zeigen. Dem Dichter, der den „neuen“ Weg geht, droht eine andere Gefahr. Da ihre Opposition gegen die bestehende Welt im Grunde, zum Teil wenigstens, eine verkappte Liebe eben zu dieser Welt ist, verfallen sie später gern, wenn die Flamme etwas niedriger zu brennen beginnt, in ein „Rühmen“ eben dieser anfangs verachteten Welt, die aber dann längst überwunden sein wird, nicht zuletzt dank der Kritik eben dieser Dichter selbst. Ein Musterbeispiel dafür ist wiederum das Theaterstück „Vor Sonnenuntergang“.

Kommen wir nun zu zwei Beispielen der Lyrik von Johannes Kühn. Sie ist also nicht „Umkehrung“, auch nicht Entdeckung einer „neuen Wirklichkeit“, sondern sie steht vielmehr intuitiv und von vorne herein in dieser anderen Weltsicht und Wirklichkeit.

Gast . . .

*Gast am grauen Brett des Lands,
mein Knie bereit
für den Nestbau der Krähe.
In mir der Schlaf
eine Wolke dröhnt,
Zimbeln aus alter Zeit.
Gern vergessen
wie die Ammer
tot in die Hecken gefallen.
Aus fernen Fenstern
zielt mich kein Auge an.
Den Atem der Kinder
behält die Wohnung
in steinernen Wänden.
Den Mond,
wer schmiedete den Mond?
Das weiße Schild
hängt am Himmel
der frierenden Nacht.*

In dem folgenden Gedicht erkennt man deutlich, wie der Dichter versucht, einen ganz eigenen Ton, eine eigene Melodie und Leichtheit zu finden, die für ihn das Glück der Welt bedeuten, nach langer Schwermut – sie vor allem „veraltet“ und etwas, das überwunden werden muß. (Obwohl man wiederum gerade durch Schwermut auf den Grund der Welt sinkt.)

Mai.

*Pfingsten im Rücken
und die Tage
vollen Grases
starben.
Gluthand der Sonne faßt
in die Sträucher,
und die Spuren:
Blüten
durch des Sommers breiten Monat.
Daß in den Augen, den stillen Wohnungen, lebt
was wert ist
blutet die Rose
in den Sand.
Aber dann geh und vergiß nicht:
Pfingsten im Rücken
und die Tage
vollen Grases sterben.*

Ein ganz anderes, eigenartiges Raum- und Zeitgefühl als das, woran wir uns gewöhnt haben. Aber sicherlich ist das Ungewohnte heute wahrer als die Schablonen des Denkens, Fühlens, die uns von jeder Plakatwand entgegenschreien. Zumindesten ein Versuch, dem Verhängnis des inneren Todes zu entgehen, – inwieweit gerade dieser Versuch zum Verhängnis füh-

ren kann, bleibt abzuwarten. Gerade der Schock, den wir empfinden, wenn wir aus der Plakatwelt in die Wirklichkeit treten, macht den Streit, ob Literatur und Dichtung sich engagieren solle oder nicht, so hinfällig. Man könnte bei Johannes Kühn von einer Neigung reden, sich ins Unbewußte sinken zu lassen, wenn er eben sich nicht zugleich bemühte, die bewußte Literaturgattung auszuüben: die Dramatik. So aber kommen wir auch bei ihm auf die allgemein gültige Formel: Es gibt keine wirklich engagierte Literatur, die nicht zugleich völlig absichtslos wäre, die sich nicht zugleich und immer wieder ins Unbewußte sinken ließe, um aus ihm den Atem der Leidenschaft zu holen. Die nur absichtsvoll montierten Werke taugen nichts. Man könnte Natalie Zimmermann um die Unbedingtheit beneiden, mit der sie sich engagiert, mit der sie nur auf *das eine* achtet, für das es sich lohnt, immer und immer wieder zu leben. Aber ich glaube, wir haben nicht genügend Distanz zu diesen Gedichten, um etwas darüber zu sagen; ein Gebet – und sie sind alle Gebete – schließt immer auch den Nächsten mit ein.

Gott

*Ich treffe ihn
auf den Straßen der Welt –
unter den Sklaven der Sünde,
bei den Gefangenen der Schuld,
in dem Schrei der Verzweifelten,
im letzten Nein zu ihm.*

*Ich treffe ihn
in den Kammern der Stummen –
im Hunger nach Brot,
im Hunger nach Leben,
im Hunger nach mir,
im Hunger nach ihm.*

*Ich treffe ihn
im Getto der Flucht
vor dem Verfolger,
vor dem Verleumder,
vor dem Feind –
im Gericht vor ihm.*

*Ich treffe ihn
heute
zum ersten Mal.*

Über seine eignen Gedichte kann man kaum etwas sagen; höchstens über ihr Entstehen. Sie haben sich von einem gelöst, manches erkennt man an ihnen wieder, anderes nicht. Einiges möchte man verbessern, aber oft wird es durch die Verbesserung nur schlechter. „Begeisterungstürme sind nicht gefragt“, wenn es nur einigen wenigen gefällt.

Delphi

*– Hier: der Erde Schweigen
zusammengefaßt, – nicht der gewaltige
Torso des Schmerzens, nicht*

Freude, lodernde Flamme, die eigene
Seele verzehrend —
Schweigen. Verstummen. In Zweigen der Pappel, im dunklen
Dämmern des Himmels über den Felsen, —
donnernde Muschel an meinem Ohr.
Des Rotdorns Schatten auf heller Erde,
wo Wasser sein klares Licht
Steinen zur Speise gibt. Über dem Abgrund gehen
die Wissenden. Oder
aus der Tiefe steigt Rauch auf:
Stimme der Zukunft? Der Wahrheit?
Aber das Leben ist Lüge.
Mit jedem Atemzug wird
unersätzlicher dieses
Dasein. —

Keine Spur hinterlassen:
nicht auf den Kreidefelsen am Meer,
nicht im Gedächtnis der Menschen.
Frei sein von Dauer oder
ewiger Wiederkehr. Alle
Dauer in diesen einen
Augenblick, dieses
Heute pressen! Aber
zurücklassen: nichts. Keine Erinnerung, weder
Gutes noch Böses.
Niemals zuende gedacht: Wirklichkeit, sanfter
Druck in den Schläfen; die Liebe,
steinerne Treppe im Licht, von denen
immer wieder begangen, die niemals
ein Ende finden; der Sterbenden
blutende Stirn; das Werk, das wir schufen.
Gleichgültigkeit: letzte
Stufe in jedes andere Dasein.

Nichts mehr berührt uns, — nur noch die Luft und
von allen Seiten der leise
singende Ton, wenn die Spitze des Pfeils
sich in die Mitte des Lebens bohrt.
Stille, schattenlos, lehnt
an zerfallender Mauer. Nachher legt achtlos der Gott
den Bogen beiseite. Dichter und dichter
die Schatten über der Stirn. Und vielleicht auch
das Wissen, daß Unsterblichkeit immer
ein Opfer ist.

An den Anfang der Geschichte des Europäischen Geistes möchte ich die
Irrfahrt jenes Odysseus stellen, der sich gegen die Übermacht des Schick-
sals und der Götter, gegen die Verlockung des Fremdartigen und Unbewuß-
ten jahrelang behauptete und in die Welt zurückkehrte, aus der er ge-
kommen war. Denn sie allein war für ihn sicher und klar, sie allein kannte
er genau. Aber es scheint so, als ob diese Welt des geistigen Abendlandes

immer wieder wie ein Meer an fremde Küsten brandet und sich zu verlieren droht.

Wir haben uns einer Welt angepaßt, ohne danach zu fragen, ob sie von Dauer ist oder einen Sinn hat. Der Astronaut, der Wissenschaftler, der einer chemischen Verbindung auf der Spur ist, der Dramatiker, der versucht, die „Veränderungen im Gewissen des Menschen“ darzustellen – sie alle spüren, wie die Welt wieder in die Vieldeutigkeit zurücksinkt, in die Verschiedenwertigkeit, in der Gleichberechtigung von Glück und Unglück: das mögliche Heil kann zugleich auch die endgültige Katastrophe sein. Wir kehren in einen Zustand zurück, im dem alle Möglichkeiten wieder offen sind und nichts unwirklicher ist als die Wirklichkeit. In diesem Zustand, in diesem Übergang kann ein Gedicht der einzige Halt sein, den wir haben.

DIE PÄDAGOGISCHE PROVINZ

Ein utopischer Vorschlag

Utopie

Darstellung, wie etwas sein sollte oder sein könnte (sein = werden). Eine gewisse Koketterie mit dem Unmöglichen, hinter der aber ein großer Ernst und eine unausgesprochene Hoffnung liegt, es möge doch einmal das scheinbar Unmögliche verwirklicht werden.

Provinz

Sie versucht, ein Eigenleben zu führen und nicht nach den „weltweit“ üblichen Normen zu leben. Es kommt darauf an, ob sie nur zufällig da ist oder ob sie um eine geistige oder gesellschaftliche oder sittliche Mitte gewachsen ist. Wo diese (überschaubaren) Provinzen aufhören, beginnt meistens – neben der Weltsicht – auch das Mißverständnis, neben der größeren geistigen Freiheit – die Verallgemeinerung und die Phrase, das heißt die Irrealität. Die Reaktion ist der Provinzialismus und die Kleingläubigkeit. Ein Experiment kann nur in einer (überschaubaren) Provinz durchgeführt werden. Selten haben die Ergebnisse von Experimenten auch in anderen Provinzen Gültigkeit, wenn sie nicht „übersetzt“ werden: in die anderen Gegebenheiten, in die andere geistige, sittliche und gesellschaftliche Sprache. Ein Beispiel dafür: Es ist im Grunde ganz gut, wenn man durch verschiedene Schulen gegangen ist und gelernt hat, sich umzustellen und nicht Wissensstoff anzusammeln, sondern eher die Fähigkeit, sich ihn bei Gelegenheit anzueignen. Trotzdem möchte man, daß alle Schulen und alle Klassen in diesen Schulen auf dem gleichen Niveau stehen und nach dem gleichen Schema vorgehen, damit ein Kind, wenn es umgeschult wird, „nichts verliert“ – gemeint ist die Zeit. Aber auf diese Weise verliert es die unschätzbare Chance, denken, vor allem selbständig denken zu lernen.

Förder- oder Beobachtungsstufe

Endlich etwas, das nach einer Reform nicht so sehr der Schule, als vielmehr des Schulgeistes aussieht, fast schon eine Art „Pädagogischer Provinz“ im Kleinen, weil in ihr die Beobachtung des Wachstums- und Reifevorganges im Kinde, die Beobachtung seiner Anlagen und Fähigkeiten im Vordergrund steht; und weil die Ergebnisse dieser Beobachtung darüber entscheiden sollen, in welcher Richtung man das Kind in Zukunft weiterbildet. Kein Examen, kein Test, nicht der Ehrgeiz oder die Gleichgültigkeit des Erziehungsberechtigten, auch keine bestimmte und lehrplanmäßig festgelegte Vorstellung, wie klug und erwachsen ein Kind im jeweiligen Alter zu sein habe, entscheidet darüber, welchen Weg es gehen soll, sondern einzig und allein die Erfahrung, die man mit ihm macht. Das erscheint selbstverständlich, blieb aber bisher bei allen Gesprächen über die „Ausschöpfung der Bildungsreserven“ – übrigens ein recht unbestimmter und weitläufiger Begriff – unberücksichtigt. Denn bei der „Bildung“ kommt es zunächst einmal gar nicht so sehr darauf an, wofür man gebildet und geformt wird – für die Universität, die Industrie, die Gesellschaft, den Staat –, sondern

darauf, daß aus dem vorhandenen „Material“ das Bestmögliche herausgearbeitet wird. Echter Bildung wohnt eine gewisse Absichtslosigkeit inne, dadurch unterscheidet sich unser Bildungssystem von dem einer Diktatur. Zu echter Bildung gehört die Freiheit. Ein weiterer Vorteil der Beobachtungsstufe: Man weiß zum Glück noch nicht genau, was auf ihr gelehrt und den Kindern beigebracht werden soll. Die Altersgrenzen sind fließend, die Lehrpläne noch völlig offen, Industrie, Handel, Gewerbe, die Öffentlichkeit stellen noch keine „unabdingbaren“ Forderungen, wie die Kinder bildungsmäßig vorzufabrikieren seien, — vor allem dieses Phänomen hat mich immer in Erstaunen versetzt. Daß Gewerbe- oder Handelsschulen dazu da sind, Jugendliche für bestimmte Berufe vorzubereiten, ebenso technische Lehranstalten, ist klar. Aber die allgemeinbildende Schule? Meiner Ansicht nach ist sie nur dazu da, für den wichtigsten Beruf vorzubereiten: denjenigen, Mensch zu sein. Dr. Fritz Hoffmann hat recht: Bildungsfragen sind nur augenblicklich aktuell — bald werden sie nur noch Anhängsel oder Vorfeld anderer, größerer Fragen sein.

Reformen

Welche Reform auch immer vorgeschlagen oder durchgeführt wird, sie darf nicht nur irgendwelche Symptome der Krankheit beseitigen, sondern sie muß den Krankheitsherd selbst in Angriff nehmen und daran denken, daß sie erst in 10 bis 20 Jahren ihre Früchte tragen wird. Die Überforderung der Schüler kann z. B. nicht dadurch behoben werden, daß man den Lehrern zur Auflage macht, die Hausaufgaben zu verkürzen oder zu vereinfachen. Auch nicht dadurch, daß man einen Schüler die gleiche Klasse noch einmal durchlaufen läßt. Man muß den Krankheitsherd beseitigen: die ständige und zersetzende Ablenkung der Aufmerksamkeit und den hektischen Wechsel von einem Unterrichtsfach zum andern. In einer „Pädagogischen Provinz“ könnte das beste Gegenmittel in Kraft treten: die Einlegung von Ruhe- und Liegepausen, wie sie in vielen Landheimen üblich sind.

„Zeitgemäß“, „wirklichkeitsnah“

Die Dichter des Absurden haben zur Genüge gezeigt, was es mit dieser „Zeit“ und dieser „Wirklichkeit“ auf sich hat. Das Zeitgemäße (und Ehrlichste) ist immer noch die kollektive Verwandlung der Menschen in Nashörner. Bildung hat es vielmehr mit der Dauer zu tun — zumindest mit einem Zeitraum von 20 Jahren.

Außerdem steckt auch noch ein psychisches Problem hinter diesen Wörtern. Den Schock, wie die Welt wirklich ist, erträgt der Mensch höchstens erst mit 25 Jahren; bis dahin braucht er Illusionen, um leben zu können. Man könnte auch sagen: Ideale. Die Exzesse mancher Jugendlichen sind nur daraus zu verstehen, daß dieser Schock sie viel zu unvermittelt getroffen hat. Viel schlimmer ist es aber, wenn man sich, weil man die Wirklichkeit nicht oder noch nicht erträgt, resolut von ihr abwendet und in eine Ersatzwirklichkeit flüchtet, wie sie illustrierte, Fußball, Toto, Bildschirm und so weiter bieten. Gewiß, auch das ist „zeitgemäß“, aber andererseits auch wieder der Zeit und Gegenwart gegenüber völlig fremd. Und dahinter lauert ein Wirklichkeitsschwund, der unsere Kultur früher oder später zu einem Amoklauf verurteilen könnte.

Die Schule hat dabei eine doppelte Aufgabe. Einmal, den Jugendlichen vor

falschen Wirklichkeiten zu bewahren; zum anderen, ihn in die Wirklichkeit zu führen, wie sie ist, aber so, daß er nicht von ihr zerstört wird. Der Wirklichkeitsgehalt ist daher auch das entscheidende Kriterium für jeden Wissensstoff und jede Fähigkeit, und dieser Wirklichkeitsgehalt ist nicht nur vom Wissensstoff, sondern auch von dem abhängig, der ihn aufnehmen soll. So wird zum Beispiel nie jemand mit der Rechtschreibung zurande-kommen, für den sie keinen „Sinn“, keine Wirklichkeit hat. Am Wirklichkeitsgehalt scheidet sich auch der Begriff der Bildung überhaupt. Für die einen ist sie ein Denk- und Gestaltungsvermögen — es gibt für sie keine Wirklichkeit, die sie nicht selbst mitgestalten. Nun wird aber nicht jeder die Initiative ergreifen lernen und ein „Meister der Wirklichkeit“ werden können, wie Tschuangtse in einem Gleichnis sagt; aber niemals wird Bildung ein bloßes Auswendiglernen von Kenntnissen, ein Üben und Mechanisieren bestimmter Fähigkeiten sein, wenn auch in Deutschland immer wieder eine Neigung besteht, sie — wie Fausts Famulus Wagner sagt — auf das zu reduzieren, was man „Schwarz auf Weiß nach Hause tragen“ kann. Leider liefert die Statistik nur Material für die zweite Art des Lernens, sie wird also nie wirklich dem Phänomen „Bildung“ nachkommen.

Das „retardierende Moment“

Schiller spricht im Zusammenhang mit seinen Dramen von einem „retardierenden Moment“, das den Ablauf des Geschehens verlangsamt und vielleicht sogar zum Stillstand bringe. Das retardierende Moment ist notwendig, wenn man bedenkt, daß alles — auch Bildung — eine bestimmte Zeit braucht, um in sein ganzes und wirkliches Wesen zu reifen. Das retardierende Moment kann aber auch, wenn es von außen kommt und dem inneren Ablauf des Geschehens widerspricht, die Reife, die „Wirklichkeitswerdung“ unterbinden. Es ist im Grunde ein soziologischer Begriff: der einzelne wird immer für die Gemeinschaft ein retardierendes Moment sein, aber auch die Gemeinschaft für den einzelnen. Erziehung besteht weitgehend aus der richtigen Steuerung dieses retardierenden Moments. Das gefährlichste retardierende Moment ist der Glaube der Erziehungsberechtigten oder der Erzieher, sie könnten die Zeit festhalten und das, was für sie am besten und wissenschaftlich war, sei auch für die Kinder gültig, die in eine ganz andere Zeit und Umwelt treten werden.

Konzentrationsunfähigkeit

Konzentrationsunfähigkeit, Zerstreuung wird immer mit einer Unreife und Verkümmern des Selbst bezahlt. Es gibt dagegen nur ein einziges, uraltes Rezept: Entsagung — Ruhe — Abschirmung gegen jede Art von Zerstreuung — die Kenntnis weniger Dinge, ihnen aber auf den Grund gehen, sie völlig in sich aufnehmen. Es ist weniger wichtig, daß das Leben attraktiv, als vielmehr, daß es wirklich, wahr, durchschaubar, zuverlässig ist — für das Kind. Wie es für den Erwachsenen ist oder sein sollte, steht hier nicht zur Diskussion.

Akzeleration

„Was lange wächst, das wird doppelt stark“, sagt C. F. Meyer, und er sprach in eigener Sache und für die Spätentwickler. Frühreife hingegen und Akzeleration des Wachstums in einer bestimmten Richtung führt fast immer zu

wachsender Nervosität und Labilität in anderen Richtungen. Der frühreife Mensch bleibt meistens – mit Ausnahme einiger weniger, die das Zeug dazu haben – auf einer bestimmten Entwicklungsstufe stehen: er ist mit 16 schon 20 Jahre alt, aber mit 40 immer noch 20. Das Gegenmittel: die Übung, den längeren Atem, Geduld, Gleichmut, stetiges Interesse zu haben. Aufgaben zu lösen, mit denen man nicht gleich „fertig“ wird, sondern die sich über mehrere Tage oder Wochen hinziehen und gleichzeitig mit bestimmten Reifevorgängen zusammengehen. „Wir leben in der modernen Gesellschaft ein Leben aus zweiter Hand“, sagt der Soziologe Professor Schelsky. Gerade ein solches Leben führt aber zu „Reizüberflutung“, zu einer krankhaften Akzeleration in einer bestimmten Richtung, ohne die notwendigen, gesunden Gegenkräfte zu wecken. Unsere Zeit scheint den frühreifen Spezialisten zu verlangen und nötig zu haben; aber mindestens ebenso offensichtlich ist es, daß wir immer noch auf der Schwelle einer neuen Wirklichkeit stehen und daß diese Wirklichkeit nur bewältigt werden kann, wenn wir uns auf das Wesentliche konzentrieren, wenn wir uns beinahe asketisch darauf vorbereiten, den Durchbruch zu wagen.

Staatsbürgerliche Erziehung

Darunter verstehen wir zweierlei. Einmal, daß der junge Mensch die politischen, sozialen, vielleicht auch wirtschaftlichen Einrichtungen seines Landes und der Staatsform dieses Landes, aber auch anderer Länder kennen und aus der Geschichte verstehen lernt. Das wird mit Fug und Recht dem Geschichtsunterricht zugeordnet. Andererseits handelt es sich aber auch um eine staatsbürgerliche Gesinnung und Freiheitsliebe, um eine geistige Gesittung und ein Gemeinschaftsdenken; die können dem Kinde nicht gelehrt und vorgetragen, sie müssen gezeigt und vorgelebt werden, und es muß ein bestimmter Anreiz da sein, sich auch in diese Gemeinsamkeit einzufügen. Dazu braucht es, wie gesagt, Vorbilder, Persönlichkeiten; es bedarf aber auch eines bestimmten emotiven Interesses, gegen das wir mißtrauisch geworden sind, weil es so oft mißbraucht wurde – vielleicht von manchen immer noch mißbraucht wird. Also muß auch dieses Mißtrauen überwunden werden, und zwar auf eine sehr nüchterne, zugreifende, tätige Art und Weise. Ich sehe da eigentlich keinen anderen Weg, der so gangbar wäre als die Schaffung pädagogischer Provinzen, in denen die jungen Menschen in eine Gemeinschaft mit allen demokratischen Einrichtungen in nuce hineinwachsen, in denen aber auch ein echter demokratischer Geist garantiert ist – der immer zu einem aristokratischen Denken eher als zur Kollektivität neigt –, und zwar garantiert dadurch, daß man die besten und tüchtigsten Persönlichkeiten an ihre Spitze stellt, gleichgültig aus welcher Sphäre des Lebens sie kommen.

Schwierigkeiten der Entwicklung

Es handelt sich nicht unbedingt darum, die Irrtümer und seelischen Katastrophen zu vermeiden, die die Begleiterscheinung jeder Entwicklung, jeder „Übergangszeit“ sind – und wann ist im Leben des Menschen nicht Übergangszeit? Es kommt vielmehr darauf an, diese Erfahrungen in die richtigen Bahnen zu lenken. Goethe: „Wer nicht verzweifeln kann, der soll nicht leben.“ Ein – etwa durch psychiatrische Behandlung – vermiedener seelischer Konflikt ist nicht unbedingt eine Bereicherung; außerdem wird man

den Verdacht nicht los, daß bei vielen seelischen Konflikten nicht der Leidende, sondern vielmehr seine Umwelt behandelt werden müßte. Mißstände werden dauerhaft und katastrophal, wenn man immer nur die Menschen an sie angleicht, indem man sie seelisch nivelliert. (So werden wir den Konsumgütern und Maschinen angepaßt, statt möglicherweise umgekehrt.)

Neuorientierung des Lebens und der Gesellschaft

Ein offenes Geheimnis: daß diese Neuorientierung im Gange ist. Und daß sie auch vor der Schule nicht haltmacht, ja, daß die Schule bei dieser Neuorientierung eine entscheidende Rolle spielt. Oder spielen könnte. Die entscheidende Überlegung für die Schule wiederum: Alle Reformen und Änderungen, die sie durchführt (leider bisher wirklich nur Änderungen, nie eine regelrechte geistige Reform!), gelten für Menschen, die erst in zehn oder zwanzig Jahren ins öffentliche Leben treten werden.

Der wohl wesentlichste Zug der Neuorientierung geistiger und psychischer Art ist die Relativität. Die absoluten Normen werden zu relativen, die Zukunftsprognosen und -aussichten zu Wahrscheinlichkeitsrechnungen, die immer einen bestimmten Spielraum haben werden. Unrichtig daher etwa die Frage, was wichtiger sei: Französisch oder Englisch zu lernen. Letzten Endes wirklich sinnvoll ist aber nur das Erlernen der Sprachstruktur, und wie man in den Geist der Sprache eindringt, damit man das geistige „Rüstzeug“ bekommt, um möglichst rasch in jede andere Sprache auch eindringen und sie erlernen zu können. Also sind die Verfechter des Lateinunterrichts doch nicht so unmodern. Aber auch in allen anderen Fächern wird der „Denkanstoß“ immer wichtiger, während die Mechanisierung eines Denk- oder Lernvorganges in den Hintergrund tritt. Das ist möglicherweise der Punkt, wo sich die beiden Wege – der althergebrachte und der neue Weg – trennen. Und wo viel Ballast und viele Vorurteile abgeworfen werden müßten. Auch muß man wohl zugeben, daß der „Unsicherheitsfaktor“ des relativen Weltbildes zu groß ist, als daß er in allgemein verbindliche Erlasse einbezogen werden könnte. Man denke nur etwa an die Einschulung der Kinder: die Schulreife ist ja, das weiß man längst, keineswegs vom Jahrgang, geschweige denn von Monaten oder Tagen abhängig; mit juristischen Regelungen ist ihr schon gar nicht beizukommen, allerhöchstens mit gewissen Tests. Aber dasselbe gilt für die Reife für eine höhere oder fortbildende Schule und schließlich auch die Universitätsreife. Im kleineren Maßstab auch für den Übergang von einer Klasse zur andern: mittels Zensuren in den einzelnen Fächern kann das nicht ausgehandelt werden. Diese Noten dürften beim Abitur nur als Vornoten gelten, die höchstens über Zulassung oder Nichtzulassung entscheiden. Die eigentliche „Prüfung“ müßte aber ein psychologischer und geistiger Test sein, etwa in der Art: Wie wird der Kandidat mit einem Text von de Broglie oder Montaigne oder – wenn er Latein gehabt hat – von Cäsar fertig? Welche Gedanken und Beziehungen vermag er daran anzuknüpfen? Oder: Wie wird er mit einer ihm noch unbekannten Versuchsanordnung in Physik und Chemie fertig, und wie vermag er da zu dem richtigen Ergebnis zu kommen?

Daß dergleichen Umstellungen am besten in „Pädagogischen Provinzen“ vorgenommen werden können, versteht sich von selbst; andere öffentliche Schulen sind viel zu sehr der Kritik der Eltern- und Interessenverbände und anderer Organisationen und vorgesetzter Behörden ausgesetzt, als daß sie

irgendwelche sinnvollen Reformen durchführen könnten, die ja zu ihrer Durchführung Ruhe und Konzentration erfordern, die durch ständiges Nachrechnen des augenblicklichen Erfolges oder Nichterfolges sofort zerstört werden.

Erkenntnis

De Maderiaga nennt in seinem Buche „Porträt Europas“ (Stuttgart 1958) die Neigung zur Erkenntnis eine der schönsten Begabungen des Europäers, fügt aber hinzu: „Die Kehrseite dieser Begabung ist die einigermaßen mangelhafte Entwicklung der intuitiven Fähigkeiten.“

Das ist richtig, setzt aber eigentlich den Fehler, der den Europäern vorgeworfen wird, fort – kein Wunder, da ja Maderiaga selbst ein so leidenschaftlicher Europäer ist. Der Irrtum liegt nämlich dort, wo man Erkenntnis als etwas von den Sinnen und der Intuition völlig Getrenntes ansieht; Erkenntnis ist aber zunächst sinnliche Erkenntnis. Herder sagt, der Geist sei „von den Sinnen abgezogen“, also nur eine systematischere, klarer aufgebaute Intuition.

Es ist klar, daß von dieser „Erkenntnis“ her so manches Unterrichtsprinzip neu durchdacht werden müßte, etwa dasjenige, man sollte immer vom Konkreten zum Abstrakten gehen, nicht umgekehrt. Es ist durchaus möglich, daß manche Abstrakta intuitiv besser zu erfassen sind als das verwirrend Konkrete. Die Forschung in der Physik geht ja auch oft von der theoretischen Physik aus, um dann erst ins Konkrete und experimentell Beweisbare vorzudringen.

Die Pädagogische Provinz

In den bisherigen „kritischen Gängen“ wurde versucht zu zeigen, daß es sich bei der Schulreform nicht um eine äußere oder methodische, sondern vielmehr um eine innere Veränderung handelt: um eine Änderung der geistigen Haltung zu und in der Schule. Das Klima des Lernens muß geändert werden, das hierarchische Denken muß einem demokratischen Denken weichen, das intuitive Denken und die theoretische Anschauung aufgewertet werden, also das, was Denken und Anschauen umfaßt – mit einem Wort: Der Mensch muß wieder in den Mittelpunkt der Schule rücken. (Allzu oft war es nämlich bisher eine Idealgestalt des Lehrers und ein beinahe maschinell prüfbares Kind.) Die zentrale Stelle, von der aus eine Schule geleitet wird, dürfte nicht außerhalb des Schulbezirks liegen, sondern müßte ein wirkliches Zentrum sein und in der Mitte liegen, so daß von dieser Mitte aus nicht nur Verordnungen, sondern vor allem auch geistige Impulse kommen. Ein weiterer sehr wichtiger Punkt ist die Vielfalt in der Einheit. Zwei Tendenzen stehen sich ja heute in der Schulorganisation gegenüber: die Neigung der pluralistischen Gesellschaft, möglichst für alle und die verschiedensten Begabungen eine ihnen gemäße Ausbildung zu garantieren, und die Notwendigkeit wiederum, die Lehrpläne möglichst einheitlich zu gestalten, um jedem Kinde – in einer mehr und mehr freizügigen Gesellschaft – einen reibungslosen Schulwechsel zu ermöglichen. In einer Pädagogischen Provinz wird es keine Schwierigkeiten geben, ein Kind, das aus einem anderen Orte und einer anderen Schule kommt, seinem bisherigen Bildungsgang gemäß einzustufen; und auch die Möglichkeiten der Differenzierung sind weit größer als anderswo. Freundschaften der Kinder brauchen nicht gewaltsam zerris-

sen zu werden; und weder ist ein Schulwechsel etwa von der Ober- zur Mittelschule oder zurück zur Volksschule mit irgendeiner Diffamierung verbunden — es erfährt ja niemand etwas davon, die Namen „Volksschule“ oder „Gymnasium“ gibt es ja nicht — noch wird ein Kind um des gesellschaftlichen Prestiges willen in einer Schulart krampfhaft festgehalten, die ihm keineswegs gemäß ist. Auch wird es möglich sein, die Grenze zwischen dem humanistischen und dem naturwissenschaftlichen Zweig zu berichtigen; Latein gehört nämlich zur Mathematik, der theoretischen Anlage nach. Es würde dann also zwei getrennte Züge geben: den Zug Latein-Naturwissenschaften und den neusprachlichen Zug mit besonderem Nachdruck in Deutsch auf die Literatur und Ausdrucksweise. Daneben wird noch ein kleinerer dritter Zweig vorhanden sein, mit Griechisch und eventuell Philosophie.

Damit sind aber nur kurz die neuen Vorschläge skizziert, die eine Pädagogische Provinz uns bietet; es sind nur Vorschläge, sie können also immer wieder vom Führungs- und Lehrerkollegium der Provinz abgewandelt werden. Daß darüber hinaus die Pädagogische Provinz in jeder Stadt ein ausstrahlendes geistiges Zentrum werden kann, versteht sich von selbst, vor allem wenn sie großzügig genug ist und geleitet wird und etwa Schriftsteller, Komponisten, Architekten, Ingenieure mit in ihren Wirkungskreis zieht, selbstverständlich auch Ärzte und andere Leute, die jungen Menschen etwas zeigen und beibringen können, wie Dolmetscher, Handwerksmeister, Diplomaten und so weiter. Da außerdem diese Persönlichkeiten in der Pädagogischen Provinz zusammentreffen, nehmen sie auch wieder Anregungen von ihr mit.

Die Pädagogische Provinz ist keineswegs als „Staat im Staate“ gedacht, wie es etwa in Hermann Hesses „Glasperlenspiel“ vorgeschlagen wird; sie ist vielmehr eine Vorstufe und ein geistiges Zentrum des Staates, wie es manche Schulen in England bereits sind. Möglicherweise kann aber auch ein anderes Problem in einer Pädagogischen Provinz gelöst werden: das der Begabtenförderung. Schon Stefan Zweig schildert in seiner Autobiographie „Die Welt von Gestern“, wie diese Begabtenförderung aussah: Er sagt, er hätte sich nie schrecklicher gelangweilt als in der Schule, vor allem, wenn immer wieder auf die Schwächeren Rücksicht genommen wurde. Hat sich das heute wesentlich geändert? Die Klassen sind überfüllt — aber wäre das ein Hindernis, wenn wirklich die Mehrzahl der Schüler aufnahmefähig und geistig rege wäre? Eine Pädagogische Provinz könnte jeden Schüler wirklich in seinem Sinne fördern, und der Geist der Schule könnte endlich gegen jenen Ungeist aufkommen, der die Schule nur als eine Art willigen Automaten ansieht, der das herzugeben und aus den Kindern zu machen hat, was man von ihm erwartet und verlangt, auf keinen Fall aber dürfe er eine eigene geistige Initiative entwickeln.

Das ist wohl auch der zentrale Gedanke von Goethes Pädagogischer Provinz in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“. Gewisse Aspekte des Grundgedankens verrät schon die Form. Klassische Strenge und Geschlossenheit zeichnen die „Lehrjahre“ aus, wenn in ihnen Wilhelm Meister auch zunächst in die Irre geht. In den „Wanderjahren oder den Entsagenden“ wie der genaue Titel heißt, wechselt die Form. Manches wird verhüllt in Briefen oder in Maximen mitgeteilt, Vieldeutigkeit tritt an die Stelle von Einseitigkeit, der Zufall scheint manches zu lenken und zu leiten — so kommen auch die Reisenden mehr zufällig in die Pädagogische Provinz. Da aber öffnet sich

ihnen eine Welt, die in ihrer klaren und ruhigen Vielseitigkeit, die dennoch von ein und demselben Geiste durchdrungen ist, für jeden eine Entwicklungs- oder Anpassungsmöglichkeit vorsieht, für jeden einen gangbaren Weg bereit hält. Zurückhaltung, Schweigen, Entsagung sind die Kennzeichen der Regierenden, nirgends ein Hauch von „Prominenz“ oder leerer Feierlichkeit. Nirgends auch zügellose Freiheit um ihrer selbst willen, im Gegenteil: Die Gebundenheit, vor allem die geistige, ist sehr stark. Aber immer bleibt doch die Freiwilligkeit und Freizügigkeit bewahrt. Entsagung ist ein Zurückweichen und Atemholen vor einem neuen Anfang. Kein Erstarren im Gewohnten, kein Verharren im äußeren Glück oder Reichtum oder im Erreichten: Das Leben wird täglich neu beurteilt und erwogen. Die Zerstreuung und Inkonsequenz im Kleinen wird zu einer Folgerichtigkeit im Großen und Ganzen, erweckt den Eindruck der Fülle und Weiträumigkeit, der Möglichkeit des Sichausschwingens jeder Lebensphase. Jedes Ziel ist zugleich ein neuer Anfang, wichtigstes Prinzip einer lebendigen Pädagogik. Bildung besitzt man nie „Schwarz auf Weiß“, sie ist ein stetiges sich Aneignen und Abstoßen, Ergreifen und Überwinden.

Was ist der Kern dieses Stils, dieser Weltauffassung? Der Glaube an die Fortdauer, an das Fortwirkende. Die Linien gehen ruhig und unbeirrt ins Unendliche, ohne jene Hast, die man immer wieder als Wahrzeichen des modernen Lebens anführen zu müssen glaubt. Zwischen einer in sich geschlossenen Welt, die dem inneren Tode anheimgegeben ist, und einer dynamischen, die ziellos ins unendlich Leere rast, ist hier, in der Pädagogischen Provinz, eine dritte Dimension angedeutet: das sich immer wieder Öffnen und Verschließen, der gleichmäßige Wechsel, wie beim Atmen – das „aussichrollende Rad“ Nietzsches, die Spirale, die um ein Zentrum kreist und dennoch „Raum um Raum durchschreitet“ und durchdringt, wie es in Hesses „Glasperlenspiel“ heißt. Das Ruhende und Beständige ist eben diese Bewegung. Kein egoistisches Pseudoglück, kein Pseudoglück des Kollektivs, sondern ein Sichselbstfinden, indem man sich der Welt hingibt. Nicht Furcht, sondern Ehrfurcht ist das Agens dieser Provinz: Ehrfurcht vor dem Höheren, das über uns ist; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; Ehrfurcht vor dem Leben neben uns. So ist die Verbindung in dreidimensionaler Richtung hergestellt: zum Göttlichen, zum Dämonischen und zum Menschlichen. Nur so wird das Wort von Hölderlin Wirklichkeit:

„Und furchtlos offen gab mein Herz
der ersten Erde sich, der schicksalvollen.“

Gewiß, dieses Zitat mag manchem abwegig oder zu literarisch erscheinen; aber ist es nicht gerade das, was uns fehlt: der Versuch, einen höheren Standpunkt zu gewinnen? Wir geben zwar gerne zu, daß die heutige Gesellschaft – nicht so sehr in ihren einzelnen Mitgliedern als vielmehr als Ganzes – sich gänzlich gewandelt hat und daß sich infolgedessen auch die Schule wandeln muß. Sich wandeln heißt aber vor allem: von einem neuen Geist erfüllt werden. Stattdessen jedoch verliert man sich in Diskussionen über kleine und kleinste Schritte, die zur Änderung unternommen werden sollten, aber von einem neuen Geiste ist nirgends die Rede. Oder wenn die Rede davon ist, dann wird das als „unrealistisch“ oder unpädagogisch abgelehnt. Der Gedanke der Pädagogischen Provinz könnte – auch hier in Saarbrücken – einen neuen, freieren Geist und Impuls in die Diskussion bringen; er hat vor allem den einen Vorteil: Er möchte in die Tat umgesetzt

werden, er öffnet ein weites Feld der Möglichkeiten, Reformen durchzuführen. Antoine de Saint-Exupéry faßt den Leitgedanken dieser Reform auf allen Gebieten in dem Satz zusammen: „Die Menschen. Nicht sich dem zu opfern, was sie sind, sondern dem, was sie werden können.“

Wenn überhaupt ein Wissenszweig, dann müßte die Pädagogik sich an der Zukunft orientieren. Tut sie das?

Eine heile Welt konzipieren gegenüber der katastrophalen, in der wir gezwungen sind zu leben: Erziehung und Bildung sind ohne ein solches Ideal nicht denkbar. Wissensansammlung oder Mechanisierung von Denkvorgängen sind noch nicht Bildung; erst der Gebrauch, der von diesem Wissen gemacht wird, entscheidet über seinen Wert.

Eine heile Welt? Es gibt sie nicht, wenn wir nicht darangehen, sie von Grund auf, Stein für Stein, aufzubauen.

NACHWORT

Zwei Punkte werden oft in der Öffentlichkeit diskutiert; der erste: „Ist eine Askese eine Zumutung?“ – der Titel eines Artikels von Professor Horst Weterling. Darin heißt es: „Wie zu allen Zeiten, so sucht auch unsere Jugend nach Formen des Daseins, in denen verwirklicht werden kann, was ihr Auge erspät: Wahrhaftigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit, . . . Soll sie auf diesem Wege vorankommen, so ist sicherlich zweierlei nötig: Verzicht und Sammlung. Beides wird der Jugend heute nicht mehr gegönnt.“

Eine Pädagogische Provinz müßte diese beiden Prinzipien, Verzicht und Sammlung, unbedingt in ihre geistige Schul- und Lebensordnung aufnehmen. Konsumdenken und Konsumgesinnung ist für das Kind Gift, sie verderben es endgültig für sein ganzes Leben. Eltern sollten ihre Kinder nicht verwöhnen und in Watte wickeln dürfen, weder materiell noch geistig. Der zweite Punkt: die politische Indifferenz der Jugend. Auch darüber wird oft diskutiert – ob sie zutrifft, ist eine andere Frage. Lehrer haben mit ihren Kindern über die Todesstrafe diskutiert; sie fanden ein lebhaftes Echo. Die Todesstrafe ist ein echtes politisch-soziales Thema – eins, das in menschliche Bezirke reicht und nicht von „Interessenverbänden“ gesteuert werden kann. Natürlich geht die Jugend lieber zum Tanz als zu einer politischen Versammlung; natürlich interessiert sie sich für die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, und natürlich „gibt sie an“ – das ist ihre Art, in die Polis hineinzuwachsen, und so war es zu allen Zeiten. Was fehlt sind Gespräche über diese Themen in kleinerem Kreise und Menschen, die diese Gespräche leiten können; sind Feste, in denen sich die Gemeinschaft festigt und verwirklicht. Was uns aber vor allem fehlt ist Heiterkeit und Selbstgewißheit – als wären sie nicht erlaubt. Was Wunder also, daß die Jugend oft Heiterkeit mit Blödelei verwechselt – eine Verwechslung, die auch bei Erwachsenen hoch im Kurs steht. Ebenso wie die Verwechslung von Selbstgewißheit und Arroganz. Was fehlt ist schließlich eine staatsbürgerliche, eine Gemeinschafts-Erziehung, die weniger Unterricht als wirkliches Erleben ist – in einer Pädagogischen Provinz ist dieses Erleben eine Selbstverständlichkeit.

MUNDARTFORSCHUNG UND MUNDARTGEOGRAPHIE

Ergebnisse, Methoden und geographische Perspektiven

1.

Mundartforschung und Mundartgeographie – im Munde der Linguisten und Philologen meint der zweite dieser beiden Namen einfach jenen Teil der Dialektologie, welcher auf räumliche Muster aus ist, auf kartographische Fixierung, auf die Areale sprachlicher Erscheinungen. Ein solcher räumlicher Aspekt ist nicht nur in Biologie und Geographie, sondern auch in vielen i. e. S. geisteswissenschaftlichen Disziplinen möglich und fruchtbar; A. Bach etwa hat in seiner „Deutschen Volkskunde“ neben die „bautümliche“ (strukturelle), historische und psychologische Betrachtung eine „geographische“ in eben dem genannten Sinne gesetzt; die Volkskundeatlanten sind Ergebnisse dieser Betrachtungsweise. Ihre Charakterisierung durch das Wort „geographisch“ oder den Wortbestandteil „-geographie“ hier wie in der Linguistik hat die Mißbilligung der Geographen hervorgerufen: Denn gerade Geographen treiben keine Dialektgeographie, und die Dialektgeographen sind keine Geographen in dem Sinne, wie die Geographen sich und ihre Disziplin heute selbst verstehen. Die Sprachwissenschaft hat es mit der Sprache zu tun und die Geographie mit dem, was die Geographen mit dem „Inbegriff“ Landschaft umschreiben, nicht aber mit den Arealen aller möglichen Dinge¹⁾. Trotzdem hat die Zweideutigkeit der termini „geographisch“ und „Geographie“ in diesem Zusammenhang einen besseren Sinn, als man gemeinhin anzunehmen geneigt sein mag. Wie die Linguisten die dialektgeographische Methode benutzen, um mehr über die Sprache und ihre Geschichte zu erfahren, so könnten die Geographen nicht minder dieses Instrument, seinen indikatorischen Charakter und seine subtile Verflechtung in das Insgesamt „Landschaft“ gebrauchen, um mehr über die Landschaft und ihre Geschichte zu erfahren. Daß jene sich dieses Instrument zunutze machten und diese nicht, liegt weniger in der Sache als in wissenschaftsgeschichtlich gewachsenen Konventionen begründet. So erschien die Dialektologie im geographischen Schrifttum bisher höchstens in Form von Zitaten aus zweiter Hand und als ein Repertoire von fixen Ergebnissen, die in bestimmten Zusammenhängen auch als geographisch interessant galten²⁾ – nie aber als ein methodisches Instrumentarium, das von vornherein geographischen Zielen diene.

Im geographischen Schrifttum ist von E. Mertes 1922 – in der Zeit der aufblühenden Sprachraum- und Kulturraumforschung in den Rheinlanden – einmal versucht worden, die „Dialektgeographie“ als Teil der Geographie zu verstehen: Mit Bezugnahme auf A. Hettner, welcher die Geographie als „chorologische Wissenschaft“ gegen die „systematischen“ und die „historischen“ gleicherweise abgesetzt und zugleich eine materiale Bestimmung, einen eigenen Gegenstand der Geographie verneint hatte: Die Geographie sei, so fährt Mertes, die Gedanken Hettners eigentümlich verkürzend, sinngemäß fort, eine die Räumuster aller Phänomene der Geosphäre zeichnende, beschreibende und erklärende Wissenschaft; die Gegenstände der

Geisteswissenschaften seien ihr dergestalt ebenso zugänglich wie solche der Naturwissenschaften. Linguistik und Dialektologie würden zu geographischen Disziplinen, sobald die chorologische Betrachtungsweise und die kartographische Methode ins Spiel kämen³⁾).

Die communis opinio der heutigen Geographie könnte dies keinesfalls mehr billigen – oder doch nur sehr cum grano salis. Trotzdem glaube ich, daß die Mundarten und darüber hinaus die räumlichen Differenzierungen aller Sprachschichten unter bestimmten Umständen genuin geographische Gegenstände werden können, daß also Mundartforschung gelegentlich auch Mundartgeographie im geographischen Sinne des Wortes zu werden vermag: aber die Begründung wird eine ganz andere sein müssen. Nicht nur die, daß die Geographen gelegentlich sogar Gerüche und Geräusche aller Art durchaus für würdige Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit angesehen haben⁴⁾ und deshalb nicht einsichtig wäre, warum sie das sinnvollste und deshalb wohl aufschlußreichste aller akustischen Phänomene in der Landschaft ausschließen sollten – man kann es auch auf eine durchaus ernsthafte Weise und in einem einfachen Gedankengang begründen: Als der Gegenstand der Geographie gilt die „Landschaft“ im geographischen Sinne, ein sinnvoll gewählter Ausschnitt aus der Gesamtgeosphäre, der „Erdoberfläche“; und zwar das Insgesamt seiner vielfach miteinander verflochtenen Phänomenbereiche. Die in der Geographie fruchtbarste Art, dieses an und für sich unendlichen Gegenstandes Herr zu werden, entspricht methodisch etwa dem, was die Pädagogen den „exemplarischen Einstieg“ nennen: Der fruchtbare Einstieg in eine der Erscheinungsreihen, welche die Landschaft ausmachen, um von hier aus ein spezialisiertes, auf eine bestimmte Weise akzentuiertes, auf eine bestimmte Reihe landschaftlicher Phänomene bezogenes Modell der Gesamtlandschaft zu gewinnen – oder doch wenigstens das bessere Verständnis einiger ihrer hervorragendsten Züge⁵⁾. Daß auch die Sprache, und vor allem die räumlichen Variationen sprachlicher Phänomene Aufschlüsse über die „Landschaft“ zu geben vermögen, wird sich schon innerhalb des sehr unvollständigen Résumés abzeichnen, das ich hier zu geben wage und welches eine Anregung P. L. Wagners (1958 S. 95) illustriert und weiterführt: „A large task remains for geographers in the detailed study of the effect of areal patterns of language in the general geographical context“; „the general geographical context“ – das ist die „Landschaft“ der deutschen Geographen. Das Folgende will demgemäß kein Referat des Wissens und der Methoden in der modernen Dialektologie sein, sondern nur einige ihrer heutigen Wachstumsspitzen heller beleuchten und einige ihrer geographischen Perspektiven andeuten.

2.

Als die klassische deutsche Mundartforschung darf man heute die in ihrem Ursprung wie in ihren Fortschritten eng mit dem Deutschen Sprachatlas (Materialsammlung seit 1876, teilweise erschienen 1926 ff.) verbundene rheinische Forschung bezeichnen, welche sich vor allem an die Namen Gustav Wenker, Ferdinand Wrede und Theodor Frings knüpft – trotz einer Reihe sehr ähnlich gerichteter schwäbischer Dialektologen dieser Zeit. Das klassische Werk dieser bisher fruchtbarsten Epoche in der Wissenschaftsgeschichte der deutschen Mundartforschung ist das gemeinsame Werk eines Historikers (H. Aubin), eines Germanisten (Th. Frings) und eines Volkskundlers (J. Müller) über die „Kulturströmungen und Kulturprovinzen in

den Rheinlanden“ von 1926 gewesen – die Worte aus A. Götzes Rezension des Werkes: „lest, lernt und erstarkt daran!“ geben den Eindruck wieder, den es in diesen Jahren hinterließ. Für den saarländischen und pfälzischen Raum haben dann W. Will (1932) und E. Christmann (1931) schöne Belege dieser Arbeits- und Sehweise geliefert; A. Bach hat die Ergebnisse und Methoden dieser klassischen Mundartgeographie, in welcher die Karte eine einzigartige Rolle nicht nur als Darstellungs-, sondern auch als Forschungsmittel spielte, in seiner „Deutschen Mundartforschung“ (1. Aufl. 1934, 2. Aufl. 1950), aber auch in seiner „Deutschen Volkskunde“ (1. Aufl. 1937, 3. Aufl. 1960) gründlich kodifiziert.

Es sei noch einmal an den Kern dieser Methoden und Ergebnisse erinnert: Die romantische Fiktion von den geschlossenen deutschen Stammesmundarten, die autochthon und gewissermaßen entelechetisch nach inneren Gesetzen aus den germanischen und altdeutschen Stammesdialekten herausgewachsen sein sollten, war zusammengebrochen; die Mundartträume begannen sich nun, nach genauerem Hinsehen, in zahllose, scheinbar regellos-willkürlich schwärmende Linien für einzelne sprachliche Erscheinungen aufzulösen, und die für so ehern gehaltenen Lautgesetze schienen sich in die Linien ihrer einzelnen Fälle zu zerfasern: Die Isophonen für u / au (nördliches brun gegen südliches braun, nördliches Hus gegen südliches Haus, nördliches us gegen südliches aus), um nur ein berühmtes Beispiel aufzuführen, liefen jede ihren eigenen Weg ungefähr west-östlich über die Eifel, und die Paradigmen für nördliches ß gegen südliches ks (seß, oßen, waßen gegen seks, oksen, waksen) hielten im Rheinland eine maximale Distanz von über 200 km. „Ein Bild äußerster Regellosigkeit“ fand denn auch H. Fischer im Isoliniengewirr seines schwäbischen Sprachatlas (Geographie der schwäbischen Mundart 1895); das gleiche Bild äußerster Regellosigkeit zeigte sich ihm aber auch, als er alle Kriterien und Linienverläufe, die man vor ihm zur Binnengliederung des Schwäbischen benutzt hatte, in einer Karte (Nr. 26) aufeinander projizierte. Die rheinische Forschung vor allem war es, die den dialektologischen Nihilismus und Agnostizismus, das „il n’y a réellement pas de dialectes“ (Gaston Paris 1888) und die Hilflosigkeit vor den neu entdeckten Raumbildern sprachlicher Erscheinungen überwand: Sie gab uns die Möglichkeit, in den zunächst so chaotischen Isophonen- und Isoglossenschwärmen sinnvolle Strukturen zu erkennen, welche auf historisch durchsichtige Weise zustande gekommen waren. Es zeigte sich, daß es tatsächlich Linienbilder gibt, die man als „Mundartgrenzen“ oder doch wenigstens als „Grenzzonen“, „Saumzonen“ ansprechen kann. Es sind Stellen, da die Isophonen und Isoglossen sich bündeln zwischen weiten Räumen („Kernräumen“), welche sehr viel sporadischer von meist vereinzelter Isolinen durchzogen werden. Das klassische Beispiel eines solchen Grenzsaumes, einer „Vibrationszone“, in welcher auf hier freilich recht breitem Raum ein ganzer Schwarm von Isolinen oszilliert, ist die Eifelbarriere, die den Kölner Raum im N vom trierischen Süden trennt: „Die stärkste Bruchstelle innerhalb der rheinischen Sprachlandschaft“ (A. Bach 1950 S. 130). Gebiete, die bei relativ geringer sprachlicher Binnengliederung allseitig von solchen Linienbündeln umgeben waren, nannte man Sprachräume – und weil sich zu zeigen schien, daß auch die Formenkreise der volkstümlichen Sachkultur und des Brauchtums weitgehend dazu stimmten, schloß man auf Kulturräume⁶⁾.

Die Sprachgrenzen und Sprachräume galten nun als entstanden durch den Verkehr, soweit er soziale Beziehungen stiftete: Der Verkehr und die Unterbrechungen des Verkehrs haben die räumlichen Muster geprägt, die in den Sprachatlasen zutage treten. Sprachraum ist Verkehrsraum, Sprachgemeinschaft Verkehrsgemeinschaft: jetzige oder sprachlich nachwirkende historische Verkehrsgemeinschaft. Was immer also den Umgang der Menschen beeinflusste, das prägte auch Mundartscheide und Mundartraum: Gebirge, Wald, Moor, entschiedene physisch-geographische Hemmstellungen und „Naturräume“⁷⁾, vor allem freilich politische Grenzen (welche sich nicht selten an natürliche Barrieren anlehnten). Als der weitaus kräftigste Prägestock der heutigen Sprachräume aber galten die spätmittelalterlich-neuzeitlichen Territorien und territorialen Gruppenbildungen. So schien die rheinische Sprachgeschichte plötzlich klar zu werden: Den großen, freilich sehr verschieden deutlich geprägten Sprachräumen der Rheinlande (dem Kölner, Trierer und Mainzer Raum) schienen die politischen Territorialbezirke zugrunde zu liegen, und trotz der zu sehr ähnlichen Folgerungen gelangenden schwäbischen Mundartkunde (vor allem Karl Haag) pflegt man die dialektologische Bedeutung der Territorien noch immer an den Rheinlanden zu exemplifizieren⁸⁾. Seit geraumer Zeit aber – und auch darauf hat die rheinische Forschung aufmerksam gemacht – werden auch neue Rahmengebilde sprachlichen Ausgleichs sichtbar, die der zu Ende des 19. Jahrhunderts erhobene Sprachatlas freilich noch kaum andeutet: die modernen Wirtschaftsräume. Ein hübsches Beispiel von einigem geographischen Interesse aus dem Saarland, welches freilich nur eine einzelne Isoglosse betrifft, haben A. Bach (1931 S. 63) und W. Will (1932 S. 97) gezeichnet; ich habe es nach dem Material des Pfälzischen Wörterbuchs ergänzt⁹⁾. Im Industrie-

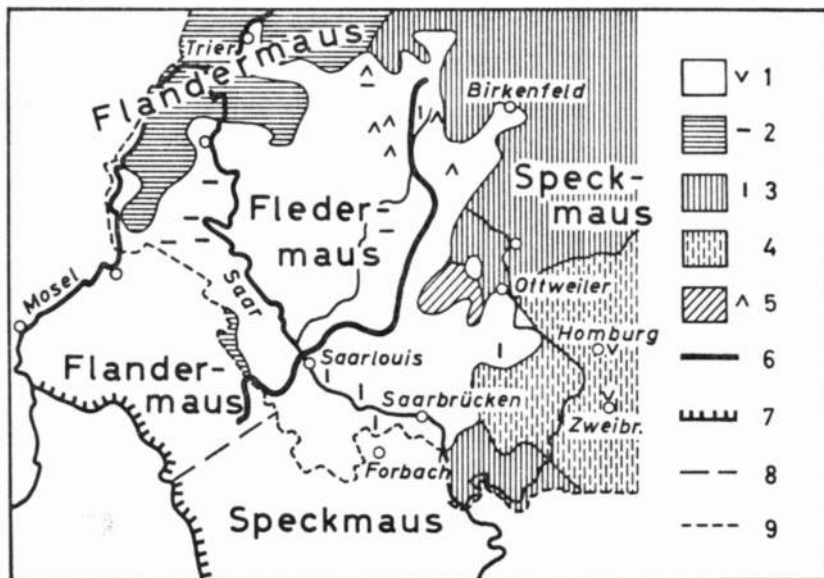


Abb. I

gebiet und seinem Einzugsbereich – freilich auch außerhalb in einigen Städten – herrscht weithin „Fledermaus“, im N und W aber „Flandernmaus“ und ähnliches; im S und O heißt das Tier Speckmaus. Über das Fledermausgebiet hin liegen relikthafte Einzelbelege für Flandernmaus und Speckmaus zerstreut, welche uns gestatten, die vorindustriellen Worträume zu rekon-

struieren: Recht genau bis zu einer Höhe, auf welcher die mittlere Staffel, der kräftigste Isoglossenschwarm der „Hunsrückbarriere“ auf der Nord- und Nordwestgrenze des alten Territoriums von Nassau-Saarbrücken liegt (W. Will 1932 S. 36 ff.), galt einmal im S Speck-, im N Fledermaus, und quer über die auch lexikalisch markierten Staffeln der Hunsrückbarriere zwischen dem trierischen und pfälzischen Raum hat sich die neue Form gelegt – unabhängig von den alten, nun außer Kraft gesetzten Mustern. An den Rändern bezeugen Kontaminationen, Bastardierungen das Vordringen der aus der Hochsprache stammenden Fledermaus des Industriegebietes: aus Speckmaus und Fledermaus ist eine Fleckermaus entstanden (eine andere, „additive“ Kontamination hat stellenweise die Vorderpfalz: „Speckfledermaus“). Eine Brauchtumskarte bei W. Will (1932 S. 101) zeigt überdies, daß sich hier nicht nur ein neuer Sprachraum, sondern auch ein neuer Kulturraum abzuzeichnen begann. – Leider ist auf diesem ergebnisträchtigen Gelände seither nicht mehr gearbeitet worden.

Nach einem bündigen Grundmodell pflegte sich die klassische Mundartgeographie sprachliches Geschehen im Raume und sprachliche Raumbildung vorzustellen. Zunächst die räumlichen Bilder: Nehmen wir an, ein kulturelles, politisches oder wirtschaftliches Zentrum genieße ein überragendes Prestige; erscheint hier eine sprachliche Neuerung, so wird sie ins Umland ausstrahlen, zugleich aber auch, der Straße folgend, zum nächsten Zentrum überspringen und hier die gleiche Invasion des Einzugsbereiches beginnen. Setzen wir das Spiel fort und denken uns die Entwicklung weiter fortgeschritten, dann entsteht (ein gerichtetes Gefälle des „sprachlichen Mehrwertes“ und entsprechende Kommunikationsmöglichkeit vorausgesetzt) etwa ein Keil mit einem isolierten Vorposten¹⁰). Oder ein anderes Bild: Eine wie immer geartete Verkehrsschranke trennt zwei Gebiete – z. B. politische Territorien der frühen Neuzeit oder moderne Wirtschaftsräume. Das nördliche blicke sprachlich nach S, das südliche, so nehmen wir an, habe ein Übergewicht an kulturellem, politischem und sprachlichem Prestige. Im südlichen breitet sich eine Neuerung aus – auf die schon skizzierte Manier: Die Städte fressen Löcher ins mundartliche Gewand der Landschaft, oder wie Henzen es 1954 beschrieb: „Die Stadt ist ein großer Kulturfarbbehälter, von dem aus der Naturboden ringsum überfirnißt wird; je größer der Kübel, um so weiter reicht der Lack.“ Nun wird auch das nördliche Gebiet infiziert und von den Zentren aus allmählich kolonialisiert. Am Ende der Entwicklung liegen die ältesten Formen an der Peripherie beider Räume: sie sitzen als sog. Barrierenrelikte rittlings über der Verkehrsscheide, und schon ist eine zweite sprachliche Welle im Begriffe, den gleichen Verlauf zu nehmen. Immer neue Sprachströmungen wiederholen dieses Spiel, immer wieder über lange Zeitstrecken hin sind es die gleichen Muster, die gleichen politischen, natürlich-geographischen oder wie immer gearteten Rahmengebilde, „nach denen sich die von außen einströmenden Fluten regulieren“ (K. Wagner 1927 S. 35). So liegen auf der Eifelbarriere (um unser Modell zu exemplifizieren) Linien verschiedensten Alters nebeneinander: Linien, die im 16. Jahrhundert fest wurden (hus-haus, is-eis, oßen-oksen) neben Linien des frühen Mittelalters (dorp-dorf, helfen-helfen, werpen-werfen).

Diesen horizontalen Bildern entsprechen einfache Vorstellungen des sprachsoziologischen Geschehens wie etwa diese, die bei aller Simplifizierung als Illustration doch angehen mögen: Die Neuerung findet Widerhall zuerst in

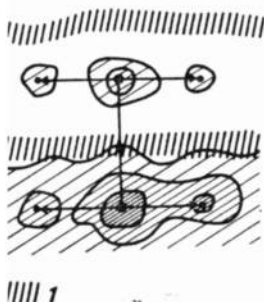


Abb. II

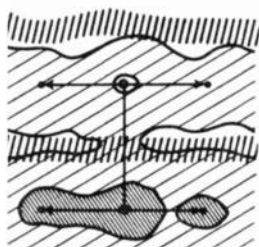


Abb. III

der Oberschicht des städtischen Zentrums, sinkt in die städtischen Mittelschichten ab, springt über zur Oberschicht benachbarter untergeordneter Zentren und erreicht die städtische Grundsicht wohl sehr viel schneller als die bäuerliche: Sie muß dort nur zwei soziale Distanzen überwinden, hier die räumlichen obendrein.

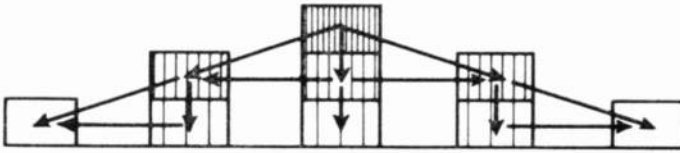


Abb. IV

Die zu den skizzierten Modellen passenden Belege – zumindest aber die auf die Fläche projizierten Ergebnisse – zeigen die Karten des deutschen Sprachatlas in großer Zahl; über die Städte als Initiatoren und Avantgardisten von Sprachneuerungen und Sprachbewegungen hat in jüngerer Zeit D. Debus (1962) reiches Material ausgebreitet, vor allem, was die Rolle Kölns betrifft ¹¹⁾.

Was von dieser „klassischen“ Mundartgeographie sicher bleiben wird, ist – unter manchem anderen – einmal die sprach-„geographische“ Methode, aus rezenten Verbreitungsbildern und allgemeinen historischen Überlegungen sprachgeschichtliche Abläufe zu rekonstruieren, eine Methode, die vor allem Th. Frings virtuos gehandhabt hat – obwohl hier das Bestreben heute immer mehr danach geht, diesen nicht immer gefahrlosen Rekonstruktionen durch das Studium lokalisierter historischer Sprachzeugnisse der verschiedensten (und so auch den mundartnahen) Sprachschichten einen solideren Gehalt zu geben (vgl. dazu R. Schützeichel 1960 und K. Wagner 1963) sowie die Energie und Reichweite sprachlicher Strahlungen etwas kritischer zu betrachten. Unverlierbar aber ist auch die Anregung zu dem Versuch, die Verbreitungsbilder sprachlicher Phänomene stets mit außersprachlichen zu verknüpfen, und mit dieser „Kulturraumforschung“ („Kulturmorphologie“) als einer vielfach fruchtbar gewordenen Perspektive wird auch bleiben die damit verbundene programmatische Zusammenfassung der landeskundlichen Disziplinen als Institution oder wenigstens als Methode – so zurückhaltend heute auch ein Teil der Linguisten gegenüber dieser „extralinguistischen“ Betrachtung sprachlicher Phänomene sein mag ¹²⁾.

Wie nahe sich „Kulturraumforschung und Sozialgeographie“ ¹³⁾ stehen, liegt auf der Hand. Denn diese historisch gewachsenen, in Tradition und Gemeinschaft verwurzelten Raummuster, diese auch sprachlich ausgeprägten Kulturräume, denen letztlich die Bemühung der „Kulturraumforschung“ galt, sie stellen auch eine bestimmte Art sozialgeographischer Raumbildung dar: Räume mit relativ einheitlichem sozialen Verhalten der Grundsicht in zentralen Lebensbereichen – gewonnen auf Grund von Indizien aus Sprache, bäuerlicher Sachkultur und Brauchtum (all dies in weitestem Sinne). „Räume gleichen sozialen Verhaltens“ zu finden, ist nach W. Hartke (1959 S. 428) aber auch ein genuin geographisches Ziel ¹⁴⁾; sozialgeographische Fragen, hat P. Schöller bündig festgestellt, „führen wieder auf uralte Fragen der Kulturraumforschung zurück“ (1960 S. 685) ¹⁵⁾. Es scheint mir sicher zu sein: Eine erweiterte Kulturraumforschung, welche die gegenständlichen, sozialen und z. T. auch historischen Beschränkungen ihrer Interessen aufgibt; welche die Elemente, mit denen sie arbeitet, nicht nur zählt, sondern auch wägt ¹⁶⁾; eine Kulturraumforschung, welche berücksichtigt, daß die Einzelelemente,

deren Formenkreise sie zeichnet, auch Teilstücke von sozialen, landschaftlichen, sprachlichen Gefügen und systemähnlichen Gebilden darstellen – eine solche Kulturraumforschung hat keine Grenze zur Geographie, und in ihrem Rahmen werden die sprachlichen Indizien immer ein Kernstück bleiben.

Kehren wir zum Kernstück und Ausgangspunkt der deutschen Kulturraumforschung zurück: Heute scheint es, daß die von der klassischen Mundart-„geographie“ entwickelten faszinierenden Bilder, die, wie ich glaube, gerade auch einen Geographen bezaubern können, mit einigen neuen Farben und Strichen versehen werden können. Eine „Krise der Mundartforschung“ ist das kaum (vgl. H. Moser 1960), auch kaum ein neuer Abschnitt der Wissenschaftsgeschichte – vielleicht eher die kräftige Akzentuierung von Dingen, die bisher mehr beiläufig vermerkt wurden – oder, um im Bilde zu bleiben, eine Reihe von „Pentimenten“, wie es in der Malerei heißt, „Reuezügen“, nachbessernden Pinselstrichen. Von einigen wichtigen soll die Rede sein.

3.

Erstens hatten das Material und die Karten des Deutschen Sprachatlas (wie auch die Arbeiten nach dieser Methode) die Tendenz, nachdem sie den Blick für sprachliches Geschehen sehr geweitet hatten, ihn auch wieder in bestimmter Weise zu verengen. Neu gewonnen war der faszinierende Eindruck sprachlicher Strömungen und Räume als Komponenten und Teilstücke kultureller Strömungen und Räume: Wörter und Laute wandern wie die andern Kulturgüter und gehen frei in wechselnde Zusammenhänge ein; die großen Märkte, auf denen die fremden Waren aus- und eingeladen werden, sind auch die Umschlagplätze der Wörter und Lautungen. Man kleidet sich mit einem neuen Laut und einem neuen Wort wie mit einem modischen Hut, und diesen neuen Chic legt man sich bis zu einem gewissen Grade bewußt zu. Man war geneigt, diese Auffassung, die man aus dem Bild der getrennten Isoglossen derselben Lautreihe (Paradigma seß - ößen - waßen gegen sechs, Ochsen, wachsen) gewonnen hatte, zu verallgemeinern, gesetzmäßige lautliche Entwicklung überhaupt zu leugnen, Lautgesetze nur als sekundär-analogischen Ausgleich innerhalb von Wörtern der gleichen Lautreihe zu deuten – ein Ausgleich, der wieder mehr oder weniger bewußt verlief über halbgebewußte Schlüsse von der Art „wenn-dann“: Wenn haus statt hus und aus statt us, dann auch maus statt mus usw. Nicht nur, daß die außersprachlichen Determinanten sprachlichen Geschehens sich im Material des deutschen Sprachatlas allzu gebieterisch aufdrängten – das war an und für sich ein glücklicher Fund. Was nun drohte, war, um V. Schirmunskis (1962 S. 146) scharfe Formulierung zu gebrauchen, eine „Fetischisierung der Isoglossen“ von Einzelwörtern auf dem Grunde der Leugnung des Lautgesetzes überhaupt.

Schon K. Haag hatte bei seiner Arbeit im Gelände bemerkt, daß es zweierlei Arten lautlicher Neuerung gebe; wir sagen heute: einerseits aktiven, aktuellen Lautwandel, den Lautwandel i. e. S., und zum andern historischen, nicht mehr aktiven Lautwandel, „Lautersatz“. Der aktuelle Lautwandel zeige räumlich wie zeitlich fast unmerkliche Abstufung, den Sprechern durchaus unbewußte Artikulationsverschiebungen, die – zeitlich wie räumlich kontinuierlich und auf kleinen Strecken minimal nuancierend – einer bestimmten Gefällrichtung folgen. Hier gibt es keine Ausnahmen; die Nuancierung durchgreift den gesamten Sprachstoff, durchwirkt das ganze Lexikon. So

die mitteldeutsch-oberdeutsch weitgehend geltende Lenisierung der Fortes p t k zu den (stimmlosen) Lenes b d g, von der die unbefangenen Sprecher nichts ahnen und die gerade deshalb den berühmten, in Frankreich vielbewitzelten accent (allemand) der Elsässer (und nicht nur der Elsässer) ausmacht: „Ici le brésident qui barle.“ Um ein Modell zu geben: Die sog. „Verdumpfung“, wie sie zahlreiche deutsche Mundarten, wenn auch in verschiedener Stärke, auszeichnet, verläuft (im extremsten Falle) räumlich und zeitlich über alle Lautnuancen zwischen palatalem, „hellem“ a über ein „dunkles“, o-haltiges, velares a zu einem offenen und schließlich geschlossenen o; die Grammatik pflegt nur die Summe zu ziehen: a zu o. Grenzen dieser Art sind durch Fragebogen schwer zu greifen, sie ergeben räumlich ein sehr unscharfes Bild von der Art, wie es die folgende Abbildung zeigt.

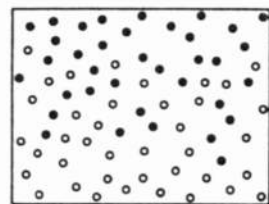


Abb. V

Dieses Bild kommt zustande durch die differenzierten Altersstufen und v. a. dadurch, daß die vielen Zwischentöne eine graphische Interpretation nach beiden Seiten gestatten. Eine glatte Linienführung wäre hier pure Willkür; im Deutschen Sprachatlas pflegt man in diesen Fällen eine gestrichelte Gerade durch den Unsicherheitsbereich zu ziehen. Man sieht: das ist etwas ganz anderes als das vom Sprachatlas in den Vordergrund gestellte, i. a. scharf gezeichnete wortweise Vorrücken neuer Lautungen – man kann hier (z. B. im Falle sechs-seß usw.) von „Wortverdrängung“ (V. Schirmunski) reden. Hier gibt es Nachzügler und Relikte einerseits, Avantgardisten andererseits und das ausgefächerte, oszillierende Gros dazwischen; nur hier gibt es Hyperbildungen und Kontaminationen i. e. S. Wenn der neue Laut wortweise und auf Grund eines sozialen Werturteils importiert wird, dann kann es freilich und wird es in der Regel „Ausnahmen“ geben: etwa, wenn der Sieger-Dialekt keine Dublette zu einem alteinheimischen Wort anzubieten hat oder das heimische Wort einer intimen, wenig marktüblichen Sphäre des Wortschatzes entstammt. In Saarbrücken-St. Johann sind die alten Monophthonge längst aufgegeben; aber sie überlebten in semantisch isolierten Wörtern der Kinder- und Haussprache: Der Hund hat und das schmollende Mädchen zieht eine Schnut, keine Schnauze (neben dem alten Monophthong ist auch das unverschobene postvokalische t bewahrt, das ansonsten weit nach N zurückgeworfen wurde). Neben dem diphthongierten Haus steht oder stand in der Saarbrücker Stadtmundart eine „schlecht hushaldung“; nachts am Friedhof „schuddert“ es einen (statt schaudert) und die Kinder „sugele“ (saugen, „saugeln“) Honig aus der Blütenröhre des Rotklees; sie „schlimmere“ (schleimern) über die vereisten Straßen, obwohl sonst das zugrunde liegende lange i längst und wohl im 16. Jahrhundert zu einem ei (ae) diphthongiert wurde: Neben dem allgemeiner gebrauchten „reiwe“ (reiben) steht das vor allem wohl küchensprachliche „riwwele“.

Ein „echter“ Lautwandel aber als endogene Entwicklung aus bestimmten strukturellen Voraussetzungen des Lautsystems, auf Grund innersprachlicher Schubkräfte, „Lautwandel durch innere Kausalität“ (W. G. Moulton 1960) auf Grund phonologischer Gunst oder Ungunst, sei an zwei sehr einfachen Beispielen illustriert. P. v. Polenz (1954) hat den Umbau des mittelhochdeutschen Systems der Kurzvokale zum System der altnordischen Mundarten dargestellt. Das mhd. System sah folgendermaßen aus (wobei zur Darstellung Einfachheit halber das traditionelle Vokaldreieck

benutzt wird, welches die Stellung des Zungenrückens bei der Artikulation des betreffenden Lautes andeuten will):

i	u
é	
ë	o
ä	
a	

Charakteristisch ist die Überbelastung der palatalen Reihe, eine Folge des i-Umlauts; diese Reihe wird nun durch einen Umbau des Systems entlastet: ë und ä, die beiden offenen e-Laute, sind schon sehr früh zusammengefallen; in der Folge ist dann das geschlossene e geöffnet worden, das offene ä wurde zu a, a ist zu o und o zu u geworden, und es liegt nahe, darin einen systematischen Vorgang innersprachlicher Art zu sehen. Die Zahl der Phoneme wurde also verringert und ein Gleichgewicht auf den beiden Schenkeln des Vokaldreiecks hergestellt, das Gedränge der Phoneme beseitigt. In Straßburg (J. Fourquet 1958 S. 170) wurde das mhd. System anders umgebaut. Auch hier fielen die beiden offenen e-Laute zusammen in einem überoffenen ä, welches nun das ursprünglich helle a offenbar ein wenig nach der velaren Seite drängt — hier wurde also nur die palatale Seite durch den Zusammenfall von é und ë um ein Phonem gekürzt und das System trotzdem ins Gleichgewicht gebracht. Die beiden Lösungen sehen also so aus:

i	u	i	u
e	o	e	o
a		ä	ä

Nach den Anregungen von Lessiak und Pfalz haben etwa E. Kranzmeyer (1952), W. G. Moulton (1960) und L. Kufner (1962) instruktive Beispiele für solchen „echten“ Lautwandel z. T. in statu nascendi beobachtet und beschrieben.

Die anfangs erwähnte Verdampfung aber, die auch in den zitierten Beispielen erscheint, können wir vielleicht so deuten: das helle a grenzte nach der palatalen Seite hin an ein überoffenes ä; nach der velaren hin war es durch einen weit größeren Abstand vom o getrennt. Okkasionelle Abweichungen nach ä hin (eben jener Schwarm von Allophonen, welcher die ideale Mitte des Phonems als dessen „Sphäre“ umgibt) führen leicht zum Kollaps der Laute und zu unbehaglichen Mißverständnissen; die Abweichungen nach o hin konnten ungehinderter ausschlagen. Das Mittel der Realisierungen verschob sich infolgedessen allmählich nach dem fernereren o hin. Das alles konnte ohne Absicht und Bewußtheit der Sprechenden geschehen. Das System wurde gewissermaßen harmonisiert (J. Fourquet 1958 S. 171 f.).

In analoger Weise wie in der Dialektologie gilt es aber auch in Kulturraumforschung und Sozialgeographie, immer wieder exogene Änderung, d. h. „Ausbreitung“, „Kulturströmung“ und „Übernahme“ im eigentlichen Sinne des Wortes in ihrem Anteil abzuwägen gegenüber den endogenen Wandlungen innerhalb von Interdependenzsystemen — ob sie nun „Kultur“, „Gesellschaft“, „Kulturlandschaft“ oder wie immer heißen.

4.

Als zweite Ergänzung der traditionellen Mundartforschung darf man hinzufügen das Studium der sprachlichen Zwischenschichten, der Sprachen

(genauer „Teilsprachen“) und Sprachformen zwischen Grundmundart und Einheitssprache¹⁷⁾. Die Entstehung von überlokalen Umgangs- oder Ausgleichssprachen aus sehr verschiedenartigen Dialekten (und zum Teil unter starkem Einfluß der schriftsprachlichen Norm) sind einerseits im binnendeutschen Sprachraum, andererseits in rußlanddeutschen Siedlungsgebieten beschrieben worden. Zur Beschreibung dieser hier wie dort sehr ähnlich verlaufenden und zu sehr ähnlichen Ergebnissen führenden Prozesse hat V. Schirmunski schon 1931 die heuristisch sehr wertvollen Begriffe der „primären“ und „sekundären Mundartmerkmale“ geprägt. Nachdem man zugestanden hat, daß alle Übergänge vorhanden sein mögen, darf man die beiden idealtypischen Pole etwa so umschreiben:

Zunächst handelt es sich um den Grad der artikulatorischen Verschiedenheit. Ein geschlossenes e liegt näher am offenen i als ein au oder ao am langen o: jenes e statt i ist sekundäres, dieses au statt o primäres Merkmal des Schwäbischen. Viel wichtiger aber scheinen mir sprachpsychologische Kriterien zu sein: Primäre Merkmale sind solche, die dem Mundartsprecher selbst als Abweichungen von den Nachbarmundarten und der schriftsprachlichen Norm bewußt sind oder doch wenigstens bei entsprechenden Zusammenstößen leicht ins Bewußtsein treten. Er kontrolliert die Artikulation dieser Laute i. a. soweit, daß er sie nach Wunsch ersetzen kann. Es sind Merkmale, die der Vertreter der Nachbarmundart, der hochsprachlichen Norm oder einer der Norm angenäherten Sprache als Charakteristika der betreffenden Mundart kennt und zu beschreiben vermag; an diese primären Merkmale vor allem heftet sich deshalb der Sprachspott. Sekundäre Merkmale sind solche, die der Sprecher nicht spontan als Abweichungen von der hochsprachlichen Norm und Nachbarmundart bemerkt, deren Erfassen ihm vielfach selbst dann schwerfällt, wenn er darauf aufmerksam gemacht wird. Er hat sie weit weniger, zuweilen gar nicht in der Gewalt; er muß ihren eventuellen Ersatz mühsam einüben und schüttelt sie (den „Akzent“) manchmal lebenslang nicht ab. Er verschleppt sie zum Teil in die Lesesprache und gibt sich so auf jeden Fall als „Schwabe“, „Pfälzer“ usw. zu erkennen. Der Hörer bemerkt die Abweichung wohl, vermag sie aber meist nicht recht zu definieren, „weiß nicht recht, woran es liegt¹⁸⁾“.

Wenn die fruchtbare Faustregel nun heißt, daß primäre Merkmale die Tendenz haben, in den mittleren Sprachschichten, den regionalen Ausgleichssprachen aufgegeben zu werden, die sekundären aber zurückbleiben (und umgekehrt die Adoption einer fremden Mundart sich meist nur auf die primären Merkmale erstreckt), so darf man doch nicht aus dem Auge verlieren, daß diese „Umgangssprachen“ neben einer unteren Grenze fast immer auch eine obere haben, die jeweils beide studiert werden müssen: Man darf nicht zu bäurisch, aber auch nicht „zu fein“ sprechen. Es scheint demnach wichtig zu sein, welche mundartlichen Sprachformen die tradierte communis opinio einer Gruppe in bestimmten Sprechsituationen gerade noch toleriert, ja vielleicht sogar fordert, und diese „contraintes sociales“ können sicher zuweilen auch „primäre“ Mundartmerkmale in höheren Sprachschichten konservieren.

Als Beispiel für die genannte Faustregel mag das Schwäbische gelten, über das wir durch die schwäbische Mundartforschung auch in dieser Hinsicht gut Bescheid wissen. Als primäre Merkmale des Schwäbischen können unter anderem gelten: Diphthongierung der Langvokale e und o (haoch, graoß, raot für hoch, groß und rot; schnae und baes für Schnee und bes-

böse) und der erhaltene Diphthong beim unumgelauteten althochdeutschen *iu*: *fuir*, *nui*, *zuig*; Feuer, neu, Zeug); als resistenter (sekundäre) Merkmale die Senkung von *i* und *u* vor Nasal (*reng* für Ring, *hond* für Hund), die speziell schwäbische „dumpfe“ Gestalt der neuhochdeutschen Diphthonge (*əis* für hochsprachliches Eis, gesprochen *aes*; *həus* für Haus), die Erhaltung zweier kurzer *e*-Laute verschiedenen Öffnungsgrades (*besr* mit geschlossenem *e*, aber *ässe*, *essen*) und die Lautgruppe *-schd*, *-schb*, für *-st* und *-sp*: *Mischd*, *Haschbl*. Die primären Merkmale fehlen der im 19./20. Jahrhundert entstandenen württembergischen Umgangssprache, der neuschwäbischen Koiné, einem generalisierten Schwäbisch, das man früher auch Honoratiorenschwäbisch nannte; die sekundären blieben zurück. Im zentralen Gebiet, im Neckarschwäbischen, sind die primären Merkmale sogar aus den Mundarten verdrängt worden — der „Reinigungs-“ und Ausgleichsprozess ist hier bis in die sprachlichen Grundsichten abgesunken. Die letzten Spuren der primären Merkmale finden sich in senantisch isolierten Wörtern und Reliktwörtern der intimen Sphäre: *fuirjo*, *Feurio* ist lange der Ruf bei entsprechenden Ereignissen geblieben, während das alltägliche Feuer längst *feier* heißt; „*graoß*“ ist längst „*groß*“ geworden, aber der intimere *flao* „*Floh*“ ist diphthongisch geblieben.

Ähnliche Prozesse wurden auch im Rheinfränkischen (pfälzisch-mainzisch-hessischen Raum) studiert; hier ist im Rhein-Main-Gebiet ein für alle Sprachschichten geltendes „Neuhessisch“ entstanden, das die alten primären Merkmale der hessischen Mundarten weitestgehend abgestreift hat und das sich außerhalb des Einflusses der großen Städte (Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden, Aschaffenburg), in welchem es die Grundmundart vollständig verdrängt hat, als „rheinfränkische Umgangssprache“ über die Grundsicht der alten Mundarten schiebt. (Reis 1892 u. ö., Rudolf 1927; vgl. auch Schirmunski 1962 S. 595 ff.) Daß solche Raumbildungen — das Erlöschen der Grundmundart im zentralen Bereich ebenso wie die Reichweite einer regionalen Koiné — als Indizes sozialgeographischer Raumgliederungen benutzt werden können, versteht sich von selbst.

Zuweilen bricht die Umgangssprache eines benachbarten Sprachraumes als Avantgarde der Hochsprache in ein Mundartgebiet ein. Ich habe dergleichen bei den Tonbandaufnahmen für das deutsche Spracharchiv, das Zwirnersche Unternehmen, im Bliesgau bemerkt. Die ehemalige dörfliche Aristokratie der nun schon alten großen Bauern war im Gegensatz zu ihren Frauen, den Kindern, den ehemaligen Tagelöhnern und sogenannten „Kuckucksbauern“ der lokalen Mundart vielfach kaum fähig; sie sprachen die Umgangssprache eines anderen, des westpfälzischen Sprachraumes, welcher von Hause aus der Hochsprache allerdings viel näher steht.

Genauer studiert wurden diese Vorgänge bisher nur im „seither württembergischen Oberschwaben“ (H. Moser 1954), dem Raum zwischen Bodensee, Hochrhein und Iller. Das dortige „Schwäbisch“ gehört mundartlich nicht mehr zum Schwäbischen i. e. S., sondern zum Niederalemannischen; die schwäbisch-niederalemannische Grenze läuft als Isoglossenbündel unabhängig von stammlichen Voraussetzungen und durch ehemalige territoriale Grenzen nur hie und da gestützt über die oberschwäbische Wasserscheide, eine durch Wald, Moor und Schlucht befestigte Naturgrenze. Die altheimischen Mundartmerkmale sind überall gefährdet: nicht durch hochsprachliche Formen, sondern durch die württembergisch-schwäbische Umgangssprache, ein „Ausgleichsschwäbisch Stuttgarter Prägung“. Statt der alt-

heimischen Längen i und u (is, hus) erscheinen neuschwäbisch əi, əu, nicht etwa die hochsprachlichen ai und au (ae, ao), ja sogar die schwäbische Senkung von Nasal dringt vor: wend, hond (Wind, Hund), obwohl in diesem Falle das Niederalemannische die hochsprachenäheren Formen wind, hund besitzt. Es handelt sich um einen Sieg des Neuschwäbischen en bloc, welches nun das Niederalemannische in Oberschwaben an drei Fronten bedroht: Von den oberschwäbischen Städten her, die schon seit geraumer Zeit vom Niederalemannischen zum Ausgleichsschwäbischen übergegangen sind und so schwäbische Sprachinseln im Niederalemannischen Bereich darstellen; längs der schwäbisch-niederalemannischen Sprachgrenze, die offenbar in Auflösung begriffen ist; schließlich vom Süden, vom Bodenseeufer aus, wo der Fremdenverkehr ein Hauptagens des Sprachwandels zu sein scheint — ein bezeichnender Vorgang, wenn man bedenkt, wie vergleichsweise wenig der Fremdenverkehr den schweizerdeutschen Mundarten anhaben konnte.

5.

Der Sprachatlas arbeitete mit der nicht unfruchtbaren Fiktion der „einheitlichen Ortsmundart“, zumindest was die dörflichen und kleinstädtischen Siedlungen anging. Schon O. Bremer hatte dies kritisiert und die zahlreichen „Übergangszonen“ mit räumlich ganz wirr verteilten Belegen auf diese Fiktion zurückgeführt: Das irreguläre Bild komme dadurch zustande, daß der Fragebogen bald die eine, bald die andere „Sprachschicht“ (so würden wir heute sagen) festhalte.

Daß die Ortsmundart nicht einheitlich ist, dürfte eine der ältesten Erfahrungen des dialektologischen „field-work“ sein. „Mein erstes Erlebnis in Mutten“, berichtete Hotzenköcherle 1934, „war das einer gelinden Verzweiflung. Die Schwankungen — sowohl im Vokalismus . . . als im Konsonantismus . . . — schienen jede übersichtliche und zugleich um das Tatsächliche bemühte Darstellung auszuschließen.“ Hotzenköcherles Ausweg ist typisch für diese — im übrigen äußerst verdienstvolle — Epoche dialektgeographischer Forschung: er wandte sich dem „reinsten, dichtesten Kern“ der Mundart zu, der ihm da sichtbar zu werden schien, „wo Frauen unter sich sind“. Wir erkennen hier recht deutlich, daß die Dialektologen bewog, sich immer wieder und meist ausschließlich der „echten, unverdorbenen Mundart“, der „ältesten erreichbaren Schicht“ und „den klassischen Objekten der romantischen Volkskunde, den viel zitierten ‚alten Leuten‘“ (V. Schirmunski 1962 S. 621) zuzuwenden: Nicht nur der „Rettungsgedanke“ (Bach 1961 S. 20) romantischer Provenienz, sondern auch die Tatsache, daß in diesem sprachlichen und menschlichen Umkreis Einheitlichkeit und Regularität der Mundartgrammatiken am ehesten zu sichern waren. „Strenggenommen“, fährt Hotzenköcherle fort, „wäre hier die systematische Methode, die auf Zusammenfassung und Gesetzmäßigkeit ausgeht, in die Untersuchung von möglichst vielen Einzelfällen aufzulösen. Das wäre das Chaos in der Darstellung — und die Mundart in ihrer lebendigen Wirklichkeit“. Daß man das tun muß, was man nach R. Hotzenköcherle „strenggenommen tun müßte“, das ist inzwischen ein topos der Fachliteratur geworden; nur getan ist noch wenig bisher. Immerhin sehen wir deutlich, daß diese gegenstandsadäquate Beschreibung der sprachlichen Wirklichkeit eines Dorfes oder einer anderen Siedlung nicht auf ein Chaos hinauszulaufen braucht; immerhin sind schon die verschiedensten Gründe für jenes lautlich-flexivisch-syntaktische Schwanken, sei es bei verschiedenen Personen

der gleichen Gruppe, sei es bei den gleichen Individuen, namhaft gemacht worden: sozial-, generations- und situationsbedingte Schwankungen, aber auch stilistisch und vom Kontext her begründete ¹⁹⁾.

Der Einfluß von Generationszugehörigkeit und sozialer Stellung, daneben auch die Unterschiede im sprachlichen Verhalten von Mann und Frau fielen am ehesten ins Auge. Sozialbedingte Sprachschichten sind denn auch in jüngerer und jüngster Zeit öfters beschrieben worden — wenn auch meist sehr impressionistisch und anekdotisch, immer aber ohne zuverlässige Methode und auf eine kaum kontrollierbare Weise. Das Grundmodell ist dabei meist das folgende:

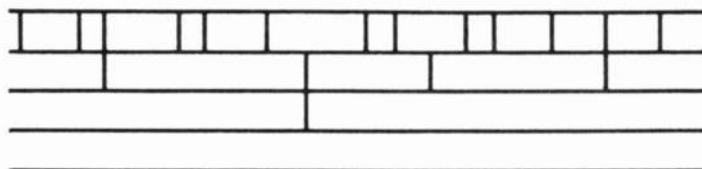


Abb. VI

Die Sprache erscheint „geschichtet“ zwischen Grundmundart und Einheitssprache; mit der Annäherung an die Einheitssprache vollzieht sich ein zunehmender horizontaler Ausgleich. Die zahlreichen, oft von Ort zu Ort bestehenden räumlichen Differenzierungen in der Mundart werden in den höheren Sprachschichten aufgegeben zugunsten von Ausgleichsformen mit immer weiter gespanntem Geltungsbereich (vgl. z. B. U. Engel 1954 S. 6). — Dieses Modell vermag zu manchen nützlichen Entdeckungen zu führen; die Literatur bezeugt es. Der Irrtum beginnt, wenn man dieses Modell sprachlicher Schichtung (wie es meist geschieht) mit dem der sozialen Schichtung kongruieren läßt — eine Identifizierung, die wegen der unzweifelhaften Ähnlichkeit der gängigen vulgärsoziologischen Modelle des Gesellschaftsaufbaues freilich nahe liegt. So nimmt etwa U. Engel (1954 S. 147) ausdrücklich „eine grundsätzliche Übereinstimmung zwischen sprachlichen und sozialen Schichten“ an, und in gleicher Weise geht H. Rosenkranz (1963 S. 17) ganz selbstverständlich davon aus, „daß jeder Sprachschicht eine bestimmte soziologische Gruppe als Trägerschicht zuzuordnen ist“.

Die Unzulänglichkeit dieser Auffassung hat schon 1951 eine Volkskundlerin, Mathilde Hain, an einem freilich sehr günstigen Beispiel, dem Dorf Ulfa in Hessen, gezeigt. Im Bestreben der funktionalistischen Schule in der Volkskunde, „starr geglaubte Formen“ wieder als „lebendige Akte“ zu studieren (Lied als Singen, Sage als „Erzählen in einer Dorfgemeinschaft“, Tracht als Sich-Kleiden), hat sie versucht, das starre System der Mundartgrammatik wieder aufzuschmelzen in das Medium, aus dem sie stammt: in die Sprechsituationen des dörflichen Lebens.

Sie fand eine fast vollständige Einheitlichkeit des potentiellen Sprachgebarens der Mundartsprecher; fast alle Variationen waren einzig bedingt von der Situation, in welcher gesprochen wurde. Pengs Fauer oa, sagt lautlich-lexikalisch sehr altertümlich der Bauer zu seinem Knecht, der das Viehfutter in der Futterküche wärmen soll; machs Fauer oa, sagt derselbe Bauer ein paar Minuten später in der Küche zu seiner Frau. Auch die Jugend verwendet noch „penge“, aber nur im Gespräch mit den „Alten“: „Pengs Licht oa“ — was ihnen unter ihresgleichen nicht einfiel. M. Hain beobachtete die „Vollmundart“ der „Ulfaer unter sich“, „wenn sich die Sprecher mit Be-

hagen der Mundart überlassen“, wenn sie „ohne Rücksichtnahme“ psychologisch oder sozialer Art miteinander sprechen; es ist dies die älteste Sprachlage, in der sich jedoch auch junge Leute in entsprechenden Situationen sicher zu bewegen wissen. Sie bemerkt, daß „zwischen Dorfgenossen, die sich zwar kannten, aber wenig miteinander verkehrten, vielleicht durch Familienzwist gehemmt waren, eine vorsichtiger Sprechweise üblich ist“, die „zweite Stufe der Ulfaer Mundart“, die auch im mundartlichen Verkehr mit den Nachbardörfern gilt und charakterisiert ist „durch den Schwund altentümlicher Formen und Wörter“. Die dritte Sprachlage, über die der Ulfaer Mundartsprecher verfügt, wendet er im Verkehr mit den Respektpersonen des Dorfes an (Pfarrer, Lehrer, Arzt), die aber durchaus als zum Dorf gehörig angesehen werden. Erst die vierte Sprachlage empfindet der Ulfaer als Hochdeutsch; sie gilt im Verkehr mit Fremden, die Hochsprache sprechen. Sie ist lautlich durch die „sekundären Mundartmerkmale“ noch stark mundartlich getönt, die Wortwahl aber ist mehr oder minder hochsprachlich. M. Hain gibt Beispiele, wie sich der Mundartsprecher in wenigen Sätzen durch die Sprachschichten hindurch zu bewegen vermag: etwa in einer Mundarterzählung, in welcher vornehme Herren vorkommen, die hochdeutsch sprechen, oder wenn eine Frau berichtet, was sie der Behörde schrieb, und es Satz um Satz mundartlich kommentiert.

Solches situatives Umschlagen der Rede haben die Dialektologen vielfach bemerkt, aber nie systematisch untersucht und fast nie klar in seiner Bedeutsamkeit gesehen.

„Aus eigener Erfahrung“ berichtet W. Mitzka (1952 S. 52) ähnliches von der frischen Nehrung. „Da gebrauchen die Einheimischen unter sich ... haiwen ‚hauen‘, ... hauen aber im mundartlichen Gespräch mit Ortsfremden der Nachbarorte“: Wohl gemerkt, nicht der Verständigung wegen gebraucht man „hauen“ oder deshalb, weil man etwa einen beschämenden Partikularismus abtun will – der Nachbarort unter sich sagt ja auch haiwen! –, sondern eher als Reflex einer anderen „Sprachhaltung“. Man benimmt sich ja auch anders bei Fremden als bei Angehörigen, wiewohl man voraussetzt, daß die Fremden sich unter ihren Angehörigen nicht anders betragen als man selbst in dieser Situation.

„Die Kinder“, berichtet P. v. Polenz (1954 S. 100) aus der „altenburgischen Sprachlandschaft“, „sprechen heute ... nur noch okkasionell reine Mundart, meist aus Lust am ‚Verbotenen‘ und ‚Komischen‘ (auch wohl als Argot gegenüber dem ortsfremden Lehrer, wie man hinzufügen darf) oder, was vor allem die männliche Dorfjugend betrifft, in dem Bestreben, ihren Vätern und Großvätern in ihrer bäuerlichen ‚Berufssprache‘ nachzueifern“. So fällt die Mundart zurück auf einen bestimmten Gegenstands- und Tätigkeitsbereich, auf eine bestimmte Gruppe von Situationen, auf eine Rollensprache, wenn man so will. „So spricht denn das Kind der Mittel- und Oberschicht“, berichtet H. Baumgartner (1940 S. 49 f.) über die Verhältnisse in Bern, „zwei Sprachen, die des Schulhofs und die des Vaterhauses. Es kann das ausgezeichnet, wie ein Berner Oberländer oder ein Walliser, der mit seinesgleichen urchigste Mundart redet und sich mitten im Satz in einer ‚temperierten‘ Mundart an einen Landsmann aus dem Unterland wendet. Das Kind kann bis vor die väterliche Haustür bauwe (Spielball) und finge sprechen und nach dem Eintritt ins Haus balle und finde, wenn hier niemand die Formen des Schulhofs zu schätzen weiß ... wie bei jenem alten Reisenden, der uns auch einmal als Gewährsperson diente und uns, wo es

nur möglich war, mit zwei, drei und vier Formen für dasselbe Wort entgegenkam, ganz wie er es in seinem Geschäftsleben auch getan hatte: hier die obern Formen, dort die untern, hier ländliche Formen, dort schriftsprachliche“²⁰).

Henzen (1954) stellt beiläufig einige ausgezeichnete Termini bereit; er spricht davon, daß „ein jeder . . . in verschiedenen Lagen an verschiedenen Registern (zieht), ohne sich dessen vielleicht bewußt zu werden“ (S. 204). Man darf die Unbewußtheit auch wiederum nicht überschätzen; bei einer Tonbandaufnahme versicherte mir ein Gewährsmann, er wisse sehr wohl, mit wem er spreche, mit wem er schwätze und mit wem er babbelte—Bewußtsein von drei Sprachlagen! „Soll aich sprechen oder spräche“, fragte ein anderer vor dem Mikrophon. Henzen bemerkt, daß das „Registerensemble“ des Gelehrten i. a. wohl höher liege als das des Bauern, daß der Arbeiter (vor allem der Arbeiterbauer!) vielleicht auf den meisten Registern zu spielen vermag, also in der Regel wohl den größten „Stimmumfang“ besitze. Das wirft die Frage nach den „individuellen Haupt- und Nebenschichten“ (vgl. U. Engel 1964) auf — die Hauptschicht wäre die, in der wir uns am häufigsten und/oder am lässigsten bewegen.

Mathilde Hain hat gefragt, ob wir bei der Deutung von Sprachwandel und Sprachmischung nicht viel mehr als bisher das situationsbedingte Umspringen und die Mehr-Teilsprachigkeit der Sprachträger berücksichtigen sollten. Der „Einfluß“ von gebender und nehmender Teilsprache vollzog sich wohl immer schon gar nicht so sehr von Nachbargemeinde zu Nachbargemeinde oder von Sozialschicht zu Sozialschicht, wie es das übliche Denkmodell suggeriert, sondern innerhalb von Ort und Sozialschicht bei den Zwei- und Mehrsprachigen, die wohl immer ihre eine Sprachform mit Elementen der anderen durchsetzten (vgl. O. Höfler 1955 S. 44 f.), und „von der so infiltrierten Ortsmundart der Zweisprachigen werden dann auch die nur einsprachigen Mundartträger der Gemeinde oder des Kreises in dem Maße angesteckt werden, als ihnen die Zweisprachigen vorbildlich und nachahmenswert erscheinen“. Heute aber, da es fast nur noch Zwei- und Mehrsprachige gibt, darf man sagen: Das Individuum entleiht bei sich selber; das Auf- und Absteigen von Sprachgut (lange Zeit ein Hauptthema der Volkskunde und Mundartforschung) spielt sich intern in der Psyche der Sprecher ab. Wir werden „innere Sprachlandschaften“ zeichnen müssen: ihre Räume und Schichten, ihre vertikale und horizontale Dynamik.

Wir sehen: Sprachschichten sind wesentlich sozial bedingt nur in einer sozial mehr oder minder starr geschichteten oder sonstwie gegliederten Gesellschaft; in einer folgenden mobileren, wo, bis zu einem gewissen Grade und trotz neu entstehender Klassenschränken, jeder den Aufstieg im Tor-nister hat, muß der Mundartsprecher notwendig mehrteilsprachig werden: eine Belastung, die vielleicht nur als Übergangsstadium denkbar ist, die der einzelne nur wegen der lohnenden Prämie des beruflichen Fortkommens und sozialen Aufstiegs auf sich nimmt, und sei dieser Aufstieg auch nur in einzelnen Situationen des Umgangs von Gleich zu Gleich mit Höhergestellten erreichbar²¹). Deshalb nur gibt es generationelle Schichtung — weil es situative Varianten gibt. Für welche Situationen und Möglichkeiten des Aufstiegs sollen die „Alten“ etwa noch lernen? Die Starrheit und relative Einheitlichkeit ihrer Sprache, die das Entzücken einiger Generationen von Mundartforschern war, ist das Fossil einer anderen sozialen Welt; sie ist uns heute — als Sprache auf Zeit und Sprache einer winzigen Minderheit

fast ohne Vorbildwirkung — viel weniger interessant geworden. Je jünger der dörfliche Mundartsprecher, um so weiter der Erwartungshorizont seines Lebens, um so größer der Umfang der sprachlichen Register, die er — zunächst experimentierend und spielerisch — zu bilden beginnt.

Die Entdeckung einer möglicherweise nur situativen Variation sprachlichen Verhaltens wirft einige methodische Fragen auf. Wir dürfen strenggenommen nicht mehr Sprecher abhören und aufnehmen und diese dann als Repräsentanten, „Gewährsleute“ für bestimmte „Ortsmundarten“ oder „Sprachschichten“ betrachten; wir müssen vielmehr — nach einer freilich auch schon für sich allein fruchtbaren „teilnehmenden Beobachtung“ in Haus, Feld, Wirtschaft und Laden — experimentell zwingende Situationen schaffen und das sprachliche Rollenspiel innerhalb solcher standardisierter Situationen beobachten und fixieren. Das ist, nach den Erfahrungen der Sozialpsychologie mit solchen Rollenspielen zu wissenschaftlichen oder therapeutischen Zwecken, keineswegs ein so phantastisches Vorhaben, wie es zunächst scheinen mag ²²⁾.

Der ideale Arbeitsgang wäre etwa dieser: Die gegebenen statistischen Daten verhelfen uns zu einem Bild von der Sozialstruktur des Dorfes, und aus den wenigen Gruppen vermutlich ähnlicher Lebensart, von denen wir vermuten, daß sie dialektologisch relevant sein könnten, wählen wir Repräsentanten — vielleicht noch je zwei Altersstufen und beide Geschlechter. Wir versuchen nun, ein Bild der häufigsten Sprechsituationen ihres Lebens zu gewinnen und konstruieren auf Grund unserer Beobachtung der Ernstsituationen typische Szenenbilder, in denen wir unsere Gewährsleute zu sprachlichen Verhalten provozieren können — ein Bündel von verbalen Rollenspielen, das gewissermaßen eine szenische Abkürzung ihres all- und sonntäglichen Lebens darstellt. Außer dem Rollenspiel selbst bleibt die Möglichkeit, den Sprecher zu fragen, wie er in dieser und jener Situation dieses oder jenes zu diesem oder jenem sagen würde. Die Fehler, die diesen Verfahren vermutlich anhaften, könnten durch Vergleich ermittelt und dadurch kontrolliert, vielleicht sogar ausgeschaltet werden. Das Tonbandgerät leistet bei alledem die besten Dienste ²³⁾. Die Gesichtspunkte, unter denen wir die sprachlichen Rollen eines Sprechers betrachten, wären etwa diese: Wie sieht der Sprecher seine Rolle, d. h. wie glaubt er zu sprechen? Wieweit vermag er diese Rollenauffassung zu realisieren, wie verhalten sich reale und intendierte Sprachform? Wie beeinflussen sich die verschiedenen sprachlichen Rollen des gleichen Sprechers und wie beeinflussen die sprachlichen Rollen seiner Mitspieler sein Spiel ²⁴⁾? Auf diese Weise könnten wir schließlich auch erfahren, ob und wieweit die „medium languages“, die „mittleren Sprachschichten“, gefestigte Teilsprachen mit systemähnlichem Charakter sind und wieweit sie bloß „mischsprachliche“ ad-hoc-Anpassungen an die Erfordernisse wechselnder Situationen darstellen.

Man hat des öfteren an Atlanten für bestimmte Sprachschichten außerhalb der Grundmundart und der idealen Einheitssprache gedacht. Wegen der — theoretisch wie praktisch — schwierigen Festlegbarkeit solcher Schichten dürfte das Unternehmen aber bestenfalls als Wortatlas für die (vor allem lexikalisch bekanntlich nicht undifferenzierte) „hochdeutsche Umgangssprache“ im Sinne von P. Kretschmer (1918) sinnvoll sein, d. h. für die Sprechweise, derer sich die Gebildeten der Städte im Alltag, aber auch außerhalb der familiären Rede bedienen und deren Sprecher von sich der Meinung sind, dabei Hochdeutsch zu sprechen ²⁵⁾. Was aber für mittlere

Sprachschichten i. e. S. geschaffen werden könnte, sind Karten der Laute, Formen und lexikalischen Züge bestimmter Standardsituationen sprachlichen Verhaltes, welche kraft ihrer situativen Bedingungen den Sprecher auf eine bestimmte Sprachform verpflichten — vorerst für kleinere, diesbezüglich interessante Räume. Dann erst wären die mundartgeographischen Arbeiten, die bisher im wesentlichen nur die Grundmundart festhielten und kartierten, nicht nur Kodifizierung einer toten oder fast toten Sprachform und fossiler, nur noch historisch interessanter Raummuster. Karten der Verbreitung bestimmter lautlich-flexivisch-lexikalischer Eigenschaften im Rahmen verschiedener Situationen, welche verschiedene Sprachschichten ins Spiel bringen: Das ergäbe ohne allzu großen Arbeitsaufwand erstellbare Raumbilder, welche unschätzbare Indizes sozialgeographischer Räume sein würden. Wie man aus den Isolinien des Deutschen Sprachatlas historische Marktbereiche gewinnen konnte (vgl. etwa Regel 1931), so gäbe uns die Feststellung und Kartierung situativ definierter mittlerer Sprachschichten verschiedener „Höhenlage“ ein Mittel an die Hand, das verschieden weit gefaßte Umfeld heutiger zentraler Orte zu ermitteln, ein Ergebnis, das dann aufschlußreiche Vergleiche mit den Ergebnissen anderer Methoden gestatten würde ²⁶⁾.

6.

Eine Reihe weiterer bedeutsamer Ansätze der modernen Dialektologie konnte in diesem resumierenden Abriß, der bestimmte Akzente setzen mußte, nicht erwähnt werden. Aber auch auf Grund einer so unvollständigen Skizze läßt sich eine Summe ziehen, und das wäre etwa diese: Die regionalen Umgangssprachen werden über kurz oder lang vollends die Funktion der lokalen Mundarten übernehmen; die heutigen „medium languages“ werden über kurz oder lang die neue Volkssprache sein. Von den alten Mundarten wird sicherlich ein Teil ihrer sekundären Merkmale überleben — etwa das, was der heutige Mundartsprecher aus seiner Mundart beibehält, wenn er einen hochsprachlichen Text liest.

Es werden aber auch wenigstens Rudimente der sogenannten „konstitutiven Faktoren“ zurückbleiben, also etwa die spezifische Akzentverteilung bzw. die Lautstärkeunterschiede zwischen betonten und unbetonten Silben, Laut-, Wort- und Satzmelodie sowie die Verhältnisse der Lautquantitäten — darunter, wie man sieht, auch das, woran wir auch einen Gebildeten sehr oft auf Anhieb und „gefühlsmäßig“ einem bestimmten Sprachraum zuordnen können; gerade zu diesen konstitutiven Faktoren aber hatte die klassische Mundartforschung kaum einen methodischen Zugang. Eben dies macht die gerade in Angriff genommene „Geographie der konstitutiven Faktoren“ besonders wertvoll: Von ferne zeichnen sich die Grundzüge eines neuen Sprachatlas ab ²⁷⁾.

Was aber die Zukunft unserer Mundarten angeht, so bietet sich überdies ein bequem zu handhabender Test: der Vergleich des Soziogramms der Schulkasse mit dem sprachlichen Verhalten der Einzelschüler. Das Soziogramm, das Ergebnis der geschickt provozierten Vorzugswahlen und Abstoßungen in einer Klasse, das auch zeichnerisch leicht darstellbare Geflecht von Sympathien und Antipathien, läßt die „Stars“, die Zielscheiben der Vorzugswahlen, ebenso erkennen wie die abgestoßenen oder unbeachteten Isolierten. Wir fragen nun die Klasse noch, wer am besten und am meisten Mundart, wer am besten und am meisten Hochdeutsch spricht,

skizzieren auch in ungefähr das sprachliche Verhalten der übrigen Schüler und ergänzen die Auskünfte und eigenen Beobachtungen durch die des Lehrers. Ich selbst habe auf solche Versuche hin das allerdings naheliegende Resultat erhalten, daß die Stars i. a. über mehr Register verfügen, sich durch mehr „sprachliche Schichten“ zu bewegen vermögen als die übrigen Mitglieder der Gruppen; darüber hinaus korrelierte in manchen Fällen der soziometrische Rang der Schüler, d. h. ihre experimentell festgestellte Beliebtheit, in hohem Maße mit der Mundartnähe und Mundartferne ihres durchschnittlichen sprachlichen Gebarens, nur eben auf eine sehr verschiedene Weise. In einer Gemeinde des Saargaus, in welcher die großen Bauern noch den Ton angaben, war die individuelle Hauptschicht der Stars die Mundart, in einer Arbeiterwohngemeinde des Bliesgaus lag sie um vieles höher und wurde von den Mitschülern z. T. als Hochdeutsch anerkannt. Über die Zukunft unserer Mundarten ließe sich auf diese Weise — auf Grund der festgestellten positiven oder negativen Korrelationen zwischen der Stellung im Soziogramm und der Mundartnähe des sprachlichen Verhaltens — eine einigermaßen zuverlässige Prognose stellen. Diese Korrelation ist bis zu einem gewissen Grade ein Spiegel der sprachlichen Situation der Gesamtgemeinde und insofern auch ein ausgezeichnete sozialgeographischer Index.

Wir haben freilich keinen rechten Grund, den erlöschenden Dialekten nachzutrauern. Der Marxist V. Schirmunski hat die Geschichte der Mundarten ins Kolossalgemälde marxistisch gedeuteter Weltgeschichte eingespannt, ein rotes Fresko, das bei aller Simplifikation doch ein nicht unnützes Korrektiv zu jener romantisierenden, von der *laudatio temporis acti* inspirierten Betrachtungsweise sein dürfte, wie sie einen Großteil der umfangreichen deutschen Literatur durchzieht. Die horizontalen Verbreitungsmuster der „dialectologie horizontale“ sind, so heißt es, Relikte feudaler Zersplitterung und Einengung des Volkes²⁸); innerhalb der herrschenden Klasse ist diese Zerrissenheit im folgenden Zeitalter des Zentralismus und der politischen und ökonomischen Konzentration durch die Nationalsprache beseitigt worden: Die Spur dieser Epoche, in welcher die bürgerliche Gesellschaft einen Teil der Nation von Bildung und Nationalsprache ausschloß, sei die vertikale, sozialbedingte Schichtung der Sprache. In der klassenlosen Gesellschaft aber wird sich die Mundartforschung schließlich erübrigen: sowohl als „dialectologie horizontale“ wie als „dialectologie verticale“. Sehen wir von der dogmatischen Einkleidung dieses Gedankenganges ab, so bleibt doch wohl ein diskutabler Kern: Wir stünden heute — nach einer von Klassenschränken beherrschten Form der Gesellschaft — in einer viel weniger starr geschichteten Variante, und diese horizontal und vertikal sehr viel mobilere, offener Gesellschaft ist gekennzeichnet durch das allmähliche Erlöschen der alten grundmundartlichen Raumkammerungen und die Ablösung der sozial bedingten sprachlichen Schichtung durch die vorwiegend situativ bedingte.

Diese Situation — das langsame Verlöschen (und zugleich zähe Nachleben) der alten Muster einerseits, die Ausbildung neuer Verbreitungsmuster und Strukturen andererseits — wird der Mundartforschung nicht nur neue Methoden, sondern auch ein neues Selbstverständnis in dem Sinne abverlangen, wie L. E. Schmitt es (1963 S. IV) andeutete: „Man wird . . . *Dialekt* und *Mundart* wieder stärker im Sinne des 18. Jahrhunderts nehmen . . . und darunter Differenzierungen der gesprochenen Sprache schlechthin verste-

hen müssen.“ Eine solche Mundartforschung, welche das rezente sprachliche Verhalten der Majorität in seinen oft sehr jungen sozialen, situativen und räumlichen Differenzierungen untersucht, wird auch der Geographie ein Interesse abnötigen, welches der klassische Gegenstand der Dialektologie – die Grundmundart und ihre überkommenen, fossilen Formenkreise und Sprachräume – nicht erwecken konnte. Diese Dialektologie könnte Teil einer Kulturräumforschung sein, welche ihre Interessen über die traditionsbestimmte Kultur der sozialen Grundschicht hinaus ausweitete auf die räumlichen Differenzierungen in den Lebensformen der gegenwärtigen Gesamtgesellschaft und die so von der Sozialgeographie kaum mehr zu trennen wäre.

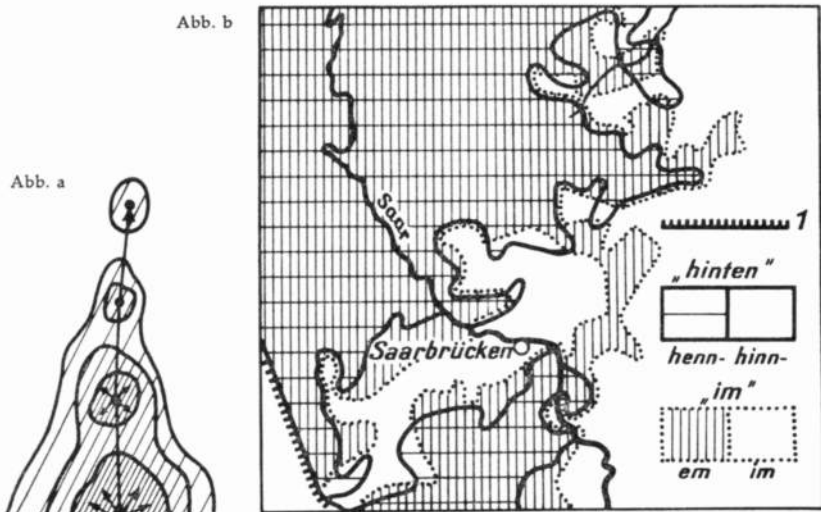
Anmerkungen:

- 1) Vgl. etwa E. Winkler 1941/43 S. 131 und die diesbezüglichen Bemerkungen bei R. Weiss 1950 S. 2.
- 2) Vgl. etwa J. Schmithüsen 1940 S. 211 ff., P. Schöller 1953 S. 25 ff., 1955 S. 136 f.
- 3) A. Hettner selbst hatte dieser Auffassung durch den sehr betonten „Gesichtspunkt der Wichtigkeit für andere Erscheinungen oder, wie man auch gesagt hat, der geographischen Wirksamkeit“ vorgebeugt (1927 S. 227).
- 4) Vgl. (neben K. Sapper 1917 S. 4 f., R. Gradmann 1919 S. 7 f., J. Granö 1927 S. 6, 7 f.) vor allem J. Granö 1929 S. 9, 13, 131–133, wo er die „Gehörserscheinungen . . . auf Valosaari“ (menschliche und tierische Stimmen, Arbeitsgeräusche u. Viehlocken) kartiert und beschreibt.
- 5) Der terminus „Geoptom“ bei Wernli (1958) faßt einen sehr ähnlichen Gedankengang zusammen. Das Gewinnen des Ganzen von einzelnen Erscheinungsreihen her ist möglich, weil, kraft des Korrelationsnexus der Einzelsphären im Gesamtgefüge der Landschaft, alle wirklich geographischen Phänomenbereiche eben diesen Ausblick auf das Ganze ermöglichen – oder doch wenigstens wichtige Teilbereiche dieses Ganzen aufschließen.
- 6) Klassisch ausformuliert bei Frings 1930. Es hat sich freilich, und nicht zuletzt am Sprachatlas der deutschen Schweiz, gezeigt, daß „die Rechnung nicht so glatt aufgeht, wie man sich das zunächst vorstellte“ (R. Hotzenköcherle 1962 S. 6 f.), daß also gerade in diesem letzten Punkte die rheinischen Verhältnisse, falls sie wirklich so eindeutig liegen, wie die klassischen Untersuchungen es darstellen, keinesfalls verallgemeinert werden dürfen. Wichtige Dialektgrenzen sind, wie es scheint, ohne annähernd gleichwertiges Pendant in der Volkskultur und umgekehrt. Ähnlich fällt ja die wichtigste ethnographische Scheide im Saar-Moselgebiet, die Grenze zwischen dem östlichen und westlichen Einhaus, zwischen östlichem Haufendorf und westlicher geschlossener Bauweise, nicht nur nicht mit der Sprachgrenze, sondern auch mit keiner bedeutsamen dialektologischen Grenze zusammen. (Zu den schweizerischen Verhältnissen vgl. auch die im wesentlichen negativen Ergebnisse bei E. Winkler 1946). Die Teilbereiche des menschlichen Verhaltens sind offenbar autonomer, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist.
- 7) Vgl. etwa Mitzka 1952 S. 115 ff., H. Moser 1954 S. 88 und G. Wiegmann 1959 S. 40–43; über den Köllertaler Wald als sprachliche Scheide im Saarland vgl. W. Will 1932 S. 48.
- 8) Freilich greift man heute auch zur Deutung der rheinischen Sprachräume immer mehr auf vorterritoriale, vor allem fränkisch-merowingische Raumbildungen zurück; vgl. etwa R. Schützeichel 1961 S. 317: „So zeichnen sich in der Tat ein Kölnischer, ein Trierischer und ein Mainzischer Raum als Grundlagen und Teilbereiche des westlichen Mitteldeutschen ab, sofern man mit diesen Bezeichnungen die wichtigsten merowingisch-karolingischen Raumbildungen mit ihren großen Zentren meint, nicht aber jüngere – schon ihrem Gesamtcharakter nach nicht eigentlich zu solcher Raumbildung befähigte – Territorialkomplexe“; kritische Überlegungen zum Alter der Sprachgrenzen und Sprachräume findet man etwa bei H. Moser 1952 und 1961 (vgl. auch Th. Frings 1956 a, b). Wie wenig scharf man heute die durch die Mund-

artforschung klassisch gewordenen rheinischen Kultur- und Sprachräume umreißt, zeigt mit instruktiver Übersichtskarte G. Wiegelmann 1961 S. 34 ff.

9) Mit freundlicher Hilfe von Herrn Dr. J. Krämer, Kaiserslautern.

10) Vgl. das Modell Abb. a und den ähnlichen Linienverlauf bei Abb. b.



11) Hinzugefügt werden muß freilich, daß auch dieses rheinische Paradigma – die Stadt als säkular wirkender sprachlicher und kultureller Strahlungsherd für ein weites Umland – keineswegs so verallgemeinert werden darf, wie das Beispiel der alten Metropole Köln und die Modelle es zunächst nahelegen schienen; eine lange Reihe von Autoren (z. B. W. Mitzka, R. Grosse, R. Bruch, R. Hotzenköcherle) hat sich in jüngerer Zeit kritisch gegen eine Überschätzung der Stadtstrahlungen und eine Verallgemeinerung bestimmter Modellfälle geäußert. (Vgl. dazu auch P. Schöller 1960).

12) Wie weit die Kulturlandschaftsforschung diese, wie man heute sagen würde, „interdisciplinary research“ gespannt sehen wollte, um „das kulturelle Werden der Landschaften“, d. h. der Kulturräume und ihrer Kulturlandschaften zu erfassen, umreißt z. B. F. Maurer 1938 S. 293: „Von der Geographie und Morphologie, Geologie und Biologie über die Geschichtsforschung, Sprach- und Volkskunde hin bis zur Kunstwissenschaft“; jüngere geographische Belege für diese Zusammenschau bieten etwa zwei Arbeiten von P. Schöller (1953, 1955).

13) Titel eines Aufsatzes von P. Schöller 1960

14) und „language is one of the most important and characteristic forms of human behavior“ (H. A. Gleason jr. 1955 S. I). Eine bisweilen von geographischer Seite geäußerte Auffassung, die aus dem menschlichen Verhalten und den sozialen Strukturen nur jene Züge herauslösen und als geographisch interessant ansehen will, die einen unmittelbaren Reflex in der Physiognomie der Landschaft haben, scheint mir schon theoretisch sehr fragwürdig zu sein.

15) Schon 1942 hat der Geograph W. Müller-Wille dargetan, in wie vielen wesentlichen Zügen die Kulturlandschaft des Rheinischen Schiefergebirges und seiner Umgebung „in Anbausystemen, Siedelformen, Haus- und Hofanlagen“ auch auf kulturelle Strahlungen im Sinne der Kulturlandschaftsforschung zurückgeht; G. Wiegelmann hat (1961 S. 32 f.) auf einige „Kulturströmungen in der Agrarlandschaft“ aufmerksam gemacht, die in jüngster Zeit nach den Denkmodellen der Kulturlandschaftsforschung verliefen oder noch verlaufen, und selbst in einem modernen landesplanerischen Gutachten hat P. Schöller (1955) das Raumbild der Mundarten sowie der Haus- und Wohnkultur mit Nutzen zu Rate gezogen. A. Krenzlin hat 1955 Nutzungssysteme und Siedlungsformen des „westlichen Ostdeutschland“ mit dialektologischen und volkskundigen Formenkreisen in Zusammenhang gebracht und die Ausbreitung des Dreizegelensystems mit wortgeographischen Strahlungen verglichen (S. 46, 54 f. und Karte 4). Heute werden Ausbreitungsvorgänge dieser Art auch häufig unter dem sehr modisch gewordenen Titel von „Innovationen“ beschrieben – freilich nicht selten in sehr primitiver Weise und in stupender Unkenntnis der Methoden und Ergebnisse der deutschen Kulturlandschaftsforschung.

16) Vergl. dazu G. Wiegelmann 1964.

17) Zusammenfassende Erörterungen (auch Terminologisches) zu diesem Thema findet man bei W. Porzig 1957 und H. Moser 1961.

18) Wenn Goethes von ihm selber ausgesprochener Name gelegentlich als „Gehde“ notiert wurde, dann lernen wir dadurch gleich zwei sekundäre Merkmale der Frankfurter Stadt-

mundart kennen, mit denen Goethe aufgewachsen war und die er offenbar nie ganz los wurde: Die Entrundung des ö zu e und die Aussprache des hochsprachlichen t als (fast stimmlose) Lenis d. Goethe war sicherlich der Meinung, keinen Anlaß zu solcher Entstellung seines Namens gegeben zu haben.

- 19) Hübsche Belege für die bisher kaum studierten stil- bzw. kontextbedingten Schwankungen findet man z. B. bei E. Bauer (1961 S. 25): „Die Sprecherin beherrscht die Ortsmundart sicher, gelegentlich verfällt sie aber auch in eine gehobene Sprache, vor allem, als sie von ihrer Tätigkeit als Köchin (in einem Zeltlager) erzählt“; da sagt sie plötzlich „junges en mädel“ statt „buwe und mädlin“, setzt hochsprachnäheres „sehr (gut)“ an die Stelle von „arg (gut)“, sagt „arbeiten“ statt „schaffen“ (S. 6) und verliert für einige Sätze die Primärmerkmale der Mundart.
- 20) Zahlreiche weitere, meist aber sehr allgemein gehaltene oder bloß anekdotische Hinweise auf situationsbedingtes Wechseln der Sprachlage sind über die Literatur verstreut, und auch jene Autoren, die versucht haben, sozial bedingte Sprachschichten zu eruieren, bemerken gelegentlich die Situationsbezogenheit der benutzten Sprachformen — ohne aber daraus die bitter nötigen methodischen Konsequenzen zu ziehen. Vgl. etwa Schirmunski 1930 S. 176; Kuntze 1932 S. 11, 49 f.; Schirmer 1932 S. 81; Grund 1935 S. 13; Bach 1951 S. 249; v. Polenz 1954 S. 102 u. a.
- 21) Extreme Belastungen entstehen dann, wenn mehrere Vollsprachen registerhaft und situationsbezogen gebraucht werden müssen, etwa im nordfriesischen und deutsch-dänischen Sprachgebiet, wo selbst einfache Menschen bis zu fünf Sprachen (friesisch, plattdeutsch, plattdänisch, schriftdänisch, hochdeutsch) einsetzen mußten (A. Bach 1951 S. 228 f.); eine gewisse Ähnlichkeit haben noch heute z. B. die Verhältnisse im Elsaß, im deutschsprachigen Lothringen und vor allem in vielen Entwicklungsländern. Die Belastung wird freilich wesentlich erleichtert durch die Tatsache, daß jede Teil- und Vollsprache oft nur einer bestimmten, zuweilen klar definierten Gruppe von Situationen und Rollen zugeordnet ist. Immerhin kann in solchen Belastungen auf Grund der zahllosen unvermeidlichen Konfliktsituationen für den durchschnittlichen Sprecher (neben der unvermeidlichen intellektuellen Überforderung) eine gewisse psychische Gefährdung liegen, welche zu leugnen — weil sie angeblich eine nationalistische, ja nazistische Erfindung sei — nur albern, ja unverantwortlich ist.
- 22) Auf philologischer Seite hat G. Storz 1963 in einem interessanten Essay über „Situation und Sprache“ manches Anregende zu diesem Thema der „sprachbestimmenden Kraft“ der Situation geäußert und empfohlen, die Anpassungsfähigkeit und -willigkeit des Sprechers einerseits und die Häufigkeit und Dringlichkeit der Situationen andererseits als wichtige Variable des Experiments zu beachten. Er hat daran erinnert, daß auf dem Theater der Spielleiter, der das Sprechen der Schauspieler verändern will, nach dem Versagen aller anderen Mittel die Bühnensituation verändert: „In solchem Reagieren auf die räumliche Relation, auf Nähe oder Entfernung . . . wird das Verhältnis von Urbild und Nachbild, von originaler Wirklichkeit und sekundärem Spiel seltsam undeutlich oder gar aufgelöst . . . Die Unterscheidung von Sein und Schein hebt sich für gewisse Momente . . . auf. Die verborgenen, unbewußten Spannungszüge gewisser Lebenssituationen wirken offenbar auch in den ihnen entsprechenden Bühnensituationen . . .“ (S. 189). Gegenüber den einfachsten, tausendfach wiederkehrenden Situationen des Alltags gelingt auch einem durchschnittlichen Sprecher diese Identifikation von Spiel und Realität. Bemerken wir noch, daß auch das übliche Abfragen der Grundmundart, welches bisher die Masse der dialektologischen Materialien lieferte, ein den Rollenträgern durchweg nicht bewußtes und deshalb gefährlich unkontrolliertes Rollenspiel darstellt.
- 23) Der fürs erste orientierende Versuch bestünde etwa darin, den Mundartsprecher verschiedenen Personen seiner Umwelt den gleichen oder einen ähnlichen Sachverhalt mitteilen zu lassen — und zwar solchen Personen, die durch ihre reale oder im Rollenspiel fingierte bzw. hinzugedachte Anwesenheit den Sprecher zum Wechsel seiner „Register“ veranlassen könnten; diese Versuchsanordnung würde auch sehr rasch Aufschlüsse über den „sprachlichen Stimmumfang“ zulassen. Lehrreich wäre wohl auch die (reale oder fingierte) Situation des Verkaufs: Wieviel Register benutzt der Verkäufer oder die Verkäuferin, und welche gegenüber wem?
- 24) Vgl. dazu P. R. Hofstätter 1956 S. 36 f.
- 25) Der einzige Atlas dieser Art, der meines Wissens vorbereitet wird, ist der Atlas der sudetendeutschen Umgangssprache von F. Beranek (Gießen).
- 26) P. Schöller hat (1957 S. 611) wenigstens angedeutet, was eine so gefaßte Dialektologie für Stadtumlandforschung und Sozialgeographie bedeuten könnte; D. Möhn hat (1963 und 1963/64) die Industrielandschaft, die Strahlkraft der großen Industrien und ihren engeren und weiteren Einzugsbereich als neue Forschungsgebiete der Sprachwissenschaft bezeichnet, und F. Debus konnte 1963/64 selbst an so schwierigem Material wie verschickten Fragebögen und für den so kurzen Zeitraum von 1926 bis 1939/40 charakteristische Veränderungen von Wortverbreitungen im Umkreis des Rhein-Main-Industriegebietes feststellen — ein Ergebnis, welches aufmunternd genug ist. Schon die simple zahlenmäßige Schätzung der Mundartsprecher, der Hochsprachlichen und der „mittleren Sprachschichten“ in den Volksschulober-

- stufen über einen Raum wie das Saarland hin, die man von den Volksschullehrern rasch (mündlich) einholen könnte, würde ein interessantes Grundmuster und eine aufschlußreiche Spiegelung von Wirtschaftsräumen und Einzugsbereichen liefern (zu Methode und Darstellung vgl. etwa O. Steiner 1957). Im übrigen sind „bi- und multilingualism“ der Bevölkerung eines Entwicklungslandes (Sudan) schon mit Erfolg als sozial- und wirtschaftsgeographische Indizes benutzt worden (P. F. Mcloughlin 1961).
- 27) Vgl. etwa E. Zwirner 1959/60, E. Zwirner und W. Bethge 1958; E. Zwirner, A. Maack und W. Bethge 1957. Bis Ende März 1959 sind in 941 Orten der Bundesrepublik Tonbandaufnahmen von fast 5000 Mundartsprechern durchgeführt worden, pro Planquadrat (16 x 16 km) ein Ort und an jedem Ort 5–6 Aufnahmen (im Saarland, wo ich selbst die Aufnahmen leitete, die doppelte Anzahl Orte bei drei Aufnahmen pro Ort.) Ein Teil der Texte ist veröffentlicht; geplant aber ist die Herstellung der Schalldruck- und Melodiekurven, deren Zuordnung zu den Texten, ihre Ausmessung und statistische Bearbeitung.
- 28) Es ist bekannt, daß die Mundarten als solche feudalen Reminiszenzen, als „die letzten Überbleibsel des Feudalismus und Denkmäler der Barbarei“, im Bewußtsein der französischen Revolutionäre lebten.

Schrifttum

- H. Aubin, Th. Frings, J. Müller: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Bonn 1926.
- A. Bach: Zum Problem der Stadtmundarten. *Teuthonista* 1, 1924/25.
- A. Bach: Deutsche Mundartforschung. 2. Aufl. Heidelberg 1950.
- A. Bach: Deutsche Volkskunde. 3. Aufl. Heidelberg 1960.
- E. Bauer: Neckarsteinach und Darsberg, Kreis Bergstraße. Lautbibliothek der deutschen Mundarten H. 23/24. Göttingen 1961.
- H. Baumgartner: Stadtmundart. Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie. Bern 1940.
- E. Born: Die Mundart in Darmstadt und in seinem Umland. Erlangen 1938.
- E. Christmann: Sprachbewegungen in der Pfalz. Richtungen und Schranken, Restformen und Restgebiete. Speyer a. Rh. 1931.
- F. Debus: Zwischen Mundart und Hochsprache. *Zeitschrift für Mundartforschung* 29, 1962.
- F. Debus: Sprachbewegung am Beispiel wortgeographischer Erscheinungen. *Zeitschr. für Mundartforschung* 30, 1963/64.
- U. Engel: Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart. Mschr. Diss. Tübingen 1954.
- Th. Frings: Sprachgeographie und Kulturgeographie. *Zeitschr. f. Deutschkunde* 44, 1930. (Jetzt auch in Th. Frings: Sprache und Geschichte II. Halle 1956.)
- Th. Frings: Stamm und Sprache. In: Th. Frings: Sprache und Geschichte I. Halle 1956 (a).
- Th. Frings: Stamm, Territorium, Sprache im Spiegel neuerer Forschung. In: Th. Frings: Sprache und Geschichte I. Halle 1956 (b).
- J. Fourquet: Phonologie und Dialektologie. *Zeitschr. f. Mundartforschung* 26, 1958.
- H. A. Gleason jr.: An Introduction to Descriptive Linguistics. New York 1955.
- R. Gradmann: Pflanzen und Tiere im Lehrgebäude der Geographie. *Geographische Abende* 4, Berlin 1919.
- J. G. Granö: Die Forschungsgegenstände der Geographie. *Acta Geographica*, 1927.
- J. G. Granö: Reine Geographie. Eine methodologische Studie, beleuchtet mit Beispielen aus Finnland und Estland. *Acta Geographica* 2, 1929.
- H. Grund: Die Mundart von Pfungstadt und ihre sprachliche Schichtung. Bühl in Baden 1935.
- M. Hain: Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung. Gießen 1951.
- W. Hartke: Gedanken über die Bestimmung von Räumen gleichen sozial-geographischen Verhaltens. *Erdkunde* 13, 1959.
- W. Henzen: Schriftsprache und Mundarten und ihre Zwischenstufen im Deutschen. 2. Aufl. Bern 1954.
- A. Hettner: Die Geographie, ihre Geschichte, ihr Wesen und ihre Methoden. Breslau 1927.
- O. Höfler: Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Tübingen) 77, 1955.
- P. R. Hofstätter: Sozialpsychologie. Berlin 1956.
- R. Höh: Studien zur Sprachsoziologie einer pfälzischen Ortsmundart (Linden). Mschr. Diss. Mainz. 1951.
- R. Hotzenköcherle: Die Mundart von Mutten. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld 1934.
- R. Hotzenköcherle: Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. A. Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. B. Fragebuch, Transkriptionsschlüssel, Aufnahmeprotokolle. Bern 1962.
- F. Huttenlocher: Sozialgeographische Räume. *Studium Generale* 10, 1957.

- E. Kranzmeyer: Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerisch. Eine phonetisch-phonologische Studie auf soziologischer Grundlage. Zschr. f. Mundartforschung 21, 1952/53.
- A. Krenzlin: Historische und wirtschaftliche Züge im Siedlungsformenbild des westlichen Ostdeutschland. Frankfurt a. M. 1955.
- P. Kretschmer: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. Göttingen 1918.
- L. Kufner: Lautwandel und Lautersatz in der Münchner Stadtmundart. Zeitschr. f. Mundartforschung 29, 1962.
- E. Mertes: Dialektgeographie. Hettners Geographische Zeitschrift 28, 1932.
- F. Maurer: Sprachräume und Sprachbewegungen im deutschen Mittelalter. Monatsschrift für höhere Schulen 1938.
- P. F. M. McLoughlin: Language-Switching as an Index of Socialization in the Republic of the Sudan. University of California Press, Berkeley and Los Angeles 1964.
- E. Mertes: Dialektgeographie. Hettners Geographische Zeitschrift 28, 1932.
- W. Mitzka: Handbuch zum Deutschen Sprachatlas. Marburg 1952.
- D. Möhn: Das Rhein-Main-Gebiet und die moderne Sprachentwicklung in Hessen. Zeitschr. f. Mundartforschung 30, 1963/64.
- D. Möhn: Die Industriellandschaft — ein neues Forschungsgebiet der Sprachwissenschaft. In: Jahrbuch des Universitätsbundes Marburg. Marburg 1963.
- H. Moser: Stamm und Mundart. Zeitschr. f. Mundartforschung 20, 1952.
- H. Moser: Vollschräbisch, Stadtschräbisch und Niederalemannisch im seither württembergischen Oberschwaben. Alemannisches Jahrbuch 1954, Jahr 1954.
- H. Moser: Sprachgrenzen und ihre Ursachen. Zeitschr. f. Mundartforschung 22, 1954.
- H. Moser: Krise der Mundartforschung? Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner. Gießen 1960.
- H. Moser: Noch einmal: Stamm und Mundart. Zeitschrift f. Mundartforschung 28, 1961.
- H. Moser: „Umgangssprache“. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. Zeitschr. f. Mundartforschung 27, 1961.
- W. G. Moulton: Lautwandel durch innere Kausalität: die ostschweizerische Vokalspaltung. Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961.
- W. Müller-Wille: Das Rheinische Schiefergebirge und seine kulturgeographische Struktur und Stellung. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 6, 1942.
- P. v. Polenz: Die altenburgische Sprachlandschaft. Tübingen 1954.
- W. Porzig: Das Wunder der Sprache. 2. Aufl. Bern 1957.
- H. Reis: Mischung der Schriftsprache und Mundart in Rheinhessen. Germania 37, 1892.
- H. Rosenkranz: Der Sprachwandel des Industriezeitalters im Thüringer Sprachraum. Sitzungsber. d. Sächs. Akad. d. Wiss., Hist. Klasse, Bd. 108, 1963.
- O. Rudolph: Über die verschiedenen Abstufungen der Darmstädter Mundart. Hessische Blätter für Volkskunde 26, 1937.
- K. Sapper: Geologischer Bau und Landschaftsbild. Braunschweig 1917.
- A. Schirmer: Beiträge zur nordthüringischen Dialektgeographie. Marburg 1932.
- V. Schirmunski: Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. Germanisch-Romanische Monatsschrift 18, 1930.
- V. Schirmunski: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962.
- L. E. Schmitt: Zum dreißigsten Jahrgang der Zeitschrift für Mundartforschung. Zeitschr. f. Mundartforschung 30, 1963/64.
- J. Schmithüsen: Das Luxemburger Land. Leipzig 1940.
- P. Schöller: Die rheinisch-westfälische Grenze zwischen Ruhr und Ebbegebirge. Ihre Auswirkungen auf die Sozial- und Wirtschaftsräume und die zentralen Funktionen der Orte. Forschungen zur deutschen Landeskunde 72, Remagen 1953.
- P. Schöller: Grenzland Westerwald. Raumforschung und Raumordnung 13, 1955.
- P. Schöller: Stadt und Einzugsgebiet. Ein geographisches Forschungsproblem und seine Bedeutung für Geschichte, Landeskunde und Kulturreichforschung. Studium generale 10, 1957.
- P. Schöller: Kulturreichforschung und Sozialgeographie. In: Aus Geschichte und Landeskunde. Franz Steinbach zum 65. Geburtstag gewidmet. Bonn 1960.
- P. Schöller: Städte als Mobilitätszentren westdeutscher Landschaften. Deutscher Geographentag Berlin 20.-25. Mai 1959. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen, hrsg. von E. Otremba und H.-G. Gierloff-Emden. Wiesbaden 1960 S. 158-167.
- R. Schützeichel: Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur Sprachgeschichte am Mittelrhein. Rheinisches Archiv 54, Bonn 1960.
- R. Schützeichel: Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen. Tübingen 1961.
- O. Steiner: Hochdeutsch und Mundart bei Einheimischen und Neubürgern der Kreise Bamberg und Northeim im Jahre 1954. Ergebnisse einer Schulkindererhebung. Phonetica 1, 1957.
- G. Storz: Situation und Sprache. Einige Bemerkungen. Festschrift für Friedrich Maurer. Stuttgart 1963.
- K. Wagner: Deutsche Sprachlandschaften. Marburg 1927.
- K. Wagner: Die Gliederung der deutschen Mundarten. Begriffe und Grundsätze. Mainz und Wiesbaden 1955.
- K. Wagner: Zur Entwicklung der neueren germanischen Sprachwissenschaft. Festschrift für

- F. Maurer zum 65. Geburtstag. Stuttgart 1963.
- P. L. Wagner: Remarks on the Geography of Language. *Geographical Review* (New York) 48, 1958.
- R. Weiss: Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde. Basel 1950.
- O. Wernli: Die neuere Entwicklung des Landschaftsbegriffes. *Geographica Helvetica* XIII, 1958.
- G. Wiegmann: Die naturräumliche Gliederung in ihrer Bedeutung für die Verbreitung volkstümlicher Kulturformen. Protokollmanuskript der 2. Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn. Bonn 1959.
- G. Wiegmann: Der Kölner Raum im kulturräumlichen Gefüge der Rheinlande. In: K. Kayser und Th. Kraus: Köln und die Rheinlande. Festschrift zum XXXIII. Deutschen Geographentag vom 22. – 26. 5. 1961 in Köln. Wiesbaden 1961.
- G. Wiegmann: Probleme einer kulturräumlichen Gliederung. Protokollmanuskript der 4. Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn. Bonn 1964.
- W. Will: Saarländische Sprachgeschichte. Saarbrücken 1932.
- E. Winkler: Zur Bibliographie und Systematik der Schweizer Geographie. *Mitt. d. Geogr.-Ethnogr. Gesellsch. in Zürich* 41, 1941/43.
- E. Winkler: Kulturlandschaft an schweizerischen Sprachgrenzen. E. T. H. Zürich. Kultur- und Staatswissenschaftl. Schriften 53, Zürich 1946.
- E. Zwirner, A. Maack und W. Bethge: Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten. Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 9, 1956.
- E. Zwirner u. W. Bethge: Erläuterungen zu den Texten. Mit 2 Tafeln. Lautbibliothek der deutschen Mundarten, herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv H. 1. Göttingen 1958.
- E. Zwirner: Aufgaben und Ergebnisse der Phonometrie. *Sprachforum* 3, 1959/60.

Zu den Abbildungen:

Abb. I

„Fledermaus“ im Saarland (nach A. Bach 1931; ergänzt nach dem Material des Pfälzischen Wörterbuchs). 1 Fledermaus 2 Flandermaus u. ä. 3 Speckmaus 4 Speckmaus, daneben Fledermaus 5 Fleckermaus (Einzelbelege von Flandermaus, Speckmaus und Fledermaus sind nur im Fledermausgebiet vermerkt). 6 Isoglosse bestellt (S) – bestellt (N) 7 deutsch-französische Sprachgrenze 8 ungefähre Grenze von n. Flandermaus gegen s. Speckmaus im deutschsprachigen Lothringen 9 West- und Südgrenze des erfaßten Gebietes

Abb. II + Abb. III

Modell der Ausbreitung sprachlicher Neuerungen im Raum; 1 Barriere (Verkehrsschranke). Die abnehmende Dichte der Schraffur deutet das Fortschreiten der Sprach„welle“ an. In Abb. III hat sie fast den gesamten Bereich erobert; eine zweite Welle beginnt sich auszubreiten

Abb. IV

Schema der Ausbreitung einer sprachlichen Neuerung im „sozialen Raum“. 1 Zentrum 2 Subzentrum 3 Dorf

Abb. V

Streue von Belegen im Falle von „echtem Sprachwandel“

Abb. VI

Modell der „sprachlichen Schichtung“

Abb. a

Keil- und Vorpostenbildung längs einer Straße (Modell)

Abb. b

Schlauch- und Inselbildung an der Straße Mainz–Saarbrücken–Metz

EINE WESTDEUTSCHE GRENZFAMILIE

Eine familienkundliche Untersuchung

Bei manchen Kulturvölkern bestanden schon sehr früh neben dem Rufnamen einer Person weitere Zunamen. Eine dreiteilige Namengebung tritt uns heute noch in China und in Südostasien entgegen (Mao Tse-tung, Tschou En-lai).

Im Siedlungsbereich des deutschen Volkes kannte man bis etwa um 1200 nur den Rufnamen einer Person. Erst nach diesem Zeitpunkt tauchten ganz allmählich die ersten Zunamen auf. Es dauerte aber noch sehr lange, bis ein solcher häufig vom Volksmund gestifteter und benutzter Zuname so fest an einer Person haftete, daß er sich auch auf seine Nachkommen vererbte. Auch die Behörden veranlaßten Zubenennungen, um Rechtsverhältnisse einer Person eindeutig festzulegen.

Etwa um 1600 ist der erbliche Familienname überall im deutschen Siedlungsgebiet im Gebrauch. Etwa von dem gleichen Zeitpunkte ab stellen die meist genau und zuverlässig geführten Kirchenbücher eine brauchbare Quelle der Familienforschung dar. Vielfach sind jedoch die ältesten Kirchenbücher durch Kriegswirren und andere Ereignisse verlorengegangen, so daß es für einen Familienforscher schon sehr schwierig ist, einen Familiennamen bis hinein ins 17. Jahrhundert zu verfolgen. Zehnt- und Steuerlisten, Bürger- und Personenverzeichnisse, in einzelnen Fällen auch die alten Matrikel benachbarter Universitäten usf. können hierbei zur Aufklärung herangezogen werden. Jedoch ist größte Vorsicht geboten. Die gleichen Familiennamen konnten sich unabhängig voneinander in zeitlicher und örtlicher Trennung entwickeln. Man kann also aus der Gleichheit eines Namens nicht ohne weiteres auf eine blutmäßig gewährleistete Sippen- und Familienverwandtschaft schließen.

Als Zubenennungen zum Rufnamen einer Person wurden vielfach naheliegende orts- oder personengebundene Gegebenheiten gewählt. Bevorzugt benutzte man den Geburtsort oder den zur Zeit der Entstehung des Zunamens ausgeübten Beruf. Auch besonders auffällige persönliche Eigenschaften gaben hierzu Anlaß.

Bei den Familiennamen, die auf den Geburtsort zurückzuführen sind, konnte festgestellt werden, daß im süddeutschen Raume der Ortsbezeichnung stets ein er angehängt wurde. Im nördlichen Deutschland dagegen benutzte man den Ortsnamen ohne jede Veränderung, während in Mitteldeutschland beide Arten der Namengebung üblich waren.

Es gibt im Bereich des deutschen Sprachgebietes mehr als ein Dutzend Siedlungen mit dem Namen Lichtenberg, so daß ein von diesem Ortsnamen abgeleiteter Familienzuname ganz verschiedenen Ursprung haben kann. Allein drei Burgen führen in Westdeutschland diesen Namen: Burg Lichtenberg bei Buchweiler im Elsaß, Burg Lichtenberg bei Kusel im Westrich und Burg Lichtenberg bei Darmstadt.

1475 wurde erstmalig ein Johannes *Lichtenberger* urkundlich erwähnt. Er war Magister, Professor, Astrologe, Schriftsteller und in den letzten Jahren seines Lebens Eremit. Über ihn und seine schriftstellerische Tätigkeit ist von mir in der „Pfälzischen Familien- und Wappenkunde“ Band 5, Heft 4, 1964

berichtet und der Nachweis dargelegt worden, daß dieser erste *Lichtenberger* aus dem Oberamte *Lichtenberg*, das nach der Burg Lichtenberg bei Kusel so benannt wurde, stammt und sich am Ende des 15. Jahrhunderts diesen Namen zulegte.

Ergänzend sei noch bemerkt, daß die „Allgemeine Deutsche Biographie“, Bd. 18, den Geburtsort des Johannes Lichtenberger nach dem Unterelsaß verlegt. Sie gibt an, daß der Geburtsort im Hanau-Lichtenbergischen Amte Ingweiler sei. Nach diesem Geburtsorte habe er sich Lichtenberger genannt. Die erste Ausgabe seiner berühmten Weissagungen sei im Jahre 1488 unter dem Verfasseramen Johannes Lichtenberger erschienen, am Schlusse dieses Werkes habe er sich zusätzlich noch den Namen Peregrinus Ruth beigelegt. Diese Angaben der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ sind überholt. Die Herkunft des Johannes Lichtenberger aus dem Oberamte Lichtenberg im Westrich ist urkundlich erwiesen.

Man pflegt bei familienkundlichen Forschungen, die einzelnen Generationen einer Stammfolge mit dem Großbuchstaben des Alphabets zu bezeichnen und die aus einer Generationsfamilie hervorgegangenen Kinder, ihrem Alter entsprechend, mit den Kleinbuchstaben. Man beginnt jedoch bei der ältesten Generation nicht immer mit dem Buchstaben A), weil weiterhin die Möglichkeit bestehen kann, auf Dokumente zu stoßen, die noch ältere Familienzugehörige urkundlich nachweisen. Man kann guten Gewissens Johannes Lichtenberger als Generationsvertreter der Generation A) bezeichnen, weil nachgewiesen ist, daß er sich diesen Namen erstmalig selbst zulegte.

Die Generationsfolge des Nahe-Saar-Hauptastes der Lichtenberger ist in dem bereits erwähnten Beitrag in der „Pfälzischen Familien- und Wappenkunde“ dargelegt worden. Als Ergänzung sei nachstehend noch folgendes angeführt: Von der Generation G) ab findet man die ersten Lichtenberger im Saarland. Johannes Matthias Lichtenberger war von 1714 bis 1751 Pfarrer in St. Johann (Saar). Im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde St. Johann befindet sich nur eine ihn betreffende Eintragung über seine Beerdigung:

„Den 18. Martii ist der evang. Hochwürdige Herr Pfarrer Johann Matthias Lichtenberger, er hat im Dienst gestanden und nach der . . . Gemeinde Saarbrücken und St. Johann der erste Pfarrer dieser Gemeinden seit 1727 gewesen, zu St. Johann in der Kirche auf dem Chor, vor dem Pfarrstuhl begraben, nachdem er gestorben den 14 . . . nachts um 12 Uhr, alt 57 Jahr 8 Monat. Die Leichenpredigt habe ich Superintendent Rothe daselbst zu St. Johann gehalten.“

In der Generation H) ist Georg Christoph Lichtenberger Pfarrer in Wiebelskirchen (1745 bis 1749) und anschließend in Neunkirchen (Saar) (1749 bis 1773). Sein Bruder Johann Paulus amtierte als dritter luth. Pfarrer in Saarbrücken (1745 bis 1746). Er war später als Seelsorger im Elsaß tätig.

Örtliche Nachforschungen im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde Wiebelskirchen (Saar) gaben Anlaß zu folgenden Ergänzungen: In dem genannten Kirchenbuch, Band 1724 bis 1755, befinden sich Eintragungen über die Geburt und Taufe der beiden ersten Söhne des Pfarrers Georg Christoph. Diese beiden Söhne wurden in den bisher herangezogenen Quellen nicht genannt. Johann Christian (H/a) wurde später Chirurg in Neunkirchen (Saar) und starb dort bereits mit 47 Jahren. Im Kirchenbuch der

evangelischen Gemeinde Neunkirchen findet sich über sein Ableben eine größere Eintragung. Es heißt u. a. darin:

„An seinem Todestage verrichtete er noch eine Operation an einem Kind, dem er ein gefährliches Geschwür öffnete. Man merkte nicht die mindeste Veränderung bis in die Nacht an ihm, er unterredete sich mit seinen Freunden, die ihn besuchten und aß noch eine Suppe. Unvermutet aber nahm ihn Gott durch den furchbaren Tod von der Welt weg. Er hinterließ eine betrübte Witwe mit sechs unerzogenen Kindern. Dienstwilligkeit und Uneigennützigkeit waren Eigenschaften seines Charakters. Besonders war er ein sehr geschickter Accourteur, der durch seine Kunst vielen Menschen das Leben rettete und sich keinen Gang verdrießen ließ, wenn er auch vorher sah, daß ihm seine Mühe nicht bezahlt werden würde. Alle hiesigen Einwohner nahmen den sichtbarsten Antheil an seinem Tode . . .“

Bemerkenswert ist die Eintragung im Wiebelskircher Kirchenbuch über die Geburt und die Taufe des zweiten Sohnes, Wilhelm Heinrich. Die Eintragung Nr. 13 aus dem Jahre 1750 trägt am linken Blattrand den Namen Wilhelm Heinrich Lichtenberger. Daneben befindet sich folgende handschriftliche Eintragung des Vaters, des Pfarrers Georg Christoph Lichtenberger:

„Mein Georg Christoph Lichtenberger, Evang. Luth. Pfarrer allhier, und meiner 1. Hauß-Frauen Sophien Marien, Söhnlein ist geboren den 14ten September grad auf den Erhöhungstag des Morgens um vieren Uhr und ist 16ten ejordem vom Hn. Pfarrer Posth von Ottweyler getauft worden. Hochb. Taufzeugen waren 1) Ihro Hochfürstl. Durchlaucht, unser gnädigster Fürst und Herr, Herr Wilhelm Heinrich. 2) Ihro Hochwürden Herr Inspector (d. i. der Superintendent) Georg Christian Woyth von Ottweyler. 3) Die gnädige Fräulein von Koellenbach, Christiane Carolina zu Ottweyler und Frau Henriette Philippina Loetzin, Herrn Casimir Loetz, dermaligem ersten Cammer-Diener von Ihro Hochfürstl. Durchlaucht unseres gnädigsten Fürsten und Landesvatter Eheliebsten.“

Es muß als besondere Auszeichnung angesehen werden, daß der Landesfürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken die erste Patenschaft übernommen hatte und daß sich aus dem Kreise des fürstlichen Hofes zwei Patinnen zur Verfügung stellten.

Über das Schicksal dieses Wilhelm Heinrich Lichtenberger kann man nur Vermutungen anstellen. Im Testament des letzten Saarbrücker Fürsten, Heinrich, der 1793 von den Franzosen gezwungen war, sein Land zu verlassen und 1797 in der Verbannung starb, ist unter dem Forst- und Jagdpersonal, das in diesem Testament erbmäßig bedacht wurde, auch ein Forstmeister Lichtenberger benannt, leider jedoch ohne Vornamen. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß es sich um den bei seiner Taufe schon durch die fürstliche Anteilnahme und Fürsorge ausgezeichneten Wilhelm Heinrich Lichtenberger handelt. Im Artikel 9 des fürstlichen Testaments, das in Abschrift im Staatsarchiv Wiesbaden aufbewahrt wird, heißt es:

„Für das hernach gedachte Forst- und Jagd Personal bestimme ich diejenigen Gelder, welche bei meinem Ableben von verkauftem Holz, von Wald- und Jagdfreveln bei den Forstkassen zu Saarbrücken und Ottweiler noch ausstehen werden, wie auch die Gewehr-Kammer, Waldhörner und Hunde, und soll solches folgendermaßen in gleichen Theilen ausgetheilet werden: 1) . . 2) . . 9) Forstmeister Lichtenberger . . .“

In Neunkirchen entsprossen der ersten Ehe des Pfarrers Georg Christoph (H) noch sieben Kinder und der zweiten Ehe noch weitere sechs. Vier dieser Kinder starben schon in frühester Kindheit. Das Schicksal der übrigen neun konnte bisher nur teilweise geklärt werden. Johanna Juliane Eleonore (H/d) wurde die Ehefrau des preußischen Majors von Weiler-Arnoldi. Johann Philipp (H/g) wirkte als Schreiner in Neunkirchen, und Carl Sigmund (H/1) übte den Forstberuf in Bildstock (Saar) aus.

Die hohe Kinderzahl des Neunkirchener Pfarrers verursachte eine weitgehende Verzweigung der Familie Lichtenberger im Bereich des Saarlandes. Auch die bisher bekannte Enkelschar war sehr groß. Der Neunkirchener Chirurg (H/a) und der Bildstocker Forstmann (H/l) hinterließen sechs bzw. 12 Kinder.

Der elsässische Hauptast

Veit Lichtenberger, auch Vitus genannt (1581 bis 1635), war ebenso wie vom hessischen, vom kurpfälzischen, vom Nahe-Saar-Hauptast auch der Stammvater des elsässischen Hauptastes der Lichtenberger. Im elsässischen Hauptast gibt es – ebenso wie in den drei übrigen Hauptästen – viele Lichtenberger, die als Seelsorger und Theologen tätig waren. Dieser Glücksumstand erleichtert eine familienkundliche Untersuchung wesentlich. Das Personal- und Amtswichtige über die Pfarrer und Theologen in Elsaß-Lothringen wurde in jahrelanger Sammelarbeit zusammengetragen und 1959 in einem Standardwerk von Maria-Joseph Bopp unter dem Titel „Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß-Lothringen“ veröffentlicht. Unter Nr. 3161 des genannten Werkes wird der Magister Andreas Lichtenberger angeführt. Philipp Wilhelm (E/f) wird als Vater und Veit (D) als Großvater des Andreas angegeben: „Der Großvater Vitus Lichtenberger war nach dem Kirchenbuch St. Thomas Hunoldsteinischer Kellermeister (Anmerkung: ein Beamter, der den Titel „Keller“ nicht Kellermeister führt, ist erster Finanzbeamter. Veit Lichtenberger war ein Keller) und stammte aus Sittborn im Westrich. Er ist der Ahnherr der bekannten in Straßburg und nach 1871 in Paris ansässigen Gelehrtenfamilie.“

Der Vater Philipp Wilhelm (E/f) wirkte als Kaufmann in Straßburg und war mit Ursula Kuhn verheiratet.

Im „Armorial de la Généralité d'Alsace“ ist ein Philipp Lichtenberger als Inhaber eines Wappens aufgeführt. Es ist anzunehmen, daß Johann Philipp ein Sohn des Philipp Wilhelm war. Die französischen Wappen wurden gegen Bezahlung – eine Art Steuer – an Bürger, Pfarrer und Gelehrte verliehen. In folgendem Schema sind Gestalt, Einteilung und Benennung der einzelnen Teile des französischen Wappens ersichtlich:

Chef		
Canton dextre du Chef	Pointe du Chef	Canton sénestre du Chef
Flanc dextre	Centre Cœur au Abime	Flanc sénestre
Canton dextre de la Pointe	Pointe	Canton sénestre de la Pointe

Das genannte Armorial führt die Namen von drei Vertretern der elsässischen Familie Lichtenberger an.

1) Seite 125: „(1697) Jean Philippe Lichtenberger, marchand-Bourgeois de Strasbourg. (Beschreibung des Wappens): *Porte d'argent à un monticule de trois coupeaux de sinople, mouvant de la pointe et sommé d'un bois de cerf de gueules.*“

Übertragen: Auf einer silbernen Wappenfläche erhebt sich ein kleiner Berg mit drei kleinen Kuppen in Grün. Von der (unteren) Spitze ausgehend strebt ein Hirschgeweih in Rot nach oben.

Über den Magister Andreas selbst berichtet das genannte Werk von Maria-Joseph Bopp folgendes: Er wurde am 22. 3. 1659 in Straßburg geboren, heiratete am 15. 6. 1688 Dorothea Göll, die 45jährige Witwe des Pfarrers Georg Adam Volkmar. Der Magister Andreas wirkte von 1687 bis 1690 als Diakon in Colmar, war von 1690 bis 1693 Pfarrer von Osthausen und von 1693 bis 1703 versah er das Amt eines Diakons in Colmar und anschließend bis zu seinem Tode im Jahre 1730 das Amt eines Pfarrers in Colmar. Den Magistertitel erwarb er am 12. 2. 1681 an der Universität Straßburg.

Andreas Lichtenberger besaß gleichfalls ein Wappen, das in dem schon genannten Armorial wie folgt beschrieben wird:

2) Seite 325: „André Lichtenberger, ministre de la ville de Colmar. (Beschreibung des Wappens): *Porte d'azur à un chandelier d'église d'argent, accompagné en chef des deux lettres A et L d'or et trois coquilles d'argent posées deux au flancs et une en pointe.*“

Übertragen: Auf einer blauen Wappenfläche ein Kirchenleuchter in Silber, auf dem obersten Mittelstück als Wappenzierat die beiden Buchstaben A und L in Gold und von drei Muschelschalen in Silber bedeckt, zwei sind in den beiden mittleren Seitenteilen und eine in dem untersten Mittelstück angebracht.

Das gleiche Wappen führt auch der Kaufmann Johann Friedrich Lichtenberger, nur sind als Wappenzier die Buchstaben F und L angebracht.

3) Seite 326: „Jean Frédéric Lichtenberger, marchand et bourgeois de la Ville de Colmar. (Beschreibung des Wappens): *Porte d'azur à un chandelier d'église d'argent, accompagné des deux lettres F et L d'or en chef, et trois coquilles d'argent posées une à chaque flanc et une en pointe.*“

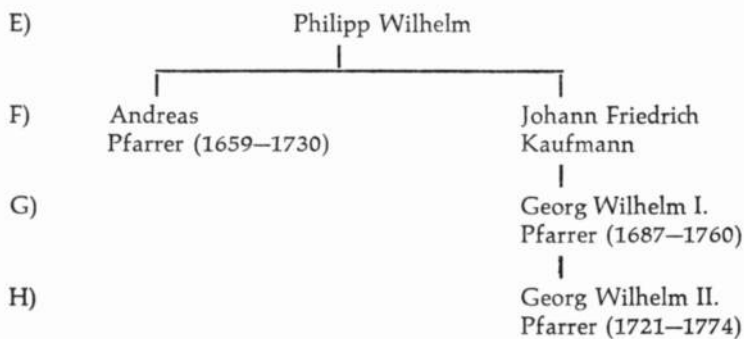
Die Übereinstimmung der beiden Wappen, ihre im Armorial unmittelbar nacheinander auf Seite 325 und 326 aufgeführten Beschreibungen und nicht zuletzt auch der gemeinsame Wohnsitz der beiden Wappenträger lassen es als wahrscheinlich gelten, daß der Magister Andreas und der Kaufmann Johann Friedrich Brüder gewesen sind.

Unter Nr. 3162 führt Maria-Joseph Bopp den Magister Georg Wilhelm I. als Sohn des Kaufmanns Johann Friedrich Lichtenberger und seiner Ehefrau Katharina Herr an. Er selbst war mit Margaretha Wetzel, Tochter des Kaufmanns Johann Wetzel in Colmar, verheiratet. Er erwarb 1706 an der Universität Straßburg den Magistertitel und wirkte von 1713 bis zu seinem Tode im Jahre 1760 als Rektor am Gymnasium in Colmar. Über seine schriftstellerische Tätigkeit berichtet Maria-Joseph Bopp folgendes: „Hat herausgegeben: Colmarisches Lutherisches Lob-Opffer oder Neuverbessertes Kirchen- Schul-Hauß- und Reiß-Gesangbuch, in dem Psalmen und Lob-

gesänge Dr. Martin Luthers und anderer reiner und frommer Lehrer, auf das neue mit besonderem Fleiß zusammengetragen, enthalten sind. Sampt einem nützlichen und bequemen Gebett-Büchlein. Colmar 1722, in 8°, S. 584 und S. 44 mit 2 Titelbildern im Holzschnitt, (2. Auflage 1736)

Georg Wilhelms I. Sohn, Georg Wilhelm II., übte gleichfalls die Tätigkeit eines Pfarrers aus. Er wurde am 12. 8. 1721 in Colmar geboren, heiratete am 15. 11. 1751 Katharina Susanne Klein, eine Pfarrerstochter, und starb am 12. 4. 1774. Er erwarb wie sein Vater den Magistertitel (1739) an der Universität Straßburg. Von 1747 bis 1750 wirkte er als Diakon in Illkirch und als Vikar in Niederhausbergen. Von diesem Zeitpunkt ab war er bis zu seinem Lebensende im Jahre 1774 Diakon in Colmar.

Wenn man der Annahme zustimmt, daß der Magister Andreas und der Kaufmann Johann Friedrich Brüder gewesen sind, dann läßt sich folgende Stammfolge festlegen:



Der Colmarer Zweig stellt nach der Generation H) keine Pfarrer mehr. Die Straßburger Lichtenberger werden dagegen von Maria-Joseph Bopp noch mehrfach erwähnt. Unter Nr. 3165 führt er den Magister Johann Friedrich Lichtenberger auf, der als Sohn des Notars Johann Friedrich Lichtenberger und der Maria Salome Wagner am 3. 12. 1743 in Straßburg geboren wurde. Er war mit der Pfarrerstochter Katharina Elisabeth Fritschmann verheiratet. Den Magistertitel erwarb er 1765 an der Universität Straßburg. Von 1766 bis 1820 wirkte er zunächst als Vikar und später als Ord. Præc. am Unteren Gymnasium in Straßburg und als Mitarbeiter am Oberen Gymnasium und am Collegium Wilhelmitaneum in Straßburg. Ab 1793 war er Jakobiner. Er starb als Professor emeritus am 7. 11. 1831.

Unter Nr. 3166 führt Maria-Joseph Bopp den Pfarrer Daniel Karl Lichtenberger auf, der als Sohn des Messerschmieds Johann Gottfried Lichtenberger und der Maria Salome Hertz am 25. 3. 1799 geboren wurde. Er war Pfarrer in Klingenthal und Gundershofen und von 1866 bis 1873 Præs. des Kons. Niederbronn. Er starb am 4. 3. 1873.

Mit Friedrich August Lichtenberger (Nr. 3167) führt Maria-Joseph Bopp ein sehr bedeutsames und einflußreiches Mitglied der elsässischen Familie Lichtenberger an. Friedrich August wurde als Sohn des Messerschmieds Friedrich Daniel Lichtenberger und der Luise Emilie Burckhardt am 21. 3. 1832 in Straßburg geboren. Er gehört zu der elsässischen Generation, der die politische Entwicklung im Jahre 1870/71 ein besonderes Schicksal bereitete. Zunächst war er noch als Lic. theol. und als D. theol. an der Universität Straßburg tätig. 1873 setzte er seine Lehrertätigkeit in Paris fort.

Er wirkte von 1877 ab als Professor und von 1886 ab als Dekan der theologischen Fakultät an der Sorbonne in Paris. Er starb 1899 in Versailles. Er veröffentlichte viele bedeutsame theologische Schriften und war auch der Herausgeber der „Encyclopédie des sciences religieuses“ (Paris 1877-1882, 13 Bände). Es lag nahe, daß sein reger Geist auch zu den politischen Ereignissen der Jahre 1870/71 Stellung nahm, zumal sie ihm das harte Schicksal der Emigration brachten. Seine Schrift: „Le protestantisme et la guerre de 1870“ (Paris 1871), erlebte mehrere Auflagen. Einige seiner Predigten, in denen er sich mit der politischen und seelischen Notsituation, die der Krieg 1870/71 für viele elsässische Familien geschaffen hatte, auseinandersetzte, wurden gedruckt und verbreitet: „Nos devoirs envers la France“ (Straßburg 1871), „La raçon de l'Alsace“ (Paris 1872), L'Alsace pendant et après la guerre“ (Paris 1873), „La Faculté des théologie de Strasbourg“ (Paris 1875). Friedrich August wurzelte – bilinguistisch wie die gesamte geistig führende Schicht der Elsässer – im deutschen und zugleich im französischen Kulturbereich. Sein dreibändiges Werk „Histoire des idées religieuses en Allmagne depuis le milieu du 18me siècle à nos jours“ (Paris 1873) zeigt ihn auch als Kenner religiöser Fragen und Probleme im deutschen Kulturbereich. Seine Tochter Anna Maria kehrte als Gattin des Professors für Romanistik an der Universität Straßburg, Eduard *Schneegans*, wieder in die elsässische Heimat der Lichtenberger zurück.

Friedrich Augusts Bruder, Charles Ernest, geboren am 22. 9. 1847 in Straßburg und gestorben am 4. 12. 1913 in Marseille, wählte für seine berufliche Tätigkeit auch den französischen Kulturbereich. Er wirkte zunächst als Professor der deutschen Sprache in Nancy und später an der Sorbonne in Paris. Er war ein hervorragender Germanist, der Werke über Goethe veröffentlichte: „Etudes sur les poésies lyriques de Goethe“ (1878), „Le théâtre de Goethe“ (1882). 1905 erschien von ihm eine Übertragung des „Faust“ ins Französische.

Zwei Neffen der beiden berühmten Brüder, Friedrich August und Charles Ernest, setzten in Frankreich die Gelehrtentradition der elsässischen Lichtenberger fort. Henri Lichtenberger, der am 12. 3. 1864 in Mühlhausen geboren wurde und am 4. 11. 1941 in Paris starb, war wie sein Onkel Charles Ernest zunächst Germanist in Nancy und später an der Sorbonne in Paris. Seine Veröffentlichungen befassen sich u. a. mit Nietzsche, Wagner, Heine, Novalis und Goethe.

Der zweite Neffe, André Lichtenberger, der am 29. 11. 1870 in Straßburg geboren wurde und 1940 in Paris starb, war ein bekannter Soziologe und Schriftsteller. Das bekannteste Werk seiner schriftstellerischen Tätigkeit trägt den Titel: „Mon petit Trott.“

Bemerkenswert ist, daß zwei der nach Frankreich übergesiedelten elsässischen Lichtenberger als Germanisten tätig waren und die deutsche Sprache und Dichtung nicht nur lehrmäßig als Universitätslehrer vertraten, sondern auch hochwertige Veröffentlichungen hierüber aufzuweisen hatten. Auch der dritte elsässische Lichtenberger, der Theologe Friedrich August, beschäftigte sich eingehend mit deutschen theologischen Fragen. Alle drei waren bilinguistisch aufgewachsen und wurzelten entsprechend in zwei Kulturbereichen zugleich. Sie verleugneten auch dann ihre zweiseitige geistige Verwurzelung nicht, als es für sie nach 1870/71 nur noch die Möglichkeit zum Wirken und Schaffen in Frankreich gab.

Es ist zu bedauern, daß um 1870/71 die Zeit noch nicht reif war, der elsässischen Grenzbevölkerung vertrauensvoll die ausgleichende Vermittlerrolle zwischen dem deutschen und dem französischen Kulturbereich zu gewähren, zu der sie in ihrer jahrhundertelangen bilinguistischen Entwicklung geradezu berufen war. Schon der erste Namensträger der westdeutschen Grenzfamilie Lichtenberger, der im 15. Jahrhundert lebende Astronom und Eremit Johannes Lichtenberger, setzte sich mit Paracelsus, dem Verfechter einseitiger nationaler Tendenzen, über Deutung und Einfluß der deutschen und der französischen Kultur in den westdeutschen rheinischen Ländern auseinander und vertrat die Meinung, daß das Gute aus beiden Kulturbereichen herausgestellt und nutzbar gemacht werden müßte.

Das Wirken und das Tätigsein der elsässischen Gelehrtenfamilie der Lichtenberger trägt ebenso den Akzent der Versöhnung und des Ausgleichs des deutschen und französischen Kulturbereichs in den Jahrzehnten eines harten und unversöhnlichen nationalen Gegensatzes im ausgehenden 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert und dient der gleichen Idee, die der weit vorausschauende Gelehrte Johannes Lichtenberger bereits fünf Jahrhunderte zuvor als notwendig zu lösende Kulturaufgabe herausgestellt hatte.

Außer der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfolgten Einwanderung des Kaufmanns Philipp Wilhelm Lichtenberger (E) nach Straßburg, dessen Nachkommen bisher als elsässischer Hauptast der Lichtenberger Gegenstand der Betrachtung waren, fanden noch zwei weitere Einwanderungen der westdeutschen Grenzfamilie der Lichtenberger nach dem Elsaß statt.

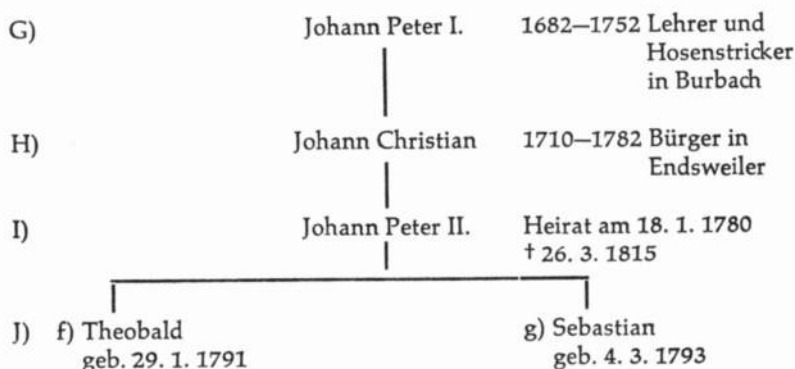
Ein Sohn des Pfarrers Georg Christoph (F), Johann Peter (F/f) (geb. am 13. 6. 1682, gest. 1752, verh. mit Elisabeth Wagnerin), war von 1717 bis 1724 Lehrer und Hosenstricker in Burbach im Saarwerdener Land. Die örtliche Chronik weiß nichts Gutes von ihm zu berichten. In dem Buch von G. Matthis: „Bilder aus der Kirchen- und Dörfergeschichte der Grafschaft Saarwerden“ wird ein Peter Lichtenberger erwähnt, „der faul und nachlässig ist, die Christenlehre nicht hält und die Schule verwahrlost. Sein Weib bringt die ganze Gemeinde untereinander und wirft mit unflätischen Reden um sich.“ Es ist anzunehmen, daß sich der Chronist eine sehr einseitig bestimmte Beurteilung zu eigen gemacht hat; denn die in der Zeit seiner Schultätigkeit in Burbach geborenen vier Kinder des Johann Peter haben, wie aus dem örtlichen Kirchenbuch hervorgeht, sehr ordentliche und angesehene Paten, die gewiß nicht sich bei einer minderwertigen Familie zur Verfügung gestellt hätten. Bei einem 1718 geborenen Sohn ist u. a. ein Pfarrer als Pate genannt, bei einem 1719 geborenen Sohn u. a. ein Pfarrer und eine Hofkammerjungfer, bei einem 1722 geborenen Mädchen u. a. ein Schulmeister und eine Schulmeisterin und bei einer 1725 geborenen Tochter u. a. eine Pfarrfrau.

Johann Peter gehörte der Generation G) an.

In den Kirchenbüchern der Pfarrei Neusaarwerden finden sich ab 1780 bis 1793 Eintragungen über die Heirat eines Johann Peter Lichtenberger und über die Geburt und Taufe seiner sieben Kinder. Als Vater dieses Johann Peter wird Johann Christian Lichtenberger genannt, ein „bürgerlicher Einwohner von Endweiler“.

Der damaligen Sitte gemäß erhielt ein Enkelsohn den Vornamen des Groß-

vaters. Im Hinblick auf diesen Brauch könnte für die zweite Einwanderung der Lichtenberger nach dem Elsaß folgende Stammfolge angenommen werden:



In der Generation J) sind nur die beiden einzigen männlichen Vertreter angeführt.

Eine Suchanzeige einer amerikanischen Familie, die vor etwa 25 Jahren bei der Stadtverwaltung Saarbrücken einging, bat um Auskunft über die in der Umgebung von Saarbrücken noch lebende Verwandtschaft eines um 1790 dort geborenen und später nach den USA ausgewanderten Sebastian Lichtenberger. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß J/g der gesuchte Sebastian ist, zumal dieser Vorname bisher nur einmalig in der west-deutschen Grenzfamilie der Lichtenberger festgestellt werden konnte.

Eine zweite Zuschrift aus USA stammt von dem jetzigen Presiding Bishop Protestant Episcopal Church Ret. Rev. Arthur Lichtenberger New York. Sein Großvater, Peter Lichtenberger, geb. am 25. 6. 1826, wanderte um 1850 aus dem Elsaß nach USA aus. Zieht man wiederum in Betracht, daß es in der damaligen Zeit ein fast verbindlicher Brauch war, einem Enkel den Vornamen des Großvaters zu geben, so wäre die Annahme am Platze, daß Johann Peter II (I) der Großvater des Auswanderers Peter Lichtenberger und Theobald (J/f) sein Vater war, zumal in keinem anderen Zweig der elsässischen Lichtenberger der Vorname Peter als gebräuchlich festgestellt werden konnte. Jedoch soll den hierüber noch im Gange befindlichen Erhebungen und Feststellungen nicht vorgegriffen werden.

Eine zweite Einwanderung nach dem Elsaß vollzog der schon erwähnte Pfarrer Johann Paulus (G/g), ein Bruder des Neunkirchener Pfarrers Georg Christoph II. Johann Paulus, geb. am 6. 8. 1719, verheiratet mit Katharina Dorothea Aulber, amtierte nach einer kurzen Pfarrer-Tätigkeit in Saarbrücken (1745/46) in Altweiler (Unterelsaß) (1749—1764) und in Büttgen (Unterelsaß) (1765—1776). Über das Schicksal seiner fünf Kinder und seiner weiteren Nachkommenschaft konnte noch wenig festgestellt werden. Lediglich ist aus der „Häuser- und Familienchronik der Stadt Ottweiler“ bekannt, daß ein in Altweiler in der Grafschaft Saarwerden geborener Georg Jakob Lichtenberger Schneider und Kammerdiener bei der Fürstin von Nassau-Saarbrücken am Hofe in Ottweiler war. Sein Sohn Johann Friedrich, erster Knabenlehrer in St. Johann (Saarland), war der Vater des Pfarrers und späteren Superintendenten Wilhelm Lichtenberger in Niederlinxweiler (Saarland).

Die Annahme liegt nahe, daß der Schneider und Kammerdiener Georg Jakob – der Vorname Georg war bereits in der Generation F), G) und H) gebräuchlich – ein Sohn des ehemals in Altweiler amtierenden Pfarrers Johann Paulus (H) war. Unter Berücksichtigung dieser Annahme ergäbe sich dann für diesen unterelsässischen Zweig der Lichtenberger folgende Stammfolge:

H)	Johann Paulus 1719—?	Pfarrer in Saarbrücken, Altweiler und Bütten
I)	Georg Jakob ?	Schneider und Kammerdiener am fürstl. Hofe in Ottweiler
J)	Johann Friedrich 1804—1886	Lehrer in St. Johann
K)	Wilhelm 1834—1899	Pfarrer und Superintendent in Niederlinxweiler

Die vorstehenden Festlegungen über die Einwanderungen der Lichtenberger ins Unterelsaß konnten nur unvollständig gegeben werden. Weitere Erhebungen und Forschungen sind noch im Gange.

Das Schicksal der Lichtenberger konnte nur so lange verfolgt werden, als noch eine gewisse Seßhaftigkeit herrschte und die Berufstätigkeit und die Heirat der jeweils kommenden jungen Generation noch in nächster Umgebung, im westdeutschen Grenzbereich, stattfanden. Schon seit vielen Jahrzehnten führten Beruf und Heirat einzelne Mitglieder aus ihrer Stammlandschaft hinaus. Heute ist die ehemalige westdeutsche Grenzfamilie weit verstreut. Es dürfte aber den heute noch lebenden Gliedern der Familie nicht schwierig sein, sich selbst in die Stammfolge der vier Hauptäste und in die einzelnen Verzweigungen einzufügen.

In dem zur Verfügung gestandenen Quellenmaterial fanden sich vielfach Hinweise, daß die Familie ein Wappen geführt hat. Eine Verleihungsurkunde konnte jedoch bisher nicht nachgewiesen werden. Immer wieder werden die gleichen Merkmale des Wappens herausgestellt: Pilgermuscheln (das heraldische Zeichen der Pfarrer und Theologen), Sterne (Hindeutung auf den Astronomen Johannes Lichtenberger) und Leuchter mit brennender Kerze auf einem Dreieck (Hindeutung auf den Namen Lichtenberger). Das Wappen, wie es der pfälzische Hauptast der Lichtenberger für sich als maßgebend betrachtet, wurde 1953 nach heraldischen Gesichtspunkten hergerichtet.

SCHRIFTTUM

Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, Leipzig 1883.

Armorial de la Généralité d'Alsace. Paris, Colmar, Strasbourg 1861.

Benzing, Josef: Peter Schöffel d. J. zu Worms und seine Drucke. (Erschienen in Bd. 5 der Zeitschrift: „Der Wormsgau“, 1961/62.).

Bopp, Maria-Joseph: Die evang. Geistlichen und Theologen in Elsaß-Lothringen. Neustadt a. d. Aisch 1959.

Haarbeck, Walther: Johannes Lichtenberger, Astronomus. In „Saarpfälzischen Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung“, 3. Bd. Neustadt (Weinstraße).

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Hoops, Johannes: Reallexikon für deutsches Altertum. Bd. 1.

- Kosch, Wilhelm: Deutsches Literatur-Lexikon.
- Kurze, Dietrich: Johannes Lichtenberger, eine Studie zur Geschichte der Prophetie und Astrologie. Dissertation der Freien Universität Berlin, 1955.
- Lichnock, W.: Geschichte der evang. Gemeinde St. Johann. Saarbrücken 1907. Neubearbeitet von Ruppertsberg 1927.
- Louis, Richard: Herausgeber der Pfälzischen Familien- und Wappenkunde. Ludwigshafen 1952/54. Naheland-Kalender 1960. Druckerei Friedrich Fiedler Bad Kreuznach.
- Rosenkranz, Albert: Das evang. Rheinland, ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch. Bd. 2. Verlag: Presseverband der evang. Kirche im Rheinland.
- Stammler, Wolfgang: Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters, Bd. 3. Verlag Walter de Gruyter u. Co. 1943.
- Stratz, Edmund: Herausgeber des Deutschen Geschlechterbuchs. Genealogisches Handbuch bürgerlicher Familien. Bd. 96. Verlag: C. A. Starke, Limburg (Lahn), 1937.
- Wild, Klaus-Eberhard: Johannes Lichtenberger. In „Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld (Nahe). Nr. 1/2. Druck Fritz Scheur, Birkenfeld, 1961.

EIN SPÄTGOTISCHES „HAUSALTÄRCHEN“ IN METZER KLÖSTERLICHEM BESITZ

Ein Kloster bei Metz besitzt ein besonders zierlich gearbeitetes „Flügelaltärchen“, eines der seltenen Exemplare dieser Gattung in dieser Landschaft, das bis dato unveröffentlicht geblieben ist ¹⁾.

1. Beschreibung des Retabels:

Der 1 m hohe, 0,60 m breite und 0,20 m tiefe, erstaunlich gut erhaltene Schrein zeigt in geschlossenem Zustand auf den Außenseiten zwei Heiligenfiguren, die auf hohen Steinpodesten in einer architektonischen Umrahmung stehen und auf den Betrachter herunterblicken. Vom Corpus aus gesehen links füllt die mächtige, auf einen Stab gestützte Gestalt des hl. Christophorus mit dem segnenden Jesusknaben auf der Schulter — wie eine Skulptur auf einer Plinthe (hier in der Andeutung von wellig gekräuselter Wasser gegeben, über das in mächtigem Schwung eine Mantelbahn mit herabfallendem Zipfel geschlungen ist) — die schmale Fläche. Die rechte Tafel nimmt der hl. Antonius ein. Auf einer als Erdsockel aufgefaßten Plinthe stehend, in den Händen den Rosenkranz und ein Buch haltend, wird er von einem Schweinchen zu seinen Füßen begleitet.

Ähnlich den großen „Wandelaltären“, bei denen man durch Drehen der Flügel verschiedene Schauseiten aufklappen kann, bildet hier — nur in bescheidenem Maße — das Schnitzwerk mit der Szene aus der Passion Christi das Kernstück. Diesem Mittelbild dienen die gemalten Flügel als Rahmen und dem Schrein als verschließbare Wand.

Statt der sonst üblichen Darstellung von Christus und den Schächern am Kreuz wurde hier die Kreuzabnahme Christi zum Thema genommen. Durch das hochaufgerichtete Kreuz wird Christus aus der an der Schädelstätte versammelten Menge herausgehoben. Einer der Männer an der Rampe des Schreins, der dem Betrachter den Rücken zukehrt, hält die an den linken Querbalken des Kreuzes angelehnte hohe Leiter. Auf ihren oberen Sprossen stehend, hat ein mit Stiefeln und kurzem Rock bekleideter Soldat die Nägel der linken Hand Christi herausgezogen, so daß sich der Corpus Christi mit herabhängendem Arm zur Seite hinüber neigt. Die rechte Hand des Gekreuzigten (von der Figur aus betrachtet), unter der ein geflügelter Engel mit klagend erhobenen Händen schwebt, ist noch ans Kreuz geheftet. Zu Füßen Christi, auf der Seite des Engels, wurde die Ohnmacht Mariens dargestellt. Auf dem Boden umgesunken, wird die Gottesmutter von einer herbeieilenden jugendlichen Trauernden und dem hinter sie getretenen Jünger Johannes gestützt. Zwischen dieser Dreiergruppe und dem leiterhaltenden Mann des Vordergrunds und der dreifigurigen Kreuzabnahme im oberen Bildraum stehen im zweiten Plan noch vier weitere Begleitpersonen: von links nach rechts ein älterer, aus dem Bild herausblickender Mann mit ballonartiger Kappe und einem Salbgefäß, bei dem es sich wohl um Nikodemus handelt, „der kam, um den Herrn zu salben“. Auf ihn folgt Maria Magdalena, mit beiden Händen den Kreuzstamm umfassend und zu Christus aufblickend. Ein etwas größerer, in besonders prächtige Gewänder gekleideter Mann, wahrscheinlich Joseph von Arimathia, hebt ein langes Tuch zum

Erlöser empor. Hinter Johannes, den Blick auf die Gottesmutter gerichtet, steht die dritte der Heiligen Frauen.

Abb. 3

Diese auf engstem Raum zusammengedängte und doch so erzählerische Wiedergabe der Kreuzabnahme Christi wirkt in der Komposition wohl-durchdacht und in der Einzelausführung zierlich und reich durchgestaltet. Die das Auge vom Sockel bis zum dornengekrönten Haupt Christi und von außen in die Tiefe des Bildraumes führenden Leitlinien verlaufen in Form einer nach unten offenen Parabel: Von der seitlich stehenden Rückenfigur über die Leiter hin ansteigend und im sternförmigen Nimbus am Kreuz kulminierend, führt diese Linie über den Engel zur Ohnmachtsgruppe der vorderen Bildbühne zurück.

Der originale farbige Zustand des Schreines erhöht seinen Wert. Am Corpus Christi vergegenwärtigen lange Ketten roter Blutstropfen, die von der dornigen, auf die Stirn gedrückten Krone über die Wangen und Schultern herabrinnen und die mit geronnenem Blut verklebten Wundmale an Brust, Händen und Füßen den ausgestandenen Todeskampf. In den Gewändern der Begleitpersonen herrschen rote, blaue und goldene Farbtöne vor. Bei Joseph von Arimathia wird an den Ärmeln Brokatstoff sichtbar.

Der schmale rechteckige Kasten des Schreins mit der Golgathaszene ist als Kapellenraum gestaltet. Zwischen dem äußeren Portalrahmen und den die Nische nach oben in zierlichem Maßwerk abschließenden Bogen wurden übereckgestellte schlanke Fialen auf Postamenten eingeschoben. Wie der nach hinten ansteigende Boden, so soll auch der Kapellenraum mit den zweigeschossig übereinander angeordneten Maßwerkfenstern an den Seiten und durch das Rippengewölbe der Decke die perspektivische Illusion einer größeren Raumtiefe vermitteln. Die hohen durchbrochenen Seitenfenster sind mit silbrigem Spiegelglas hinterlegt. Die in eine breite untere und eine schmalere obere Zone unterteilte Abschlußwand zeigt einen Goldgrund mit gepunztem Rautenmuster.

Auf das zentrale Geschehen hin orientiert sind auf den Seitenflügeln die vier sitzenden, schreibend oder lesend dargestellten Evangelisten Markus, Matthäus, Johannes und Lukas mit ihren Symbolen. Die schmalen Tafeln wurden hierzu in je zwei mit vergoldeten Maßwerkbögen abgeschlossene Felder unterteilt.

Etwa vergleichbare, verwandte Flügelretabel findet man nur in drei lothringischen Kirchen: die großen vielfigurigen Schnitzaltäre der Pfarrkirchen St.-Laurent zu Pont-à-Mousson (Dép. Meurthe-et-Moselle), von Mognéville (Dép. Meuse) und Rustroff (Dép. Moselle). Von diesen dreien ist nur das Retabel von Pont-à-Mousson als niederländische Arbeit gesichert. Es wurde von Philippine von Gueldern, der Witwe Herzog René's II., 1543 dem dortigen Clarissenkloster gestiftet und trägt die in Antwerpen seit 1470 geführte Stempelmarke²⁾ mit der „ausgebreiteten Hand“ eingebrannt. Bei dem heute in seiner Aufstellung gestörten und um die Flügel beraubten „Altar“ von Rustroff und dem sehr reichen späteren, wohl von den Seigneurs von Mognéville gestifteten Altaraufsatz³⁾ dürfte es sich kaum um niederländische Exportwerke als vielmehr um heimische Arbeiten nach niederländischen Modellen handeln. Ein näheres Eingehen auf diese Stücke führt hier zu weit und erfolgte an anderer Stelle⁴⁾.

Ähnlich der Kreuzabnahme bei Metz zeigen zwar diese drei Retabel bei überhöhter Mittelgruppe die Szene der Kreuzigung Christi mit den Schä-

chern zu beiden Seiten des Kreuzes und viel Volk darum, jedoch geben diese teils später und szenisch anders gestalteten Schnitzwerke für einen stilistischen und motivistischen Vergleich zu dem Retabel bei Metz wenig her. Die Frage nach der Herkunft unseres Retabels läßt es notwendig erscheinen, kurz auf die unterschiedlichen Gestaltungsarten einzugehen, die der „Flügelaltar“ – eigentlich Retabel! ⁵⁾ – in Deutschland und in den Niederlanden erfuhr.

2. Der deutsche spätgotische „Flügelaltar“:

Um mit einem Beispiel zu beginnen, sei hier das älteste in Schwaben nachweisbare „Flügelaltärchen“ um 1420 aus Dornstadt bei Ulm im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart ⁶⁾ genannt. In einem mit drei Spitzgiebeln bekrönten Gehäuse stehen die Skulpturen der hl. Barbara, der Madonna und der hl. Katharina. Auf den gemalten Flügeln wurden Maria am Spinnrocken und die Anbetung der Könige dargestellt. In der Mitte der Schreinpredella ist eine runde Öffnung für Reliquien ausgespart. Damit kommen wir auf eine lange gebräuchliche Form der Altargestaltung. Zunächst isoliert auf der Mensa stehende Reliquienbehälter wurden mit steinernen oder hölzernen Retabeln umbaut. Später wurde aus dem Reliquienschränk ein „Bilderschrank“, der auch dort, wo keine Reliquie zur Verfügung stand, das Heilsgeschehen veranschaulichen sollte. Wie das Allerheiligste, so wurde auch dieser Schrein nur zu bestimmten Festtagen geöffnet und zur Schau gestellt, in der übrigen Zeit aber verschlossen gehalten.

Seit dem 13. Jahrhundert und besonders im 15. Jahrhundert wurde es üblich, Andachtsbilder, d. h. Holzbildwerke, in Gehäuse oder verschließbare Kästen einzustellen (z. B. die thronende romanische Madonna in der Krypta der Wallfahrtskirche zu Mont-devant-Sassey [Dép. Meuse], die von einem gotischen Gehäuse des 14. Jahrhunderts umgeben ist ⁷⁾, und weitere aus spätgotischer Zeit im Bayerischen Nationalmuseum München). In der spätgotischen Epoche vollzog sich auch die formale Annäherung dieser Heiligenkästen an größere Altarschreine mit mehreren eingestellten Figuren (vgl. den oben erwähnten dreiteiligen Schrein aus Dornstadt im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart). Doch haben wir es hier nicht mit einer Vorform des Typus „Flügelaltar“ zu tun, sondern mit einer unabhängig davon verbreiteten anderen Bildgattung.

Für den Typus des süddeutschen „Flügelaltars“ in seiner Monumentalform seien hier als Beispiele erwähnt die Schnitzretabel von Hans Multscher in Sterzing, von Niklaus (Gerhaert) von Leyden in Konstanz (zerstört) – von größtem Einfluß! – und die von Michael Pacher in St. Wolfgang, Michel Erhart in Blaubeuren, von Tilman Riemenschneider in Rothenburg und Creglingen und Niklaus Hagnower und Mathis Nithart-Grünwald für das Antoniterkloster in Isenheim (heute Colmar) geschaffenen ⁸⁾.

3. Der niederländische „Flügelaltar“:

Gegenüber der besonders in Süddeutschland bevorzugten Gattung des stark individuellen Schnitzaltars mit großen eingestellten Figuren, kann man in Flandern und Brabant eher von einer „Retabelindustrie“ ⁹⁾ sprechen, die serien- und fabrikmäßig, vor allem für Exportzwecke nach Skandinavien, Deutschland, Frankreich und Spanien Altaraufsätze herstellte. Wie J. Roosval schon feststellte, vereinigten die niederländischen Schreine in sich mehr als die anderen zwei Eigenschaften, die in der Epoche der Spätgotik sehr

geschätzt wurden, nämlich ausführlich erzählende Historien und eine blendende dekorative Wirkung. Über die inhaltliche Entwicklung des flämischen Schnitzaltars orientieren uns Münzenberger und Beissel¹⁰⁾.

Schon am Ende des 14. Jahrhunderts, in den 1390–1392 von Jacques de Baerze für den Herzog Philipp d. Guten in Dijon geschnitzten Retabeln, deren gemalte Flügel und farbige Fassung von Melchior Broederlam stammen, liegt der Hauptakzent auf den erzählenden Darstellungen. Bei diesen in Termond in Ostflandern gefertigten Werken sind die Schreine jeweils in flache Felder eingeteilt, in denen die Figuren zu Gruppen zusammengefügt sind. Es haben jedoch in dem schmalen Bildraum nur knapp zwei Gestalten hintereinander Platz. Der Fußboden des jeweiligen Kastens sowie sein Gewölbeanschluß sind horizontal verlegt und beide vergoldet. Bei späteren Retabeln steigt der jeweils farbig getönte Nischengrund nach hinten bühnenartig an. Verschieden hoch und hintereinander gestaffelte Baldachingehänge erhöhen optisch außerdem den Nischenraum und steigern seine Tiefenwirkung. Auch die Seitenwände der Schreine werden durch entsprechende Ausrichtung und konvergierende Gliederung für diese perspektivische Wirkung mit herangezogen. In den einzelnen Feldern werden nicht mehr Reliefgruppen und Statuetten eingestellt, sondern in verschiedenen Bildebenen zahlreiche unterschiedlich große und gestikulierende Figuren und schmückendes Beiwerk, und die Bildfolgen so zu in sich abgeschlossenen Erzählungen gesteigert. Es ergeben sich auf diese Weise richtige kleine Bühnenräume für die einzelnen Szenen.

Die wichtigsten Personen der Handlung im Vordergrund sind wie Gliederpuppen vollrund geschnitzt und in einem Stück mit der jeweils in den Boden eingelassenen Sockelplatte gearbeitet. Die im Fond der Bildbühne oft als Statisten beigegebenen kleineren Statuetten werden meist nur im Relief ausgeführt.

Gegenüber den frühen Schreinen mit geschlossener vergoldeter Rückwand werden später die Nischenwände – polygonen Kapellenchören ähnlich – mit durchbrochenen Fenstern differenzierter und „luftiger“ gestaltet. Mit diesen in knappen Andeutungen skizzierten verschiedenen Gestaltungsarten deutscher und niederländischer Schnitzretabel möchten wir es hier bewenden lassen und auf den „Hausaltar“ bei Metz und auf ihm verwandte Werke zurückkommen.

4. Vergleiche zum „Flügelaltar“ bei Metz:

a) Von dem auf ein Bild der Passionsgeschichte reduzierten Typus des Flügelretabels gab es bis 1958 in nächster Nähe von Metz noch ein sehr ähnliches Exemplar, das der ehemaligen Prioratskapelle von Faux-en-Forêt/Falt (Dép. Moselle)¹¹⁾. Die in einem polygonalen Kapellenchor mit durchbrochenen Fenstern eingestellte und von einem durchbrochen gearbeiteten Giebel überfangene Golgathaszene wurde hier auf fünf Personen beschränkt. In der Mitte sehen wir erhöht Christus mit den beiden Schächern, unter dem Kreuz zu beiden Seiten die Muttergottes und Johannes. Die Statuetten sind mit einer eigenen kleinen Plinthe zusammengearbeitet und in den Boden des ansteigenden Kalvarienhügels eingestellt. Die in je zwei Felder unterteilten gemalten Flügel zeigen rechts (wieder vom Schrein aus betrachtet) die Geißelung und die Dornenkrönung Christi, links die Auferstehung des Herrn und das *Noli me tangere*.

Abb. 4

Dieser uns nur noch durch ein älteres Foto bekannte Schrein von Faux-en-Forêt aus dem späten 15. Jahrhundert dürfte – wie eine mehr handwerkliche Kreuzigungsgruppe der Pfarrkirche von Villers-le-Rond (Dép. Moselle) – einer lokalen Werkstatt entstammen und nur im Typus an niederländischen Vorbildern orientiert sein.

b) Einen dreiteiligen „Flügelaltar“ aus dem 15. Jahrhundert besitzt auch das Städtische Museum in Metz. Das Mittelfeld nehmen die Heiligen Drei Könige im Stall von Bethlehem ein. Auf den Außenflügeln findet sich rechts der Stern der drei Weisen und links der bethlehemitische Kindermord gemalt. Dieses Hans Schüchlin zugeschriebene und dem oberrheinisch-schwäbischen Kunstkreis zugehörnde, weniger gut erhaltene Retabel zeigt eine von Metz und Faux-en-Forêt ganz abweichende Art der Ausführung: statt kleinfiguriger Szenen nimmt eine farbige Reliefwand die Mitte ein, die sich nur durch eine größere plastische Wirkung von den gemalten Seitenflügeln unterscheidet. Wie oben erwähnt, ist diese Gattung reliefierter und vollplastischer großfiguriger Schreine in Deutschland, vor allem in Schwaben und im übrigen Süddeutschland, beliebt und behauptet sich unabhängig von den niederländischen Retabeln gleicher Zeit.

c) Als letzter Vergleich sei noch ein süddeutsches „Tragaltärchen“ in Form einer Monstranz hier angeführt, das um 1480–1490 von Erasmus Grasser für das Münchener Clarissenkloster geschaffen wurde und heute im Bayerischen Nationalmuseum ausgestellt ist ¹²⁾. Das Mittelbild zeigt vor gemaltem Landschaftshintergrund den vollrund gearbeiteten Corpus Christi am Kreuz mit sieben ¹³⁾ im Relief geschnitzten Begleitpersonen, darunter auch eine Ohnmacht Mariä. Auf den geöffneten Flügeln sind innen auf Podesten das Heiligenpaar Franziskus und seine Schwester Clara, außen die Heiligen Veronika und Barbara gemalt. Dieser „Monstranzaltar“ sowie ein weiteres, mit der Stiftung einer Kreuzreliquie von den Herzögen Sigismund und Albrecht IV. für die Ramersdorfer Kirche bei Grasser in Auftrag gegebenes Flügelretabel wurden nach W. Paatz ¹⁴⁾ nach dem Vorbild geschnitzter südniederländischer Retabel gestaltet.

5. Das Retabel bei Metz, ein südniederländisches Werk?

Nach diesen Vergleichen wird deutlich, daß das Flügelretabel des Klosters bei Metz einiges mit niederländischen Arbeiten gemein hat, z. B. die vollrund geschnitzten Figuren des Vordergrunds, wobei die Muttergottes und die Maria stützende Trauernde und Johannes aus einem Stück gefertigt wurden und, wie in den Niederlanden üblich, mit der gemeinsamen Sockelplatte in die Bodenfläche eingesetzt wurden. Auch der die Leiter haltende Mann auf der anderen Seite ist auf diese Art mit dem Boden verankert worden. Von den versammelten Personen blickt als einziger der das Salbgefäß haltende Nikodemus aus dem Bild heraus, er bleibt jedoch weitgehend im Hintergrund und wird von der Rückenfigur vor ihm, durch die der Blick in die Höhe gelenkt wird, überspielt.

Auf der anderen Seite wird versucht, die hintereinander gestellten Gestalten der Muttergottes, des Johannes, der trauernden Maria darüber und des Engels in den Lüften über ihrem Haupt besonders stark räumlich zu staffeln. Unter den Statuetten stehen außerdem die Rückenfigur und die Gruppe der Ohnmacht Mariens in der niederländischen Tradition. Auch das Thema der Kreuzabnahme Christi findet sich in südniederländischen Beispielen vorge-

bildet. Nicht dem niederländischen Kunstkreis zugerechnet werden kann die Malerei der Flügel. Sie hat ihre nächsten Verwandten im westfälischen-niederrheinischen Raum. Ähnliche Typen und vor allem Physiognomien begegnen uns auf den Bilderzyklen des „Meisters des Kalkarer Marien-todes“¹⁵⁾ und des „Meisters des Münsterer Nikolaustodes“¹⁶⁾.

Generell wäre es durchaus denkbar, daß der Schrein in den Niederlanden und die Flügel am Ort der Aufstellung gemalt und nachträglich montiert worden sind. Der Niederrhein gehörte zu dieser Zeit besonders eng zum Einflußgebiet niederländischer Schnitzkunst und Malerei. Viele dort schaffende Künstler haben in den Niederlanden gelernt oder zumindest die niederländischen Retabel gekannt und sich daran geschult und orientiert. Auch in dem Fall des Retabels des Klosters bei Metz lassen sich die Grenzen der genauen landschaftlichen Entstehung nicht scharf ziehen. Bis auf die etwas steifen Hände des Engels und der Muttergottes ist der Schrein gut und sicher gearbeitet und auch ganz in der Art der niederländischen Werke farbig gefaßt¹⁷⁾. Doch läßt er die an niederländischen Retabeln stets mit großer Geschicklichkeit durch die verschieden hohen und in unterschiedlicher Gebärdensprache bewegten Personen vermittelnde Bühnenwirkung einer einzelnen Szene vermissen. Statt der im Hintergrund zurücktretenden kleineren und mehr reliefhaft gearbeiteten Nebenpersonen und Statisten über-ragen beim Schrein bei Metz die Figuren von Joseph von Arimathia und der den Kreuzstamm umfassenden Trauernden des zweiten Plans noch die Vordergrundspersonen. Auch wird Christus nicht genug hervorgehoben und der Bedeutungsmaßstab (der selbst bei späteren Werken noch oft zwischen Christus und den Schächern beibehalten wird) in der Anordnung von Christus und dem Soldaten verwischt.

In einem kürzlich geführten Gespräch mit J. de Smedt vom Central-Museum Utrecht (der seit längerem an einer Spezialuntersuchung über die niederlän-dischen Schnitzaltäre in Deutschland und Frankreich arbeitet) und bei einem Vergleich von Detailfotografien des Kleinretabels bei Metz mit niederlän-dischen Werken wurde eine niederländische Herkunft in Frage gestellt. Auch fiel die von den südniederländischen Retabeln abweichende Gestaltung der Kreuzabnahme auf. Aus diesen Gründen neigen wir dazu, den kostbar gefaßten und zierlich gestalteten „Flügelaltar“ des Klosters bei Metz um 1500 von einem stark an niederländischen Arbeiten orientierten und geschul-ten Künstler am Niederrhein entstanden zu denken.

Anmerkungen:

- 1) Den Hinweis auf dieses Hausaltärchen verdanke ich Msg. E. Morhain, Metz, und der Hoch-würdigen Schwester Oberin der Congregation die Erlaubnis, fotografische Aufnahmen davon machen zu dürfen.
- 2) Max Hasse: Der Flügelaltar. Diss. phil. Berlin, Dresden 1941, p. 42.
- 3) Alex. Martin: Eglise Barois. In: Revue illustré 1909, Abb. p. 51 u. 53. Martin ist der Ansicht, daß das Retabel in Mognéville vielleicht aus dem 15. Jahrhundert stamme und flämischen Ursprungs sei, da es in dieser Gegend kein Atelier gegeben habe, das in der Lage gewesen wäre, ein solches Werk auszuführen. In Lothringen und der angrenzenden Champagne sind uns jedoch noch genügend Arbeiten erhalten, die von einer Tradition in der Holzschnitzerei zeugen, vgl. z. B. aus dem 15. Jahrhundert Kreuzigungsgruppen, die aus Retabeln stammen dürften, im Museum von Bar-le-Duc, im Louvre, in der Pfarrkirche von Villers-le-Rond (Dép. Moselle) u. a.
- 4) In einer im Druck befindlichen Studie wird Georges Schmitt vom Musée de l'Etat in Luxem-burg sich auch mit einigen Schnitzaltären in Lothringen befassen. In einem Artikel über die „Spätgotischen Schnitzaltäre des niederländischen Typus in Loth-ringen“ (SAARHEIMAT, 6. Jahrgang, Heft 3, Saarbrücken 1965) behandelt die Vf. ausführ-licher die stilistische Einordnung der in Lothringen verstreuten Retabel.

- W. Paatz: *Süddeutsche Schnitzaltäre der Spätgotik – Die Meisterwerke während ihrer Entfaltung zur Hochblüte (1465–1500)*, Heidelberg 1963, hat die Genesis der süddeutschen Retabel eingehend untersucht.
- 5) In der gebräuchlichen Terminologie wird meist von „Altar“, „Flügelaltar“ und „Schnitzaltar“ gesprochen. W. Paatz, p. 12, Anm. 1 verweist mit Recht darauf, daß ein „Altar“ im Sinne der Liturgie nur die Tischplatte (mensa) mit deren Trägern (stipes) ist, nicht aber der Aufsatz, das „Retabel“. Der richtige Terminus wäre daher „Flügelretabel“, „Wandelretabel“ „Schnitzretabel“ etc.
 - 6) Katalog der kunstgeschichtlichen Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart (bearb. v. H. Lemperle), Stuttgart 1959, p. 20 und Abb. 5.
 - 7) Abb. p. 250 bei Charles Aimond: *Notre-Dame dans le Diocèse de Verdun*, Paris (o. J.) u. Aimond: *L'Eglise Notre-Dame de Mont-devant-Sassey (Meuse)*, Bar-le-Duc (o. J.).
 - 8) Vgl. W. Paatz, op. cit. 1963 und die Buchbesprechung von J. A. Schmoll gen. Eisenwerth in der *Kunstchronik* (im Druck).
 - 9) Johnny Roosval: *Schnitzaltäre in schwedischen Kirchen und Museen aus der Werkstatt des Brüsseler Bildschnitzers Jan Borman*. Diss. phil. Berlin, Straßburg 1903, p. 4.
W. Paatz: op. cit. 1963, p. 17.
 - 10) Münzenberger/Beissel: *Mittelalterliche Altäre Deutschlands*. Frankfurt a. M. 1895.
 - 11) Da die Kapelle von Faux-en-Forêt nicht zu den *Monuments historiques classés* gehört, kann der in Paris lebende Besitzer frei über das Inventar verfügen. Nach Bemühungen der Metzger Geistlichkeit sollten die aus der Kapelle entfernten Kunstwerke schon 1961 wieder an ihren angestammten Platz zurückkehren, doch ist dies bis heute noch nicht geschehen. Abbildungen des Schnitzretabels und zweier Holzreliefs mit Passionsszenen finden sich bei: Joseph Ernst-Weis: *Die Prioratskapelle zu Faux-en-Forêt*. In: *Elsaß-Lothringisches Jahrbuch*, Bd. IX., Frankfurt a. M. 1930, Tf. IV. und A. Thiel: *Notre-Dame de Faux-en-Forêt*. In: *Confrérie de Marie Immaculée*, Metz 1953, p. 13 ff., Abb. p. 15.
 - 12) Katalog des Bayerischen Nationalmuseums, Bd. XIII, 2, *Die Bildwerke in Holz, Ton und Stein, von der Mitte des 15. bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts* (bearb. v. C. Th. Müller), München 1959, p. 48 / Abb. 4.
 - 13) W. Paatz: op. cit. 1963, p. 63 nennt außer Christus am Kreuz nur sechs Relieffiguren, doch sind zur Rechten Christi Johannes und die drei Marien, zur Linken drei Männer dargestellt.
 - 14) W. Paatz: op. cit. 1963, p. 63.
 - 15) Alfred Stange: *Deutsche Malerei der Gotik – Nordwestdeutschland in der Zeit von 1450 bis 1515*, Berlin 1954, p. 48 ff. u. Abb. 81–86.
 - 16) A. Stange, op. cit. 1954, bes. Abb. 87–88.
 - 17) Destrée: *Etude sur la sculpture brabançonne au moyen-âge*. In: *Annales de la Société d'archéologie de Bruxelles*, Bd. VIII. Bruxelles 1894.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE VON WALSHEIM AN DER BLIES

Wir werden folgende Abkürzungen gebrauchen:

a.	= anno („im Jahr“)
A.	= Akte
ad.	= altdeutsch
ahd.	= althochdeutsch
BW	= Bestimmungswort (1. Teil eines zusammengesetzten Wortes)
FN	= Familienname(n)
FIN	= Flurname(n)
GW	= Grundwort (2. Teil eines zusammengesetzten Wortes)
hd.	= hochdeutsch
Mda., mdal.	= Mundart, mundartlich
nhd.	= neuhochdeutsch
RN (VN)	= Rufname (Vorname)
SSp.	= Staatsarchiv Speyer
Vm	= Volksmund

Unser Walsheim liegt nicht wie seine Nachbarn Gersheim und Herbitzheim hart am Flusse Blies, sondern etwas mehr als 1 km davon entfernt; weil es aber mehrere Walsheim gibt, pflegt man „an der Blies“ hinzuzufügen, um es auf die kürzeste Weise von den anderen zu unterscheiden.

I.

Es wird wohl a. 888 zum erstenmal schriftlich bezeugt¹⁾, ist aber 2 bis 3 Jahrhunderte älter, entstand in der Zeit zwischen rund 451 und 600 wie Gersheim, Herbitzheim, Medelsheim, Reinheim und die weiteren -heim im nähern und weitem Umkreis und wie die Ehlingen, Eschringen Eppingen, Rimlingen und weiteren -ingen im Saarland und in Lothringen, die alle durch von Norden her durch eine Eifelsenke und weiter über Trier und die Saar heraufkommende Franken gegründet wurden. Ein *Walah* (sprich: Walach) ließ sich dabei mit der von ihm geführten kleinen Menschengruppe an der Stelle unseres Dorfes nieder, und da man zu jenen Zeiten statt Dorf „Heim“ sagte, war seine Siedlung nach ihm *Walahesheim* (Walachesheim), d. i. „Dorf des *Walah*“, benannt worden.

Der ad. RN muß bei den Franken nicht selten gewesen sein; denn er kommt schon im Raum zwischen Rhein und Saar in noch weiteren Ortschaftsnamen vor: Walsheim im Kreis Landau/Pfalz steht a. 768/769 als *Walahesheimer marca* (= „Walsheimer Mark“) verzeichnet; a. 800 genanntes *Walahesheim* nördlich von Speyer²⁾ heißt heute völlig verunstaltet Waldsee, und auch im Dorfnamen Walshausen im Kreis Zweibrücken ist *Walah* BW. *Walah* ist Kurzform zu germanischen Vollnamen wie *Walahbert*, *Walahfrid*, *Walahmund* usw. und rührt vom keltischen Stamm der *Volcae* her, dessen Name im deutschen Mund zu Walachen und später Walchen wurde. Auch andere Völker- und Stammesnamen wurden zu Bestandteilen germ.-deutscher RN, so z. B. der Warnen in *Warinher* (Werner), *Warinfrid* (Wernfried), der der Goten in *Gotbert* und *Gotwin*, die später *Gozbert* und *Gozwin* lauten. Letzterer war bis in die neuere Zeit herein noch Taufname. Da unser *Walah* ja aus der norddeutsch-niederländischen Tiefebene

an der Nordsee kam, hat also sein Name nichts mit etwa sitzen gebliebenen keltischen Vorbewohnern des Bliesgebietes zu tun. Vielmehr waren diese wie auch daselbst gesessene Römer nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft am Rhein in den Völkereinfällen und -durchzügen der Zeit von ca. 406–451 völlig verschwunden, so daß die fränkischen Neubesiedler der Zeit von ca. 451–600 in ein von Menschen entleertes Land gekommen waren ³⁾.

Anlaß zur Nennung von Walsheim a. 888 war, daß König Arnulf (887–899) dem fränkischen Edeling *Folkwin* in Walsheim und 5 weiteren Bliesgauländern 6 Hufen und 5 Leibeigene schenkte ¹⁾. Im Bliesgau saß damals als Graf *Erinfrid*. Später erlangten die Grafengewalt daselbst die Grafen von Saarwerden; sie brachten es fertig, Walsheim zu ihrem Eigenbesitz zu machen. Die Erben Ludwigs I. von Saarwerden übertrugen das Dorf und seine Kirche a. 1242 an das Kloster Werschweiler ⁴⁾, dessen Ruinen hoch über dem Dorf Wörschweiler aufragen. Ein Gutshof, den die Grafen noch behalten hatten, kam durch Erbschaft an die Grafen von Zweibrücken und a. 1245 als Seelenstiftung ebenfalls an das genannte Kloster ⁵⁾. Weiter erhielt Werschweiler a. 1255 von Zweibrücker Seite ein weiteres Allodialgut zu Walsheim ⁶⁾.

Im Jahr 1540 führte der Herzog von Zweibrücken in seinen Landen und folglich auch in Walsheim wie in den Dörfern rings um Werschweiler her die Reformation durch, und wenn es dann auch noch allerhand Schwierigkeiten gab, so verfiel das Kloster doch der Aufhebung. Soweit sein Besitz im Zweibrückischen lag, kam er an das Herzogtum Zweibrücken und wurde wie die gesamten eingezogenen Kloster Güter unter eine besondere Verwaltung gestellt ⁷⁾. Walsheim blieb durch alle Jahrhunderte hindurch bis zur französischen Revolution zweibrückisch. Die französischen Revolutionsheere zwangen dann das ganze linke Rheinufer zu Frankreich. Es kehrte 1814/15 zu Deutschland zurück, und Walsheim wurde in die eigens für Bayern geschaffene Pfalz eingegliedert. Wie es Teil des Saarlandes wurde, haben wir miterlebt, braucht daher hier nicht näher dargelegt zu werden.

II.

Wie groß war das Dorf in allerältester Zeit, wie groß 888, 1242 und in der ganzen Zeit, welche wir in Kapitel I durchschritten? Wer wohnte dort? Von den hochmögenden Herren und denen, die in ihren Diensten standen, sind uns die Namen zumeist bekannt. Wir möchten aber auch von denen etwas erfahren, deren Schicksale gutenteils durch die genannten Herren und Diener bestimmt wurden, von den Einwohnern von Walsheim. Was uns zur Kenntnis kam, als wir zu den heutigen FIN der Gemeinde alte Belege zusammensuchten, und zwar vor allem im SSp., wollen wir hier darstellen.

Ein Bild der Entwicklung des Ortes bieten zunächst schon die nackten Einwohnerzahlen, wie wir sie hier in zeitlicher Folge untereinander ordnen:

1547	13 Familien, d. i. ca.	52 Einwohner ⁸⁾
1577	19 Familien, d. i. ca.	76 Einwohner ⁹⁾
1648	„Alle Gebäude sehr ruiniert“	? Einwohner ¹⁰⁾
1675	3 Familien, ca.	12 Einwohner ¹⁰⁾
1700	12 Familien, ca.	48 Einwohner ¹¹⁾
1802		330 Einwohner ¹²⁾
1827		391 Einwohner ¹³⁾
1837		405 Einwohner ¹²⁾

1885		451 Einwohner ¹⁴⁾
1895		497 Einwohner ¹⁰⁾
1910		581 Einwohner ¹⁵⁾
1939		790 Einwohner ¹⁶⁾
1951		709 Einwohner
1959		736 Einwohner
1961		809 Einwohner

Warum fehlen Zahlen aus der Zeit vor 1547? Weil dafür noch keine Quellen aufzufinden waren! Wir sind noch gut daran, daß wir schon a. 1547 beginnen können, und verdanken es einem Werk von L. Kampfmann ⁸⁾. Mit 13 Familien oder rund 52 Bewohnern war Walsheim a. 1547 ein mittelmäßiges zweibrückisches Dorf wie auch die Nachbarn Herbitzheim, Bliesdalheim und Mimbach mit je 13 Familien und Wolfersheim mit 16. Kleiner waren Mittelbach und Hengstbach mit nur je 10, Wattweiler sogar mit nur 6 Familien, weit größer dagegen Böckweiler mit 31 und Webenheim sogar mit 38 Familien. Wird also das *Walahesheim* des 5./6. Jahrhunderts mehr als nur 5 oder 6 Familien beherbergt haben?

Einwohnernamen erfahren wir weit früher als Einwohnerzahlen, und zwar aus A. Neubauers „Regesten des Klosters Werscheimer“ (Speyer 1921). Die Regesten Nr. 468–471 nennen Leute, die a. 1304 an das Kloster Grundstücke verkauften: „Heinrich genannt Caffour“, die Brüder „Rudelmann und Heinrich“, „Hennelo genannt Pont“ und „Enselo“. Aus dem gleichen Grund erscheint in Regest 478 von a. 1305 das Ehepaar „Baldwin und Mattilia“, a. 1335 in Regest 624 ein „Reinher“, endlich a. 1350 in Regest 706 „Henelyn genannt Fullemel“, seine Söhne „Bechtolf und Folmar“ sowie seine Pflegekinder „Folmar, Johann und Agnes“. Niemand von allen Aufgeführten hat noch einen FN, wohl aber hat man bei manchem RN einen Zusatz hinzugefügt. Was das französische Caffour des an erster Stelle stehenden Heinrich besagt, ist dunkel; liegt vielleicht schlechte Schreibung eines deutschen Schreibers für franz. *chaufour* „Kalkofen“ vor? Rudelmann ist eine aus Rudolf über Rudel hinweg gebildete Koseform wie Gödel- und Göttelmann zu Gottfried und Heinemann zu Heinrich. Hennelo ist Verkleinerungs- und Koseform zu Johannes oder Heinrich, ebenso Henelyn. Der Zuname Pont bedeutet wohl Brücke (lat. *pons*). Fullemel („Füllemehl“) bezeichnet einen, der sich gern mit Mehl, bzw. Mehlspeisen füllt, weil er sie sehr gern genießt. Ob der Frauenname Mattilia richtig wiedergegeben ist, bleibt zweifelhaft, weil er sonst noch nirgends vorkam. Für Reinher schreiben wir heute Rainer, für Folmar Volmar, weil der Name ursprünglich ja Volkmar lautete; Bechtolf kommt jetzt nur noch als FN und nicht mehr als RN vor, der er ursprünglich war.

Von den 19 Familien des Jahrs 1577 waren 12 zweibrückisch, 7 Untertanen der Herren von Zweibrücken-Bitsch ⁹⁾. Die Namen der zweibrückischen Familienvorstände bietet eine „Walßheimer Schatzung“ vom 5. Juni 1577, nämlich in der Schreibung der Akte:

- | | |
|-------------------------|------------------------|
| 1. Diebolt Erbach | 7. Alten Meyers Poth |
| 2. Nickel Hoffman | 8. Gerhard Rumpler |
| 3. Jung Nickel | 9. Max Rumpler |
| 4. Kiefer Hanß | 10. Hanß Steinmitz |
| 5. Nickel Müller, Meyer | 11. Nickel Weber |
| 6. Neue Peter | 12. Seyuert Weber Hans |

Dorfvorstand, damals Meier genannt, war Nr. 5, vor ihm der in Nr. 7 genannte „Alte Meier“; ein FN wird nicht genannt. Poth ist RN seines Sohnes, wohl die Kurzform zu Potentius wie Barth und Barthel zu Bartholomäus, Christ zu Christianus und Flor oder Flohr zu Florianus. Bei Nr. 6 merken wir, wie die FN im Entstehen sind; nämlich „Neue Peter“ ging hervor aus „der neue Peter“, d. i. ‚der neu ins Dorf gekommene Peter‘. Das „Seyuert“ unter Nr. 12 ist schwülstige Schreibung für Seibert, entstanden aus altem *Sigibert*; da auch der Vorname Hans hinzugefügt ist, darf vermutet werden, daß der Eintrag in die Liste wohl hätte lauten müssen „Seibert Webers Hans“, also der Sohn des Seibert Weber mit dem RN Hans gemeint war. Das „Steinmitz“ unter Nr. 10 hat sich der Leser wohl schon in Steinmetz verbessert.

Die „Schatzung“ genannte Liste würde heute Steuerliste heißen; denn sie schätzt das Vermögen oder Einkommen der einzelnen Familien ab und setzt den davon zu entrichtenden Betrag fest. In erster Linie waren solche Abgaben von Grund- und Hausbesitz zu leisten. Bei Nr. 10 ist vermerkt „hat ein Haus“; also besaß er wohl keine Äcker und Wiesen, sonst wäre ebenso wenig ein solcher Zusatz wie bei anderen nötig gewesen. Bei Nr. 11 und 12 lesen wir: „...haben weder Haus vndt Hof noch Wisen oder Ecker“ (Äcker); sie waren also wohl Handwerker oder Tagelöhner.

Bei der Aufführung von Häusern, Gärten, Äckern und Wiesen fügen die Schreiber genaue Angaben über die Angrenzer links und rechts, vorn und hinten hinzu, so daß wir noch weitere Personennamen als nur die der Besitzer erfahren. Sieben davon dürften solche von Zweibrücken-Bitscher Untertanen sein; über die übrigen vermag ich nichts festzustellen; es sind

1. „Albert“ oder auch „Albrecht“. Das ist der Taufname.
2. „Der Binßen Kindt“, dafür auch „Binßen Erben“ und „Bensen Erben“. Sie besaßen ein Haus.
3. „Blesigs Mayet“ oder „Blesius Mayet“. Das zum RN Blasius, bzw. Blesius gesetzte „Mayet“ meint wohl mhd. *maiget*, wofür auch *maiget* geschrieben werden konnte, so daß wir hinter dem Namen die Tochter oder Magd eines Mannes namens Blasius vermuten müssen.
4. „Hanß von Gailbach“ ist als ‚der aus Ober- oder Niedergailbach stammende Hans‘ zu verstehen; wieder ein Beispiel dafür, wie aus einem unterscheidenden Zusatz zum Vornamen ein Familiennamen entstehen kann.
5. „Chulman“ ist nicht FN, sondern RN, sonst meist Kulmann geschrieben, der zum Taufname gewordene Name des heiligen Coloman.
6. „Lorentz“, der ebenfalls nur mit dem RN genannt ist, besaß eine Scheuer.
7. „Naumanß Hensels Kindt“ heißt an anderer Stelle „Neu Hanß“ und erinnert uns an den oben besprochenen „Neue Peter“.
8. „Sigel, Lorentzens knecht“ tritt desgleichen nur mit dem RN auf; er ist Verkleinerungs- und Koseform zu ad. Vollnamen wie *Sigifrid*, *Sigibald*, *Sigibert* u. ä., die wir besser als Siegfried, Siegbald, Siegbert von heute verstehen.
9. „Peter Schuster“ und „Wendelin Schuster“ sind „ohne Haus und Land“.
10. „Theobald, des Hoffmans Bruder“ läßt ebenfalls einen FN vermissen.
11. „Der Welsche Petter“ ist das Gegenstück zum „Neue Peter“ und macht

anschaulich, wie ein FN entsteht, wenn an anderer Stelle zu lesen ist „Peter Welsch“. Er ist nach seiner Herkunft aus der welsch, also französisch sprechenden Nachbarschaft Walsheims benannt.

12. An den Schluß stellen wir den Schweinehirten. Weil er weder Land noch ein Haus besaß, sondern im gemeindeeigenen Hirtenhaus wohnte, hatte er keinerlei Abgaben zu entrichten, war daher auch nicht ins Schatzungsbuch einzutragen. Die alte Akte verzeichnet ihn bald als „Seu Dieboldt“ (Säue-Theobald), bald als „Dieboldt Sauhirten“ und „Schwein-Dieboldt“. Eigentlich war es überflüssig, auch noch hinzuzufügen „hat kein Hofgering“ (kein Hofanwesen).

Ich legte bei mehreren Gelegenheiten in Aufsätzen, Abhandlungen und Vorträgen dar, wie sich die deutschen Familiennamen erst in der Zeit von rund 1200–1600 entwickelten, und zwar zuerst in den großen Rheinstädten, also bei uns in Speyer und Worms, aber erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Kaiserslautern, weiter im Westen noch später, und wie es bis gegen 1600 währte, bis die kleineren und vor allem die abgelegenen Ortschaften FN erhielten. Wenn Walsheim noch 1577 eine ganze Anzahl von Einwohnern ohne FN hat, fügt sich das in das gezeichnete Bild einer vom Rhein aus nach Westen fortschreitenden Entwicklung gut ein und macht abermals die Rolle der uralten Straße vom Rhein nach Gallien-Frankreich deutlich.

III.

Es war nicht möglich, in unserer Einwohnertabelle eine Zahl für die Zeit um 1600 oder kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges einzufügen, weil noch keine Quellen dafür aufgefunden werden konnten. Wir dürfen aber folgende Überlegungen anstellen: Wenn das Dorf in den 30 Jahren von 1547–1577 um 6 Familien oder ca. 24 Seelen zunahm und damit auf ca. 76 anwuchs, wird es ja wohl in den 40 Jahren von 1577 bis zum Ausbruch des fürchterlichen Bruderkriegs auf über 100 Bewohner gestiegen sein. Bis zum Kriegsende waren „alle Gebäude sehr ruiniert“, wie wir in unsere Tabelle eintrugen, und 1675, also 27 Jahre nach dem Westfälischen Frieden, zählt Walsheim nur 3 Familien. Wir müssen also damit rechnen, daß das Dorf völlig zerstört worden war und sich erst nach und nach die 3 Familien eingefunden hatten. Ob es – wenigstens zum Teil – Nachkommen von ehemaligen Bewohnern oder Neubürger waren, soll später erörtert werden.

In meinem Werk „Dörferuntergang und -wiederaufbau im Oberamt Lautern während des 17. Jahrhunderts“ (Otterbach b. Kaiserslautern 1960) zeigte ich, wie von 62 Dörfern im Dreißigjährigen Krieg 30 vollständig untergingen, die übrigen bis auf jeweils wenige Familien zusammenschmolzen, wie 1656 von den 30 zerstörten Ortschaften 27 immer noch wüst und leer lagen, 1684/85 davon immer noch 10 tote, verwachsene Ruinenstätten ohne menschliches Leben waren und bei einigen der Wiederaufbau sogar erst um 1700 richtig einsetzte. Für die Zweibrücker Lande ließe sich ein entsprechendes Bild zeichnen; Walsheim paßte gut hinein, wenn wir auch von ihm erfahren werden, wie erst um 1700 ein ernsthafter Anfang mit der Wiedervölkerung gemacht wird.

Vorher wollen wir eine alte Akte auszuwerten suchen, auch wenn sie nur in einer jüngeren Abschrift erhalten ist¹⁷⁾. Das Original wurde a. 1649 ausgefertigt, die Abschrift erfolgte a. 1699. Sie stellt dar ein „Verzeichnuß der Gütter, so mir Ererbt seindt von Matthes Schwartz von Walsheim“.

Der Nachkomme dieses Walsheimer Schwarz saß aber in Webenheim, wie wir auf Grund der Akten von a. 1700 vermuten müssen, die wir nachher besprechen werden.

Die Akte von a. 1649 bzw. a. 1699 zählt eine lange Reihe von Grundstücken im Bann des untergegangenen Walsheim auf und bietet daher für die FIN-Forschung wichtige historische Formen. Weil sie aber zugleich die Angrenzer auf vier Seiten nennt, erfahren wir außer dem Namen des schon genannten ehemaligen Besitzers „Matthes Schwartz“ noch weitere Walsheimer FN. Es werden genannt – wieder biete ich die Schreibweise der alten Akte –:

1. Albert Hanßen Erben
2. Hanß Müller
3. Basthen von Seuweiller (= Seyweiler), auch als „Herr Bastian“ aufgeführt.
4. Wendel Becker und Nickel Becker
5. Hänßgen von Medelsheim
6. Kieffers Erben
7. Conradt von Medeltzheim
8. Conradt von Böppigkeim (Peppenikum)
9. Der Eberische Peter
10. Matthes Schwartz

Da das Dorf im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden war und a. 1675 erst wieder 3 Familien zählte, können die 9 aus einer Akte von a. 1649 aufgeführten Männer nicht a. 1649 darin gewohnt haben, ja überhaupt nicht in der Zeit von 1635 bis 1649; denn vor allem a. 1635 hauste die Kriegsfurie im weiten Umkreis um Kaiserslautern und Zweibrücken her am schlimmsten, nämlich während der Belagerung und Einnahme der beiden Städte durch kaiserliche Heere, bei denen die berüchtigten Kroaten besonders hervortraten. Die Angaben über die Größe der ererbten Grundstücke und deren Angrenzer müssen also aus früherer Zeit, wohl der Zeit vor dem Krieg oder aus den ersten Kriegsjahren stammen, also aus Akten dieser Zeiten entnommen sein.

Unter den a. 1649 Aufgeführten treffen wir FN, die uns von a. 1577 her bekannt sind, also wohl Nachkommen der a. 1577 Aufgeführten:

„Hanß Müller“ dürfte ein Nachkomme des Meiers Nickel Müller von a. 1577 sein. „Kieffers Erben“ stammen von „Kiefer Hanß“ von 1577 ab. „Alberts Hanßen Erben“ sehen wir als Nachkommen des Albert von a. 1577 an, der dort auch als Albrecht erscheint. „Der Eberische Peter“ (= Peter, Sohn des Eberhard) wurde wohl im Gegensatz zum „Welschen Peter“ von a. 1577 gekennzeichnet. Daß Nr. 3, 5, 7 und 8 der Liste von a. 1649 statt mit FN nach ihrem Herkunftsort zubenannt sind, spricht für eine weit frühere Zeit als 1649, läßt sogar auf eine Zeit nahe bei 1600 schließen.

Wir wollen nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß die neuen Leute der Liste von a. 1649 durchaus nicht als Vertreter aller Familien des Dorfs angesehen werden dürfen, sondern daß es sich nur um Angrenzer an die aufgeführten Erbgrundstücke und deren einstigen Besitzer Matthes Schwarz handelt.

Ob von den nun für die Zeit von 1577 bis zum Dreißigjährigen Krieg gesicherten Namen bzw. Familien wohl jemand den Krieg überlebte und den alten Namen bis in eine spätere Zeit fortführte?

IV.

Eine alte Akte aus dem Jahre 1700 hilft uns Antwort geben ¹⁸⁾. Da hier erklärt wird, daß einer „Herrschafftlichen Verordnung Gemäß dasige Güter in 12 gleiche theil außgetheilet“ werden, und zwar durch den Zweibrückischen Renovator Becker, müssen wir folgern: jetzt beginnt ein planmäßiger Wiederaufbau Walsheims. Die 12 auszumessenden Güter teilen sich in 9 zweibrückische und 3 lothringische (ehemals Zweibrücken-Bitschiche), wie zunächst auf Bl. 59 zu lesen ist. Später werden auf Bl. 78 auch 12 Güter aufgeführt – wir werden die Inhaber kennenlernen –; aber wörtlich erklärt man in bezug auf dieselben: „und seindt die Pfaltz-Zweybr. unterthanen“, nämlich:

1. Christoffel Schwartz
2. Hans Georg Schwartz, Christoff Schwartzens Sohn
3. Hans Georg Schwartz, Hanß Matthias, des Bruders Sohn
4. Christoff Schwartz, Sohn des Christoffel
5. Lenhardt Groß
6. Johann Jacob Kuhn
7. Jan Nagel
8. Johann Eberhart Kuhn
9. Hanß Georg Müller
Einspanner:
10. Johann Müller
11. Martin Schmit
12. Augustin Schwartz

Ein Einspanner-Stamm war noch nicht vergeben. Auf Bl. 76 heißt es deswegen: „Henrich Henckes von Sandthoffen Casselischer Herrschafft will zu Walßheim einen Einspännigen stamm Güther annehmen.“

Von den in Walsheim mit Gütern Bedachten tragen nicht weniger als 5 den FN Schwarz und waren zumeist Söhne des in Webenheim wohnenden Vaters Christoph Schwarz. Er war mit 7 Söhnen gesegnet, setzte sich mit immer neuen Eingaben an die Zweibrücker Regierung sehr eindringlich dafür ein, daß seine Kinder bei der Verteilung der Walsheimer Güter zum Zug kamen, und konnte dabei darauf hinweisen, daß ihm im Dorf ja viele Güter gehörten.

Damit erhalten wir einen Hinweis auf die im vorigen Kapitel besprochene Güterliste von a. 1649. Wir legten dar, daß sie sich nicht auf die Verhältnisse von a. 1649, sondern die vor dem Krieg beziehen müsse. Der im Titel des aufgeführten Verzeichnisses genannte „Matthes Schwartz“ dürfte also ein Vorfahre des Christoph Schwarz sein. Auf jeden Fall, ob es sich nun um den Vater oder einen anderen Verwandten handelt, hat die Familie Schwarz mit mindestens einem Glied den Dreißigjährigen Krieg überlebt. Da sie ehemals in Walsheim saß, Christoph Schwarz aber um 1700 Bauer in Webenheim ist, hat sich dieser Nachkomme also nach dem Krieg nicht wieder in Walsheim, sondern in Webenheim niedergelassen. Daß er hier Neusiedler gewesen sein muß, ist gewiß; denn Webenheim war völlig zerstört, „verbrannt“ worden ¹⁹⁾, wie die angegebene Quelle sich bei allen Ortschaften ausdrückt, die der Vernichtung anheim gefallen waren.

Auch die schon a. 1577 und dann wieder in der Zeit zwischen rund 1600 und 1618 auftretenden FN Kiefer und Müller sind a. 1700 wieder vertreten, so daß also die Glieder von 3 Walsheimer Familien über den Krieg hinweg

gekommen sein müssen, und das sind wohl die in unserer Einwohnertabelle a. 1675 bezeugten 3 in Walsheim lebenden Familien. Wahrscheinlich waren ihre Vorfahren durch Flucht dem Tod entgangen. Wir stellen zugleich fest, daß die Kiefer und Müller die ältesten unter den später in Walsheim nachweisbaren Familien waren.

Leider war für das 18. Jahrhundert noch keine Quelle auszumachen, aus der eine Einwohnerliste von Walsheim zu gewinnen gewesen wäre. Jenseits der Schwelle des 19. Jahrhunderts hat es Walsheim nach Ausweis unserer Einwohnertabelle auf 350 Seelen gebracht, und auf Grund der Freiheit, welche die Französische Revolution tatsächlich zur Folge hatte, nämlich der Beseitigung aller Zollschränken auf dem linken Rheinufer, welche das im von der Leyenschen Territorium eingeschlossene Dorf Walsheim besonders behindert hatten, und der Freiheit des Gewerbes und damit in der Berufswahl erscheint der Aufstieg von 330 auf 391 Seelen in rund einem Viertel-Jahrhundert (1802–1828) bemerkenswert. Er tritt in anderen Gegenden zwischen Rhein und Saar viel stärker hervor; hier verdoppelten und verdreifachten Ortschaften nicht selten ihre Einwohnerzahl. Von 1837 an macht die Bevölkerungsvermehrung keine solchen Sprünge mehr, steigt nur von 1910 bis 1939 noch einmal stark an. Ist sie von 1939 bis 1951 rückläufig, dann machen der zweite Weltkrieg und seine Nachwehen das zur Genüge begreiflich. Bis 1961 hat Walsheim den Stand von 1939 überschritten und wächst nun ins 9. Einwohnerhundert hinein.

V.

Geschichte, vor allem Kulturgeschichte, fand ihren Niederschlag auch in FIN, zwar selten in den sogenannten Naturnamen wie „Platte“ (Hochebene), „Talfeld“, „Buchwald“, „Sauer-“ und „Süßwiesen“, wohl aber in Kulturnamen. Denn sie sprechen von dem, was Menschen schufen, taten und erlitten. Aber nicht wenige sind im Lauf der Jahrhunderte so umgebildet und entstellt worden, daß man sie heute nicht mehr versteht oder sich ganz Verkehrtes dabei denkt. Andere stellen Wörter dar, die längst außer Gebrauch kamen, nur noch in solchen Bodenbenennungen fortbestehen und daher ebenfalls leerer Schall sind. Man kann sie aber aufklären, indem man ihnen an Hand alter und immer älterer Belege in die Vergangenheit zurück nachgeht. Das wollen wir an einer Anzahl von Beispielen veranschaulichen. Dabei beziehen sich die Jahreszahlen 1577, 1649, 1700, 1750 auf die gleichen Akten, die wir in den vorherigen Kapiteln auswerteten, und 1547 meint L. Kampfmanns „Beiträge zur westpfälzischen Ortsgeschichte“ (Zweibrücken 1908) S. 30/31. Jahreszahlen aus dem 14. und 13. Jahrhundert beziehen sich auf Angaben in den Werken, welche in den Anmerkungen 1–4 angegeben sind. Und nun zu den angekündigten Beispielen!

Gresselborn: Das BW wird heute nicht mehr verstanden, auch nicht in a. 1751 verzeichneten „Kreßelbronner Anung“ und nicht in „Greselborn“ von a. 1710, erst recht nicht in a. 1577 zu lesendem „Kriselborn“. Heißt aber der Berg mit der betreffenden Quelle a. 1577 „Kroselberg“ und Gesträuch bei der Quelle a. 1304 „Kroselheck“, dann erkennen wir, daß Benennung nach mhd. *kroseldorn*, d. i. nach Stachelbeergesträuch vorliegt, das bei der Quelle wild wucherte, und denken daran, daß die Stachelbeere in den Landschaften zwischen Saar und Rhein noch immer „Grosel“ oder „Grossel“ oder „Gruselbeer“ oder „Gruschel“ heißt und in ihrem botanischen Namen *Ribes Grossularia* das Wort in verlateinter Form ebenfalls enthalten ist. Kultur-

geschichtlich interessant ist, daß der Stachelbeerstrauch bei der Quelle wild wuchs; denn es ist durch genaue Untersuchungen festgestellt worden, daß die Pflanze „im germanischen Wohngebiet als wildwachsender Busch gedieh, in Pflege genommen wurde und von Mönchen“¹⁹⁾ und von den Klöstern her in veredelter Gestalt in die Bauerngärten ihren Einzug hielt. Daher heißt sie z. B. im rechtsrheinischen Hessen „Klosterbeere“.

Plettweg: Was soll man sich bei diesem Namen denken? Zwar lautet er auch a. 1755 „Blett Weg“, a. 1700 „Bletweg“, aber a. 1649 „Pleckweg“ und heißt eine Quelle daran „Pleckborn“. Pleck oder Plöck kennen wir aus der Gegend von Godramstein im Kr. Landau über Hambach und Haßloch im Kr. Neustadt/Weinstraße bis nach Heidelberg hin, wo heute noch ein Straßename „Plöck“ lautet, als Benennung für Bodenstellen, die sich durch ihre Färbung von der Umgebung abheben. Das Wort ist von lat. *plaga* ‚Fläche, Gegend‘ abgeleitet und über *plagia* zu Plecke geworden. Der Walsheimer Weg führte zur Zeit der Namengebung über Boden, der andere Färbung als die Umgebung aufwies.

Riedweg: Dieser Name scheint ganz klar ‚Weg durch ein Ried‘ oder ‚Weg bei einem Ried‘ (Sumpf) zu besagen, führt aber weder durch einen Sumpf noch an einem Sumpf hin. Hier alte Formen: a. 1751 „Räd Weeg“, a. 1710 „Riedweg“, aber a. 1577 „Raidt weg“ und „Reitweg“. Heutiges Riedweg beruht also darauf, daß die alte Walsheimer Mda. wie noch heute die lothringische mhd. *riten* für hd. reiten bewahrt hatte. Der Reitweg ist ein Stück einer sehr alten Straße, die aus dem lothringischen Salzgebiet kam und über Riemlingens „Ritterstraße“ (richtig „Reiterstraße“) und über den Bann von Walsheim nach Norden verlief. Wieder ein kulturgeschichtlich nicht unwichtiges Zeugnis!

Röhrbrunnen: So wurde auch a. 1750 und a. 1649, dagegen a. 1577 „am Rehenborn, vnden die Reihe Wise“ und a. 1304 „in Rechenborn“ geschrieben. Da das Reh mhd. *rêch* hieß, stimmt der Quellename von 1304 genau zu dem von 1577, und die a. 1577 außerdem genannte „Rehwiese“ hilft beweisen, daß Wiese und Quelle nach dem Reh benannt waren und „Röhrbrunnen“ von heute eine lächerliche Entstellung ist.

Annelfeld: So auch a. 1700; a. 1577 „In Andeln“, a. 1304 „Im Annendahl“. Also wandelte sich ursprüngliches Annenthal zu „Andel“ (mit zu -tel abgeschwächtem -tal) und weiter zu „Annel“, und weil man diese Benennung nicht mehr verstand, hing man in jüngerer Zeit -feld an, um sich doch etwas dabei denken zu können. Das ursprüngliche BW Annen ist der Genitiv zum ad. RN Anno, der aber als Kurzform zu Arnold vorher Arno lautete. Er steckt auch im Stadtnamen Annweiler (ursprünglich *Annenwilâri*), und es trug ihn der aus der Geschichte des unglücklichen deutschen Königs Heinrich IV. bekannte Erzbischof Anno von Köln (1056–1075).

VI.

Beginnen wir die Auswertung von Kulturnamen unter den Walsheimer FIN mit weniger bedeutsamen Beispielen, also zunächst mit den „Haawiesen“, die auch a. 1700 so verzeichnet sind, aber a. 1647 als „Hewwiese“, d. i. ‚Heuwiese‘, und damit erfahren wir, daß diese Wiesen schon in alter Zeit nicht bloß als Viehweiden dienten, sondern auch dafür ausersehen waren, Heu zu liefern, was bei anderen Wiesen nicht der Fall war. Eine Walsheimer Mühle begegnet bei der Angabe der Lage von Grundstücken a. 1700 und a.

1577; der FIN „bei der alten Mühle“, der auch a. 1751 auftaucht, weist aber darauf hin, daß an anderer Stelle eine ältere Mühle bestand oder bestanden hatte. So spricht „unterm Kalkofen“ auch von einer jüngeren Einrichtung, die bis a. 1700 zurückzuverfolgen ist, weist dagegen „beim alten Ofen“ von a. 1577 auf einen Vorgänger an anderer Stelle hin. Wir fügen noch eine kriegerische Erinnerung an: a. 1750 liegt ein Acker „In der Hussaren Anung“; hier müssen also schon vorher Husaren gesehen worden sein, und das kann nicht erst in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen gewesen sein, an die bei uns zahlreiche Flurnamenerinnerungen bestehen, sondern in Kriegen länger vor Mitte des 18. Jahrhunderts.

Von größerem Interesse sind FIN, die an die alten Herrschaften und ihre Verwaltung erinnern, so Acht, Brühl und Bitzen. Daß Acht alter Name für der Herrschaft gehörendes Ackerland war, ist längst bekannt; er kommt im Raum von der Pfalz und Lothringen durch das Saarland nordwärts bis weit über die Mosel hinaus mehr als hundertmal vor. Das gleiche gilt von Brühl für herrschaftliches Wiesenland, das sich meist unmittelbar bei einem herrschaftlichen oder auch klösterlichen Gehöft ausdehnte. Nun steht in dem im zuständigen Katasteramt liegenden Urkataster „im Bitzen, auch Brühl genannt“, und die eine wie die andere Benennung können wir bis a. 1577 zurückverfolgen. Somit war auch Bitzen Bezeichnung für herrschaftliches Wiesengelände. Das Wort hat sich aus ahd. *bizûna* („umzäuntes Gelände“) entwickelt; es war eigens umzäunt, um es deutlich als Sondereigentum der Herrschaft kenntlich zu machen. Auch eine a. 1300 und 1317 zu Walsheim bezeugte „Koppelweide“, die „auf dem anderen Ufer des Baches“ lag, war ein umzäuntes herrschaftliches Grundstück. 1304 verkaufte es Graf Eberhard von Zweibrücken dem Kloster Wersweiler²⁰). Auch heute nennt man einen für Haustiere eingerichteten Pferch noch Koppel.

Außer der Zweibrücker Herrschaft besaßen noch andere adlige Herren Grundeigentum im Dorfbann; so erinnert „Im Blickersloch“ an Besitz der Herren Blick von Lichtenberg, die im Dienst der Herzöge von Zweibrücken standen; a. 1486, 1488 und 1499 erfahren wir von Lehen, welche sie zu Walsheim innehatten²¹). Von einstigem Hornbacher Klosterbesitz rührt der a. 1577 bezeugte Name „Pirmes wis“ d. i. ‚Pirminiuswiese‘ her! denn Pirminius war ja der Begründer und Patron des Hornbacher Klosters. Ob in „Klosteranung“ und „Klosterwald“ das BW sich auf Hornbach oder Wersweiler bezieht, geht aus diesem Namen nicht hervor. Genauso verhält es sich mit „Heiligenkreuzweg“ („Kreuzweg bei Land der Heiligen, d. i. eines Klosters“) und „Heiligendriesch“, die nur a. 1577 auftreten. Im gleichen Jahr lesen wir „Frümeswiß“; ihr Ertrag kam dem oder den die Frühmesse lesenden Geistlichen zugute.

An ein altes Wegekreuz (Kruzifix) erinnert ebenfalls a. 1577 „Dungacker beim Creutz“ und an einen einstigen Bildstock wiederum a. 1577 „Bildwiesen“. Leider erfahren wir keine Anhaltspunkte, um den Standort von Kreuz und Bild bestimmen zu können.

Wir kehren wieder zurück zum alten, ja ältesten Dorf, von dessen Kleinheit wir in Kapitel II handelten. Von der heutigen Gemarkung war also zunächst nur ein ganz kleiner Teil gerodet und in Nutzland umgewandelt, der weitaus überwiegende Teil aber noch Wald- und Weideland und gehörte allen gemeinsam, war Allmende (ahd. *alagimeinida*), d. h. der Allgemeinheit Gehörendes. In heutigem „Große Allmend, kleine Allmend“ klingt der

Name noch weiter. Schon a. 1577 werden diese beiden Allmenden unterschieden.

Mit dem Wachstum des Dörfchens mußte die Erweiterung der Acker- und Wiesenflächen Hand in Hand gehen, mußte also Weideland gerodet werden. Lesen wir a. 1322 von einem Acker „in der Heiligen Rodt am Weg nach Dahlheim“²²⁾, dann hatten die Mönche daselbst gerodet, die der Vm auch die Heiligen nannte. Ein gerodetes Landstück hieß kurzweg Rod, aber auch Schwande oder Schwende, weil man den Wald geschwendet, d. h. schwinden gemacht hatte. Lesen wir also a. 1577 „bei der Schwennen“, dann erkennen wir, daß hier eine mdal. Form für Schwende vorliegt. Auf Umwandlung von Wild- in Nutzland weist auch das „Neu-“ in „Neugarten“ und „Neuwiese“ hin.

Durch viele Jahrhunderte hin diente nicht nur ausgesprochenes Weideland, sondern auch der Wald als Viehweide, und der Rinderhirte trieb Tag für Tag in der Frühe die gesamte Herde des ganzen Dorfes wie auch der Schweinehirte seine Borstentiere hinein. Der Name „Hardt“, der bis a. 1577 zurück belegt werden kann, meint Wald, der als Weide dient. Private Weideplätze von kleinerem Ausmaß bezeichnet der Name „Etzel“ und beruht auf mhd. atzen, etzen, d. i. ‚äsen, weiden machen‘; während eine größere Weide Etze heißt, bezeichnet Etzel eine kleinere, die meist hart beim Haus oder doch nicht weit davon entfernt lag. An das Tränken des Weideviehs erinnert der a. 1649 verzeichnete „Küborn“, nämlich eine reichlich fließende Quelle, die mit ihrem Wasser wahrscheinlich dabei aufgestellte Steintröge füllte, zu denen das durstige Vieh hingetrieben wurde. Der Viehaustrieb konnte im Frühjahr erst beginnen, wenn das Gras so hoch gewachsen war, daß sich die Weidetiere wirklich daran sättigen konnten. Daher begann er erst im Mai, meist um Pfingsten, und wurde mit einem Dorffest eröffnet. Man tat sich auf einem bestimmten Platz mit Essen und Trinken, Spiel und Tanz gütlich, schmückte die Herdentiere, und dann trieb sie der Hirte zum erstenmal auf die Weide. Im „Mayen“ hat zu Walsheim dieses Maifest zur Namensursache und kann in Schreibungen wie „uffm meie“, „im Mai“, „im Mayen“ bis a. 1577 zurückverfolgt werden.

Einen Schweinehirten lernten wir in Kapitel II im „Seu-“ oder „Schweine-Diebold“ kennen. Im gleichen Jahr 1577 lesen wir von einer „Sauschwemme vf der Bach“ und a. 1649 von Wiesen „bei der Schaafbrück“. Schafe sind Waldverderber, weil sie ja auch junge Bäumchen, Blätter und Jungsprossen von Gebüsch und Jungbäumen abfressen; ihnen mußte daher ganz bestimmtes Gelände zur Weide angewiesen werden. Ihr regelmäßiger Weg dahin führte über die nach ihnen benannte Brücke. Der gleiche Name begegnet zwischen Saar und Rhein noch sehr oft.

Es fällt auf, daß unter dem reichen Schatz von FIN Walsheims kein einziger von einem Woog oder Weiher spricht, wo doch im Bann von anderen Dörfern nicht bloß einer, sondern meist mehrere durch heutige Namen bezeugt werden. Den einzigen Hinweis auf Fischfang im Bann unseres Dorfes bildet a. 1547 verzeichnetes „Fachmoch“; wir dürfen diesen Ausdruck als Fachenbach deuten, weil in Dutzenden von Fällen sich „Langmoch“ als ursprüngliches Langenbach, „Dörrmoch“ als Dörrenbach. „Eisenmoch“ als Eisenbach usw. an Hand von alten Belegen entpuppte. In den Fachenbach war ein Fach, d. h. ein Fischwehr, eingebaut wie auch in den Bach, der dem alten Fachingen

und heutigen Fechingen bei Saarbrücken und noch so manchem Fachenbach in anderen deutschen Landschaften den Namen verlieh.

Im Wald betrieb man vielerlei Gewerbe, die nun längst eingegangen und durch moderne Industrien ersetzt sind. An ein einziges erinnert zu Walsheim noch der Flurname „bei der Harzhütte“; hier wurde in einer schützenden Hütte in einem besonderen Ofen das im Wald gesammelte Kienholz erhitzt, so daß das Harz auslief, das zu vielerlei Zwecken Verwendung fand, für die uns heute chemische Werke weit Besseres liefern.

VII.

In Kapitel II führten wir Bewohner Walsheims aus dem 13., 14. Jahrhundert und insbesondere aus dem Jahr 1577 namentlich an, in Kapitel III solche aus dem 17. Jahrhundert. Aus einer Reihe von FIN lassen sich weitere erschließen, ohne daß wir zumeist sagen können, wann sie lebten und ob der ermittelte Name RN oder FN war. So stellten wir aus „Annelfeld“ den Namen Anno heraus. Ein a. 1547 genannter „Bechtelsweg“ erinnert wohl an den a. 1350 bezeugten Bechtolf, den wir in Kapitel II als Sohn des Hennelin kennenlernten. Ferner sind a. 1547 benannt eine „Engelnbuch“ nach einem Mann namens Engel, ein „Kamps Rech“ nach einer Familie Kamp, „Luchsen Stück“ nach einem Luchs (Lukas); im Jahr 1700 meint „Peters Stock“ den Stumpf eines Baumes, der einem Peter gehört hatte, vielleicht einem der drei Peter, die uns vorn begegneten.

Im Jahr 1577 taucht auch schon das „Rappenfeld“ auf; ob es wohl einer Familie Rapp gehörte wie der a. 1615 verzeichnete „Walderß Acker“ einem Walter?

Im Bann von Walsheim gab es ehemals eine kleine Siedlung Osthofen; sie ist zwar untergegangen, lebt aber im FIN „Hinter Osthofen“ weiter, wird auch a. 1700 und a. 1649 und a. 1577 in FIN genannt. Daß sie a. 1335 noch bestand, bezeugt der Verkauf einer Behausung mit aller Zubehör zu Osthofen durch jenen Reinher (Rainer) von Walsheim²³), dessen Namen wir in Kapitel II besprachen.

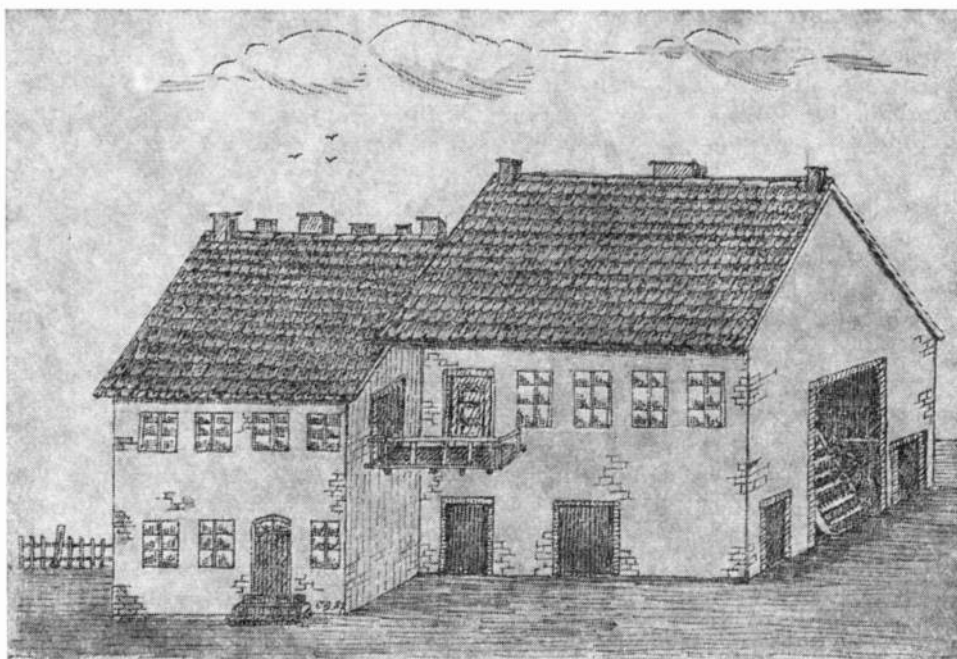
Es muß erwogen werden, ob es im Dorfbann nicht noch mehr eingegangene Siedlungen gab, ohne daß wir diese Frage sicher beantworten können. Da liegt a. 1577 je ein Acker „Vnder Heslingen“ und „zu Hesling“²⁴) und a. 1649 „In Hesselingen“²⁴), a. 1577 ein anderer Acker „Zu Fischlingen“, wieder ein anderer a. 1577 „Zu Raidlingen“²⁴). Nun gibt es gerade im Raum des Saarlandes und Lothringens und von da nordwärts ein ganzes Heer von Ortschaftsnamen auf -ingen, so daß der Verdacht nicht abgewiesen werden kann, auch diese Walsheimer -ingen bezeichneten Stellen einstiger Siedlungen, zumal Fischlingen bzw. Groß- und Kleinfischlingen, auch Namen von zwei Dörfern im pfälzischen Kreis Landau sind und Heßlingen oder Heeslingen ebenfalls zweimal als Ortschaftsname vorkommt, wenn auch im Nordteil des deutschen Sprachraumes. Freilich läßt sich Heslingen auch als ‚Platz mit vielen Haseln‘ (Haselgesträuch) und Fischlingen als ‚Stelle, wo es viele Fische gibt‘, deuten. Ja wenn uns reichlicheres Material an alten Akten und Urkunden zur Verfügung stünde! Aber im Grenzland Pfalz-Saarland haben ja Dutzende von Kriegen immer wieder verbrannt und zerstört, was anderen deutschen Landschaften als kostbarer Schatz erhalten blieb.

Und dennoch lohnte es sich ja wohl, was wir an alten Akten und Urkunden

ermitteln konnten, für die Geschichte von Walsheim auszuwerten. Ja gerade weil der gekennzeichnete Mangel bei uns vorliegt, muß um so mehr ausgewertet werden, was noch an alten Quellen aufzufinden ist.

Anmerkungen:

- 1) A. Neubauer, Regesten des Klosters Hornbach. Speyer 1904. Nr. 21.
- 2) Diese Namen sind verzeichnet und gedeutet in meinem Werk „Die Siedlungsnamen der Pfalz“, Teil I: „Die Namen der Städte und Dörfer“. Speyer 1952/53. S. 607-609.
- 3) Die Besiedlungsgeschichte des Raumes behandelt Teil III des in Anmerkung 2 genannten Werkes.
- 4) A. Neubauer, Regesten des Klosters Werschweiler. Speyer 1921. Nr. 113.
- 5) C. Pöhlmann, Regesten der Grafen von Zweibrücken. Speyer 1962. Nr. 105.
- 6) C. Pöhlmann a. a. O., Nr. 127.
- 7) Diese Behörde heißt Kirchschaftnei Zweibrücken; sie verwaltet die einstigen Klostergüter auch heute noch.
- 8) L. Kampfmann, Beiträge zur westpfälz. Ortsgeschichte. Zweibrücken 1906. S. 30.
- 9) SSp., Zweibrücken I, A. 1363/2, Bl. 13-25.
- 10) Westpfälzische Geschichtsblätter III/1899, S. 21.
- 11) SSp., Zweibrücken I, A. 1363/2, Bl. 73 r.
- 12) Midh. Frey, Beschreibung des Rheinkreises. Speyer 1836/37. IV 149.
- 13) F. Kolb, Rheinbaiern. Zweibrücken 1828. S. 120.
- 14) F. Gilardone, Hb. für die Pfalz. Zweibrücken 1886. Anhang S. XXXXII.
- 15) Meyers Orts- und Verkehrslexikon, 1916.
- 16) Gemeindeverzeichnis der Westmark. Saarbrücken 1941. S. 37.
- 17) SSp., Zweibrücken I, A. 1363/2, Bl. 43 ff.
- 18) SSp., Zweibrücken I, A. 1363/2, Bl. 50 ff., 59 u. 73 r.
- 19) F. Kluge, Etym. Wb. d. dt. Sprache. Berlin 1957, 17. Aufl. S. 735.
- 20) C. Pöhlmann, Reg. d. Grafen von Zweibrücken Nr. 455.
- 21) SSp., Urk. d. Klosters Hornbach Nr. 81 ff.
- 22) A. Neubauer, Werschweiler Reg. Nr. 570.
- 23) A. Neubauer, Werschweiler Reg. Nr. 624.
- 24) SSp., Zweibrücken I, A. 1363/2, Bl. 13, 43 r. 17.



Die Krier-Herbsche-Glashütte
Rekonstruktionszeichnung Carl Büch

CARL BÜCH

DIE GERSWEILER GLASHÜTTEN

a) Die Gersweilerer Glashütte Schaum, Herb & Co.

Das ehemalige kleine Bauerndorf Gersweiler, unterhalb Saarbrückens, an der Saar gelegen, baute auch Wein an ¹⁾. Wie dem Verfasser vor ca. 60 Jahren mitgeteilt wurde, befand sich das Weinanbau-Gebiet an den südlichen Hängen des Willerbachtals ²⁾. Die dortigen Hochraine, welche wohl in eine ältere Zeit gehören, lassen außerdem auch solches vermuten. Die Weinflaschen, auch Trinkgläser, bezogen die Weinbauern von den in der Nähe liegenden Glashütten. Folgende Hütten kamen in Frage:

Klarenthal, eröffnet 1662 ³⁾,
Lauterbach, eröffnet 1707 ³⁾,
Karlsbrunn, eröffnet 1747 ³⁾„

Durch Nachfrage nach dem unbedingt notwendigen Glas, auch zum Versand des Weines, veranlaßt, witterten einige Gersweiler Bauern ein Geschäft bzw. einen Verdienst. Gute Nachbarn setzten sich daher zusammen und diskutierten über die Gründung einer eigenen Glashütte in Gersweiler. Dabei handelte es sich um folgende Gemeindeleute:

1. Siebenschuh, Philipp
2. Müller, Heinrich Anton ⁴⁾ und
3. Martin, Franz

Die drei genannten Bauern galten als wohlhabende Hofbesitzer. Sie wohnten in der Mitte des Dorfes.

Siebenschuh, Philipp besaß das große, umgebaute Bauernhaus in Gersweiler, Hauptstraße, heute G. Schuler gehörend⁵⁾. Das Vermessungsbuch für Gersweiler aus dem Jahre 1762 weist für Siebenschuh 65 Grundstücke aus. Es wundert deshalb auch nicht, wenn der Schwiegersohn des Siebenschuh, der Joachim Büch, geb. 1748 in Bietschied, im Jahre 1789 das Amt des Heimmeiers von Gersweiler innehatte. Er ist der Stammvater der Gersweiler Büch⁶⁾ und der Urur-Großvater des Verfassers. Die Vorfahren wohnten bereits vor dem 30jährigen Krieg im Köllertal. Joachim Büch übernahm das große Bauernhaus seines Schwiegervaters, welches spätere Besitzer umbauten. Einige Jahre um 1900 wohnte noch der Förster Stoffel darin, der letzte der Försterdynastie vom Stift St. Arnual. Auch er gehörte in die Verwandtschaft. Zuvor stellte ihm seine Behörde das Forsthaus Gersweiler bei Krughütte zur Verfügung. Nach seiner Pensionierung bezog sein Amtsnachfolger und Verwandter, der vor Jahren verstorbene Stiftsförster Bersche, das Anwesen.

Doch dies nebenbei.

Müller, Heinrich Anton besaß 53 Grundstücke. In diesen Jahren hatte er das Amt des Meiers inne. Eine Kirchenglocke aus diesen Jahren ist noch vorhanden. Sie trägt folgende Inschrift:

„Ich geheere der Gemeindt Gersweiler Miller als Mai. 1767 goß mich Jakob Gaschot in Saarbuck.“

Dieser Müller als Mai ist der zuvor erwähnte Heinrich Anton Müller, Meier von Gersweiler. Saarbuck soll Saarbrücken heißen⁷⁾.

Martin, Franz wohnte ebenfalls in der Mitte des Dorfes. Auch er gehörte zu den Gemeindeleuten. Da des Schreibens unkundig, zeichnete er mit einem M. Es ist anzunehmen, daß Martin einige Jahre nach Eröffnung der Hütte starb, denn er ist in der Liste der Gemeindeleute von 1780 nicht mehr erwähnt. Martin galt auch als solider, angesehener Bauer und besaß 42 Grundstücke.

Oft bauten die Glashüttenleute mit guter Überlegung ihre Betriebe an einer besonders ausgesuchten Stelle. Zur Glasherstellung gehören folgende Grundstoffe: Sand, Pottasche oder Soda und Kalk. Sand zur Gewinnung der Kieselsäure⁸⁾, Pottasche oder Soda zur Gewinnung der Kali- bzw. Natronbase und Kalk⁹⁾. Sodann benötigte der Glasmacher eine Hitze von 1400 Grad¹⁰⁾. Damit ist die Wichtigkeit des Brennstoffes gekennzeichnet. — Die verschiedenen Rohstoffe, zerkleinert und gemischt, nennt der Fachmann „Gemeinge“. Diese Mischung wird in Glasöfen zusammen geschmolzen. Aus der nun entstandenen zähen Flüssigkeit werden dann die Glasgegenstände hergestellt. (Den Produktionsvorgang hier zu beschreiben, liegt nicht im Sinne dieser Arbeit.)

Um also die Unkosten niedrig zu halten, versuchte der Glasmacher, seinen Betrieb möglichst dort einzurichten, wo er Sand, Brennmaterial und Wasser vorfand. Anlockend dazu waren vor allem die großen Wälder mit ihren Bachtälern. Schon im 15. Jahrhundert gründeten z. B. im Bitscherland zahlreiche zugezogene Glasmacher, wie Schweizer, Tiroler und Böhmen, ihre Glashütten hauptsächlich in den Bachtälern. Da werden Glashütten genannt bei Sierstal, Frohmühl, Hohlbach, weiter auch im Müntzal, wo sie 7 Glashütten erbauten, so in Hützeltal, Glastal, Müntzal, Meisental, Eidenheim, Speckbronn und Sucht¹¹⁾.

Die bei uns eingebürgerten Glasmacher, die vielfach aus dem Elsaß gekommen waren, strebten begreiflicherweise danach, sich möglichst nahe an der Basis der Rohstoffe und am Wasser anzusiedeln. Ähnliche Überlegungen machten auch die Gründer unserer Gersweiler Glashütte. Sie bauten ihren Betrieb in die Nähe des heute längst versiegten Wildhumeser Brunnens ¹²⁾, unterhalb der mittleren Brunnenstraße, nahe dem einstigen Kohlenlager der Gersweiler Grube. Von den nicht mehr stehenden Bauten des Hüttenbetriebes wissen wir laut einer Briefanfrage des Landrats von Saarbrücken vom 5. 3. 1868 über „merkwürdige“ Privatbauten in Gersweiler, daß u. a. auch genannt sind: die Gersweilerer Glashütte von Schaum, Herb & Co., also obige, die Krier-Herbsche Glashütte, auf die wir noch zurückkommen, sowie die Glashütte Sofienthal, die der Besitzer später als Steingutfabrik umbaute ¹³⁾.

Die Errichtung einer Glashütte erforderte immerhin große Summen, denn es mußte Land gekauft und die erforderlichen Gebäude erstellt werden. Auch das weitere Betriebskapital durfte nicht fehlen. Die Gründung erfolgte laut Bestandsbrief vom 8. 2. 1775, und die Nassau-Saarbrückische Regierung erteilte die Genehmigung, diese Bouteillen-(Flaschen-)Glashütte zu errichten und vorerst 9 Jahre zu betreiben. Die fürstliche Regierung wies in dem Bestandsbrief ¹⁴⁾ ausdrücklich darauf hin, daß die Hütte auf eigene Kosten zu erbauen und einzurichten wäre. Den zu beschäftigenden Arbeitern (in der Hauptsache handelte es sich um Glasfachleute) waren dieselben Freiheiten einzuräumen, die sie auch auf ihrer bisherigen Arbeitsstelle besaßen.

Mit diesen Freiheiten hatte es folgende Bewandnis:

Mit dem Glasmacherberuf verknüpften sich bereits in früheren Jahrhunderten eine Menge Vorrechte, persönliche Privilegien, welche die Grafen von Saarbrücken und die Herzöge von Lothringen den Glashüttenbeständern und deren Arbeitern weitgehendst eingeräumt hatten. Die Landesherren zeigten das größte Interesse, die Glasindustrie in ihren Territorien seßhaft zu machen. Diese genehmigten Vorrechte besaßen die Leute keiner anderen Industrie Deutschlands in damaliger Zeit. Allerdings erlebten die alten Glasmacher im Saarland nicht mehr die Zeiten der „gentils hommes verriers“, des sogenannten Glasmacher-Adels, der noch mit Waffentragen und Jagd verknüpft war. Die Glashüttenbeständer und ihre Arbeiter blieben von der Leibeigenschaft befreit und wurden zu keinen Frondiensten und sonstigen Personallasten herangezogen. Das Privileg ging soweit, daß nicht nur die Arbeiter selbst, sondern auch ihre Frauen und Kinder und deren Nachkommen für immer von diesen Pflichten befreit blieben ¹⁵⁾. Wir können dies als ein ganz besonderes Vorrecht ansehen, um dessen Anerkennung die bedrückten Untertanen damals bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts kämpfen mußten. Eine gleich große Geste bestand in dem Recht der Freizügigkeit, von dem die Glasmacher reichlich Gebrauch machten. Damit erklärt sich das öftere Hin- und Herwechseln der Glasmacher von einer Hütte zur anderen. Wir werden später sehen, daß oft dieselben Glasmacher-Familien auch an anderen Hütten vorkommen. Steuererleichterungen vieler Art galten als weiteres Privileg. Außer Steuerbefreiungen überließen die Grafen von Saarbrücken den Glasarbeitern oft ein gewisses Stück Land zur Bebauung, dazu die Haltung einer bestimmten Anzahl Vieh, wobei meistens eine Kuh und zwei Schweine zinsfrei blieben ¹⁶⁾.

Den Hüttenbesitzern kam die Regierung ebenfalls großzügig entgegen. Oft überließ sie den Beständern bei Gründung der Hütte Bauholz teils gratis, teils auch gegen eine kleine Zahlung. Die zur Herstellung des Gemenges erforderlichen Rohstoffe erhielten die Beständer billigst, dazu den Sand meistens umsonst. Die Pottasche durfte häufig von den Glasmachern im Walde selbst gegen ein geringes Entgelt hergestellt werden. Die Einführung von Rohstoffen für viele Glashüttenbetriebe erfolgte zollfrei. Neben diesen und noch weiteren Erleichterungen gab es auch ein Kohlenprivileg.

In Anbetracht des bisher großen Holzverbrauchs war die Regierung natürlich sehr geneigt, den Beständern das Kohlengraben zu erlauben. Wenn die Regierung anfangs glaubte, durch den großen Holzschlag mehr freies Land für die Landwirtschaft erlangen zu können, so ließ sie bald von diesem Gedanken ab, da die Wälder zuviel ruiniert wurden. Napoleon erließ in den unruhigen Besatzungsjahren am 10. 8. 1809 ein Decret an den Glashüttenbesitzer in Karlsbrunn. Zur Genehmigung der Wiedereröffnung der Glashütte machte er zur Bedingung, die Öfen künftig statt mit Holz mit Steinkohlen zu betreiben.

Die älteste Kohlenglashütte befand sich „auf der Fischbach“. Laut Gründungsurkunde vom 28. 7. 1721 erlaubte die Verwaltung den Beständern dieser Hütte, an dem anzuweisenden Ort „auf der Fischbach“ und „dort herum“ Kohlen graben zu lassen. Auch die altbekannte Friedrichsthaler Glashütte hatte laut Urkunde vom 1. 7. 1747 die Erlaubnis, sich der im sogenannten Altwald gelegenen Steinkohlengrube auf ihre Kosten für die Glashütte ohne jeden Eintrag oder Hinderung“ zu bedienen¹⁷⁾.

Die Gersweilerer Hütte hatte diese großzügige Erleichterung nicht. Sie mußte „die Kohlen in hiesigen Landen nehmen“, eben hier, bei der staatlichen Gersweiler Grube kaufen, wozu sie verpflichtet war. Auch die nahe Schoenecker Glashütte (Raspiller) erhielt von dieser Stelle ihre Kohlen.

Der normale Kohlenverkauf ab Grube Gersweiler betrug im Jahre 1780 drei Gulden pro Fuder. Die Glashütten zahlten jedoch nur 2,30 Gulden¹⁸⁾.

Sehen wir nun weiter, welche Vorschriften der Bestandsbrief der Gersweilerer Hütte noch enthält: Als Abgabe verlangte die Regierung von den Beständern jährlich an Martini eine Pacht von 20 Gulden, an die fürstliche Rentkammer zu zahlen.

Sodann erlaubte die Behörde den Beständern eine Wirtschaft mit Wein, Bier und Branntwein bei der Glashütte zu betreiben; hierzu mußten die bestehenden und noch zu erlassenden Verordnungen beachtet und die darin verfügbaren Steuerabgaben bezahlt werden.

Von den außer Landes zu liefernden Bouteillen war der gewöhnliche Zoll zu entrichten, auch die verordneten Armenhaus-Taxstempel und andere Gelder zu dem gegenwärtigen Concessionsbrief zu erlegen.

Gleich beim Bauanfang, am 21. 7. 1775, machten 11 Gersweiler Gemeindeführer¹⁹⁾ eine Eingabe, wonach der Fürst den Bau und die Betreibung der Glashütte verbieten möge. In diesem Bericht führten sie an, daß

1. durch die großen Fabrikanlagen der Weidegang noch mehr geschmälert würde, da doch die Gemeinden Gersweiler und Ottenhausen im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl nur einen kleinen Bannbezirk hätten, der nicht genug Land zur Pflanzung der benötigten Früchte aufweise. „Zudem glauben wir, daß die Gärten, Wiesen, Äcker und Früchte sehr beschädigt würden.“

2. Infolge der neu aufzunehmenden Glasfabrikation würden sich wohl eine Menge Händler, auch sonstiges Gesindel, zuziehen. Dadurch könne es den Einheimischen wieder gehen, wie sie es in Krüghütte zur Genüge erlebt hätten. Dort setzten sich die Händler wochenlang fest, schlugen und stahlen heimlich das Holz im Walde und ließen ihr Gespannvieh ohne Erlaubnis auf die Gemeindeweiden gehen. So sei es ihnen mit den Krugbäckern und Kohlengräbern ergangen, und so werde es ihnen auch mit den Glasmachern und den Glashändlern ergehen²⁰⁾.

Alle diese Unannehmlichkeiten wollte man mit diesem Gesuch verhindern. Doch die Gründe erschienen der Regierung nicht wichtig genug. Sie lehnte die Eingabe ab, wohl auch deshalb, weil die fürstliche Rentkammer den finanziellen Nutzen nicht missen wollte.

Am 14. September 1775 trat als weiterer Beständer der Hüttengesellschaft Johann Joseph Herb von Gersweiler laut Bestandsbrief bei. Nach aufgefundenen Notizen war seine Frau eine geborene Elisabeth Schirzinger. Herb war Glashüttenmeister und kam von Lemberg bei Bitsch. Er soll in dieser Gegend beschäftigt gewesen sein. Von seiner Tochter ist notiert, daß sie am 30. 10. 1770 geboren wurde. Sie heiratete 1791 den Sohn des in damaliger Zeit sehr bekannten Grubensteigers Käufer. Die Nachkommen des Herb blieben Mitinhaber der Hütte bis zur endgültigen Schließung. In der Gemeinde-Einnahme-Rechnung für 1789 zahlten sie an Weidegeld:

Joseph Herb 2,45 fl.

Georg Herb 2,45 fl.

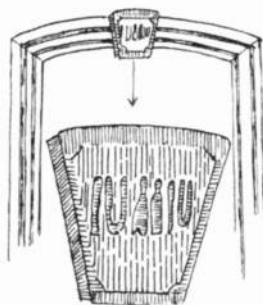
Wentzel von Friedrichsthal zahlte Eckergeld von 31 Schweinen.

(Ecker = Eichen- oder Buchenfrucht.)

Es ist auffallend, daß hier in Gersweiler ein „Wentzel“ aus Friedrichsthal Schweine laufen hatte. Die Familien Wentzel aus altem Glasmacher-geschlecht scheinen auch hier irgendwie ihren Einfluß als Glasfachleute geltend gemacht zu haben.

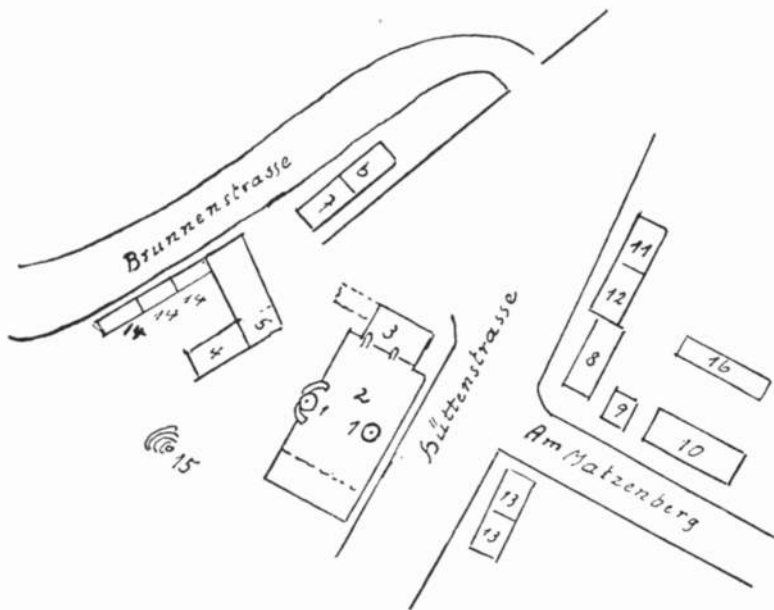
Die Herb bewohnten eines der jetzt noch stehenden sogenannten Herrenhäuser in der Hüttenstraße²¹⁾. Im Türsturz des oberhalb Felten stehenden Hauses befinden sich, plastisch ausgehauen, 2 Flaschen im Profil.

Abb. 8



Ein anderes Familienmitglied der Herb baute das in der Hauptstraße, gleich unterhalb der Brunnentreppe, gelegene Bauernhaus. Über dem Eingang, im Türsturz, war zu lesen: C. H. 1830. Durch die Bedeckung der Vorderfront des Hauses mit Kunstschiefer wurden auch diese alten Hinweise verdeckt. Die an die Brunnentreppe angrenzende Scheune baute ein späterer Besitzer zu Wohnräumen um. (Noch um 1900 hieß es: Hier wohnte ein Mitbesitzer der Gersweilerer Hütte.) Er betätigte sich als Verkäufer der Hüttenerzeugnisse²²⁾.

Obwohl die Hütte vor über 100 Jahren einging, sind uns doch die noch vorhandenen Hüttenbauten bekannt:



Erläuterungen zum Lageplan der Gersweiler Glashütte

- 1) Hafen-Öfen.
- 1) Beim Ausschachten auf dem Grundstück der Glashütte kamen zwei mit Backsteinen gebaute Stollen zum Vorschein.
- 2) Die Hütte befand sich hinter dem Hause Erbach, Hüttenstraße.
- 3) Kühlöfen-Gebäude, jetziges Haus Erbach.
- 4) Gemengehaus. Haus Pinkel hinter dem Hause Käufer, Brunnenstraße.
- 5) Schmiede. (Zwischen den jetzigen Häusern Pinkel und Käufer.)
- 6) Glasschleiferei. (Jetziges Haus Primm.) Die Vorfahren von Primm kauften das Gebäude im Jahre 1842. Alten Leuten ist es als Gemengehaus bekannt.
- 7) Gehörte zur Glasschleiferei. Jetziges Haus Degen liegt neben dem Hause Primm und war früher durch Türen mit diesem verbunden. Beim Ausschachten hinter dem Hause Degen, an der Brunnenstraße, trat eine Menge großer Glasstücke zutage.
- 8) Bürohaus. (Jetziges Haus Nominé.) Kassenschalteranlage war vor Jahren noch festzustellen.
- 9) Faktorei. (Jetziges Haus Schaly.) Hier wurde eilige Warenabnahme sofort erledigt.
- 10) Magazin. (Heute noch unter dem Namen „Altkirch“ bekannt, da es bis 1899 der kath. Gemeinde als Betsaal diente.)
- 11) Herrenhaus und Casino. (Jetziges Haus Ganster.) Hier wohnte der Beständer König, der das Casino der Hütte innehatte.
- 12) Herrenhaus. Hier wohnte der Geschäftsführer Herb. (Jetziges Haus Felten.)
- 13) Meisterwohnungen. Das Haus ist heute zweigeteilt.
- 14) Diverse Glasmacherwohnungen in der Brunnenstraße. (Sie sind heute teilweise umgebaut.)
- 15) Aschenberg.
- 16) Lagerschuppen hinter dem Magazin.

Der Bau, in welchem die Kühlöfen angelegt sind, ist längst als Wohnhaus umgebaut. Die Räume der Kühlöfen sind noch vorhanden. Sie werden als Keller benutzt. Im Sommer 1955 erstellte ein Gersweiler Bürger gleich unterhalb der Kühlöfen ein Wohnhaus. Bei den Ausschachtungsarbeiten konnte Verf. den Stand der Hafenöfen aus den damals noch vorhandenen Grundmauern feststellen. Der erwähnte, ausgeschachtete Platz war zuvor mit Schutt und Unrat aufgefüllt. Bei genauem Durchsehen konnte aus den

Abb. 9

Abb. 10

dort aufgefundenen Scherbenresten ein Teil der gefertigten Produkte festgestellt werden. Ein Glasmacher, den der Verf. zur Prüfung heranzog, bestätigte, daß sämtliche Funde von Hand gefertigt waren. Sie konnten nur aus der damaligen Hütte stammen. Danach stellte diese Weiß- und Buntglas her, und zwar Weinflaschen (Schlegel), 1 Liter, in halbweiß, grün und rot. Weinflaschen (Schlegel), $\frac{3}{4}$ Liter, in halbweiß, grün und rot. Champagnerflaschen, Cognacflaschen, $\frac{3}{4}$ Liter, in halbweiß, kleine Ballons in grün, dreieckige Spezialflaschen und sonstige kleine Fläschchen.

Dazu fand der Verf. einen Glasstopfen und das Mundstück einer Pfeife (Blasinstrument). Glasabfälle in verschiedenen Farben fanden sich in Mengen, auch Hafen- und Ofensteine lagen dabei. Die Hütte stellte auch Weingläser mit Noppen her ²³⁾. Wie dem Verf. mitgeteilt wurde, entdeckte ein Büroangestellter vor längerer Zeit auf dem Boden eines Kühlrofens, mit Erde bedeckt, ein Tintenglas, 1 kleines Henkelglas, einen ca. 1 $\frac{1}{2}$ l fassenden Glas-krug mit Henkel.

Im Jahre 1952 fand sich auf dem Speicher eines alten Glasmacherhauses in der Brunnenstraße eine kleine Flasche mit Öse aus braunem Glas in der Form einer Militärlabeflasche. (Dieselben Flaschen stellte auch die Glashütte Schoenecken her.) Sie galt als Labeflasche gelegentlich des Massenbesuchs in Trier, anlässlich der Ausstellung des heiligen Rocks. Alle Stücke sind dickwandig und plump.

Bei der Legung eines Kanals, vor einigen Jahren, kamen an der Einmündung Brunnen- und Hüttenstraße größere Rohglasstücke zutage. Die Hausbesitzer Hüttenstraße 20 und 21 fanden bei einer gelegentlichen Planierung hinter ihren Häusern (an der Brunnenstraße) große Mengen Abfallglas. Nach Meinung von Fachleuten glaubt man, daß hier die Glas-Schleiferei eingerichtet war.

Die Gemegekammern befanden sich in der Nähe des alten Hüttenbetriebes, in dem jetzt umgebauten Hause Pinkel.

Von den noch stehenden Hüttenhäusern, die sich im Raume Hüttenstraße-Matzenberg gruppieren, sind noch zu nennen: Bürohaus, Faktorei und Magazin. Einzelne kleinere Bauten im unteren Teile der Hüttenstraße bezeichnet man als Meisterwohnungen von Glasmachern.

Die Beständer betrieben die Hütte mit einem Ofen (= 12 Häfen). Wie die umliegenden Glashütten, so florierte auch in diesen Anfangsjahren die Gersweilerer Hütte. Dies geht aus der Erneuerung des alten Bestandsbriefes — nach 9 Jahren — am 13. 8. 1783 hervor. In diesem neuen Brief sind als Beständer genannt:

Daniel König, Johannes König, Maria Krämer, Caspar Meyers Witwe, Philipp Siebenschuh und Joseph Herb ²⁴⁾.

Fast alle waren miteinander verwandt.

Als Mitbeständer sind genannt Raimund Scherzinger, der von Maria Caspar Meyers Witwe $\frac{1}{3}$ Teil abkaufte. Johann Dietrich König. Er kaufte von Philipp Siebenschuh $\frac{1}{6}$ Anteil.

In späterer Zeit kam noch ein gewisser Schaum hinzu, nachdem dann die Hütte mehrere Jahrzehnte hindurch den Namen Glashütte von Schaum, Herb und Cons. führte.

In den unruhigen Jahren um die Jahrhundertwende, zur Zeit der Französischen Revolution, stellte die Gesellschaft den Betrieb ein und nahm ihn im Anfang des 19. Jahrhunderts wieder auf. Nach dem Zweiten Pariser

Frieden setzten die Inhaber ihre Hütte wieder in Betrieb. Wie auch die anderen Hütten, so mußte auch sie jetzt die neuen preußischen Verfügungen beachten. U. a. erließ die preußische Bergwerkskommission Saarbrücken eine Bekanntmachung, wonach sämtliche Kohlenbegünstigungspreise vom 1. Januar 1816 ab wegfallen sollten. Darauf wandten sich die Inhaber der Gersweilerer Hütte in einem Immediatgesuch²⁵⁾ an den preußischen König. Durch allerhöchste Kabinettsordre vom 9. 4. 1816 erhielten sie die Erlaubnis zum weiteren Bezug der Kohlen zum Preise von 10 Mark pro Fuder. Wenige Jahre später kamen neue Verfügungen der Regierung bezüglich der Kohlenpreise.

In diese Zeit fällt eine ganze Anzahl von Glashütten-Neugründungen. Damit mußte ein schwerer Konkurrenzkampf entstehen, der sich auch für die Gersweilerer Hütte bald bemerkbar machte, insbesondere durch das Fehlen eines Bahnanschlusses und der damit verbundenen ungünstigen Verkehrsverhältnisse. Die Hütte erreichte später, durch allerhöchste Kabinettsordre, einen Rabatt von 25 Prozent auf den Kohlen-Taxpreis.

Die schlimmen Jahre gingen vorüber, und langsam hob sich der Absatz wieder. Bald konnte man von einem flotten Geschäft sprechen. Durch die guten Umsätze sah sich die Hüttenleitung veranlaßt, im Jahre 1829 einen weiteren Ofen einzubauen. Zu dessen Betrieb erhielt die Hütte weitere 5 Fuder Steinkohlen pro Jahr, außerdem 20 Prozent auf den üblichen Taxpreis. (1 Fuder = 30 Ctr.)

Im Jahre 1840 hatte Gersweiler 3 Flaschenglashütten:

1. Die Gersweilerer Hütte, in der unteren Hüttenstraße;
2. die Glashütte Sofienthal, deren Bauten die spätere Steingutfabrik innehatte, am Hirschenberg;
3. die Krier-Herbsche Glashütte, an der Saar, unterhalb der heutigen Burbacher Brücke, dazu mag
4. die Uhrenglashütte, im Hause hinter dem Bürgermeisteramt, noch genannt werden.

Durch den Weinanbau hatten die Gersweiler Flaschenglashütten eine gewisse Berechtigung, wenn auch die Hauptabsatzgebiete außerhalb des Domizils lagen. Als Liefergebiete galten: das Saarland und die Gegenden längs der Saar, der Mosel und des Rheins. Die Hütten brachten ihre Erzeugnisse in Kisten nach Saarbrücken an die bekannte Ladestelle der Saarbrücker Kranengesellschaft. Von hier ab ließen die Firmen ihre Waren mit dem Schiff oder einem Floß weiterbefördern.

Es ist auch bekannt, daß sich böhmische Hausierer bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in unserer Gegend niederließen und den Glas-handel mit forcierten.

Sehr interessant ist ein Verzeichnis der Quierschieder Glashütte vom Jahre 1829/33. Sie hatte ihre Hauptabnehmer in folgenden Städten: Münster, Köln, Mülheim, Koblenz, Andernach, Krefeld, Karlsruhe, Speyer, Halle und Bremen. Gelegentlich gingen auch Transporte nach Königsberg. Es ist anzunehmen, daß auch die Gersweilerer Hütte so weit verzweigte Absatzgebiete hatte.

Lauer schreibt: „Durch den eigenartigen geschichtlichen Werdegang der Saar-Glasindustrie zeichnete sich der Glasmacher besonders durch ein stark ausgeprägtes Standesbewußtsein aus, das er von seinen Urvätern und Vätern ererbte. Streng hielt jede Generation an der Tradition fest, so daß

nur die Söhne von Glasmachern dieses Handwerk erlernen konnten.“ Wenn wir von der Arbeit der Glasmacher wissen, daß sie sehr schwer ist und der Glasbläserberuf zu den anstrengendsten überhaupt gehört, muß man sich wundern, daß diese Familientradition, Glasmacher zu werden, beibehalten blieb. Gerade dadurch konnte sich ein routinierter Arbeiterstamm heranbilden, der es mit der Zeit durch besondere Geschicklichkeit in diesem Handwerk zu reiner Kunst brachte. Die Fenner Glashütte mit ihren 500 Belegschaftsmitgliedern beschäftigte 38 Leute mit dem Namen Siegwart, die fast alle miteinander verwandt waren.

Der Glasmacher verweigerte jedem Fremden die Kenntnisse des Handwerks. Es kam soweit, daß es einem Gehilfen verboten war, auch nur versuchsweise einen Gegenstand zu blasen, wurde er dabei überrascht, schlug man ihm die Pfeife aus der Hand. (n. Lauer)

Von Interesse ist es noch zu erfahren, wie hoch sich die Löhne der Glasarbeiter stellten. Sie verdienten um 1860 jährlich

als Glasmacher und Glasbläser	220 Thaler,
als Glasstreckler	150 Thaler,
als Schürer, Hafenmacher und Glasschneider	120 Thaler.

Obwohl die Beträge mit unseren heutigen Löhnen nicht vergleichbar sind, erscheinen sie doch gering. Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn häufig Protokolle für Holzdiebstähle von Glasmachern in den alten Akten verzeichnet sind ²⁶⁾.

Für das Jahr 1861 liegen uns folgende Beschäftigungszahlen der Gersweilerer Glashütte Andr. Herb vor. Die Arbeiterzahl betrug:

Gersweilerer Hütte	Zum Vergleich: Fenner Hütte (Raspiller)	
Männliche Arbeiter	67	104
Weibliche Arbeiter	20	11
Öfen	2	3
Häfen	18	24
Stühle in der Schleiferei	8	7 ²⁷⁾

Im Sommer des Jahres 1854 fand in Trier eine Kunst- und Gewerbeausstellung statt, die auch von der Gersweilerer Glashütte beschickt war. A. u. G. Herb, Glasfabrikanten in Gersweiler, erhielten für ausgestellte Glasflaschen die eherne Medaille ²⁸⁾.

Im Laufe der Jahre hatte sich das saarländische Eisenbahnnetz ausgebreitet. Gersweiler blieb damals jedoch ohne Bahnanschluß, zum größten Nachteil der Wirtschaftsbetriebe. Die Inhaber der Hütte dachten an einen Wechsel des Domizils, an eine Bahnlinie, der aber aus finanziellen Gründen nicht folgen konnte. Infolgedessen unterbot die Konkurrenz durch ihre billigen Frachten die bestehenden Verkaufspreise. Damit war die Konkurrenzfähigkeit des Gersweiler Betriebs in Frage gestellt.

Aus diesem Grunde baute die Gemeinde im Jahre 1863 die Straße als Zugang zur Hütte mit einem Kostenaufwand von 500 Talern aus. Doch drei Jahre später, im Jahre 1866, legten die Beständer ihre Hütte still.

Auf dieser neuen Straße spielte sich der Hauptverkehr des Dorfes in damaliger Zeit ab. Sie war lange Jahre die Geschäftsstraße des Dorfes. Der untere Teil der sehr verbreiterten Straße, etwa vor dem Hause Erbach, galt als Marktplatz.

Die Glashütte gab dem Dorf einen gewissen wirtschaftlichen Aufschwung; und die Kohlengrube dort in der Nähe, die damals zu den größten des Saar-

landes zählte, sorgte mit, den Ort zu einer gewissen Blüte zu bringen. Gersweiler zählte 1870 = 2 107 Einwohner.

Doch längst steht und raucht kein Schornstein dieser ehemaligen Hütte mehr, auch die Grube Gersweiler wurde 1880 totgefahren. Die Berg- und Hüttenleute sind verschwunden, und niemand mehr kann uns genaue Auskunft über die alten Betriebe geben. Doch seit Generationen heißt dieser Ortsteil immer noch „Uff dr Hitt“.

Miszellen zu vorstehender Arbeit:

Im Laufe der Jahre hat Verf. gelegentlich Namen von in Gersweiler wohnenden Glasmachern notiert:

Burgund Ludwig, Glasgravierer und
Burgund Stefan, Glasschleifer
Blaser Anton, Glasmacher
Gräsel Gg. Martin, Glasmacher
Herb Andreas, Glasmacher
Herb Georg, Glasmacher
Herb Johann, Glasmacher
Herb Joh. Georg, Glasmacher
Herb Joh. Jos., Glasmacher
Herb Ludwig, Glasmacher
König Jakob, Glasmacher
König Georg, Glasmacher
König Johann, Glasmacher
König Joh. Dietrich, Glasmacher
König Daniel, Glasmacher
Krämer M., Glasmacher
Langguth Georg, Glasmacher
Liebling Gerhard, Glasmacher
Mathieu Johann, Glasmacher
Melling, Glasmacher
Renn Nikol., Glasmacher
Renn Jakob, Glasmacher
Schmidt Georg, Glasmacher
Schaum Georg, Glasmacher
Scherzinger Raim., Glasmacher
Schreyer Christine
Siegwart Christian, Glasmacher,
Weber, Glasmacher
Schumann Theobald, Schürer

Das Saarbrücker Intelligenz-Blatt vom 5. 3. 1855 berichtet: Die Witwe des Glasfabrikanten Georg Herb versteigert: Mobilar, Pferde, Kühe und Schweine.

Aus obigem geht hervor, daß die Glashüttenbeständer außerdem Landwirtschaft trieben. Auch die noch vorhandenen Häuser der Glashüttenbesitzer zeigen ein bäuerliches Niveau (Scheunenanbau).

Als maßgebende Glashüttenleute galten die Familien Herb. Ein verkürzter Auszug des Stammbaumes wird daher interessieren:

Auszug aus dem Stammbaum des alten Glasmacher-Geschlechts Herb

Namen	verheiratet mit	Kinder- zahl	Vornamen der Kinder
Joh. Christof Herb † 1716 Wollheim	Greiner Magdalena x 1698, † 1725 Wollheim		
Joseph Herb * 1710 † 1740	Rückher Anna Maria x 1734 Konstein		
Joh. Jos. Herb Glasmacher * 16. 2. 1737	Scherzinger Felicitas Knobelwald/Schwarzwald Eheschließ. in Forbach 7. 8. 1764	8	Joh. Georg, Kath., Anna Maria, An- dreas, Elisabeth, Maria, Barbara, Joh. Jos., Jakob
Johann Georg Herb * 1765 in Gersweiler	Mathieu Dorothea	4	Peter, Johannes, Christine, Elis.
Peter Herb † 1842	Magdalene Henne	1	August
August Herb * 31. 10. 1830 in Gersweiler † 7. 7. 1887 Krughütte	Maria Colling * 22. 7. 1836 † 10. 10. 1898 Krughütte	7	Heinr., August, Jak., Lina, Dorothea, Luise, Maria
Heinr. Herb, Bergrat * 19. 9. 1862, Krughütte † 25. 4. 1936, Saarbr.	König Marg. * 3. 6. 1864 Krughütte † 28. 11. 1941 Saarbrücken	6	Klara, Heinr., Richard, Maria, Wilhelm, August

Die Seitenlinie Andreas Herb, Sohn von Johann Joseph Herb-Scherzinger, ist noch zu beachten:

Andreas Herb * 31. 12. 1772 † 19. 11. 1838	Laurentiaux Anna Maria x 20. 6. 1796 in zweiter Ehe mit: Katharina Briam	2	Johann Georg, Katharina
Johann Georg Herb * 7. 6. 1797 † 23. 6. 1851	Elisabeth Herb * 8. 3. 1798 † 2. 7. 1889	11	Andreas, Louis und 9 Töchter. Töchter waren verheiratet mit Stiff, Korn, Fre- mont, Hegner und Krier. Letzterer war Inhaber der Krier-Herbschen Glashütte
Andreas Herb * 24. 6. 1823 † 5. 5. 1904	Berger Franziska aus Pirmasens	3	Adolf, Fabrikant in Wien, Gustav, Reichsgerichtsrat, Passau, Maria, ver- ehel. Diehl, Wien, † 1920

Zeichenerklärung:

* geboren, x verheiratet, † gestorben

Bestandsbrief der Gersweiler Glashütte vom 8. 2. 1775

Wir zur Fürstlich Nassau-Saarbrückischen Rentkammer verordnete Preesi-
dent, Director und Räthe urkunden und bekennen hiermit:

Nachdem Philipp Siebensschuh, Heinrich Anton Müller und Frantz Martin
sämtlich Gemeindsleut zu Gersweiler, um die Erlaubniß eine Bouteillen-
Hütte daselbst errichten und betreiben zu dürfen, geziemend angestanden;
was maßen unter serenissimi Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster Appro-

bation dießerhalb mit denen Imploranten folgende Übereinkunft getroffen worden, daß nemlich

1. denenselben zugestanden seyn soll, eine Glashütte, worinn jedoch nichts als Bouteillen fabriciert werden dürfen, auf dem Gersweiler Bann auf eigene Kosten zu erbauen und von der Zeit an als solche in Gang kommen wird, Neun Jahre lang nach Gutfinden zu betreiben.
 2. Sollen die bey dieser Hütte angestellt werdende Arbeiter, die auf andern Werken hiesiger Grafschaft bisher gewöhnliche Freyheiten ebenergestalt zu genießen haben und
 3. denen Beständern der Mitaufkauf der Asche in hiesigen Landen, wo solche nicht wirklich verpachtet ist, verwilligt seyn.
 4. Wird denenselben erlaubt, Wirtschaft mit Wein, Bier und Brandewein und zwar ohne Acquirirung der Schildgerechtigkeit bei der Glaßhütte zu treiben, jedoch nicht anders, als daß von dem verzapfenden Getränk die gewöhnliche Abgaben an die Behörde entrichtet — und die der wirtschaftshalben vorliegenden oder noch ergehende Verordnungen genauest beobachtet werden, wie dann auch
 5. die Beständer die zu dem Werk erforderliche Kohlen in hiesigen Landen zu nehmen — und jedesmalen in dem laufenden Preiß zu bezahlen, weniger nicht
 6. von denen außer Land gebracht werdenden Bouteillen den gewöhnlichen Zoll zu entrichten haben.
 7. Versprechen dieselbe ausserdem annoch von der Zeit an, als das Werk in den Gang kommen wird, alljährlich auf Martini an hiesige Rentey einen Pacht von Zwanzig Gulden zu entrichten, auch die Verordnete Armenhauß-Tax-Stempel und andere Gelder vor gegenwärtigen Concessionsbrief zu erlegen; mit dem Vorbehalt jedoch, dass woferne die gedachte Glashütte vor Ablauf der neun Concessionsjahre eingehen sollte, sie den Pacht nur von der Zeit des wirklichen Betriebs des Werks abzuführen schuldig seyn sollen, und haben sich obengenannte Beständer wegen Festhaltung und Erfüllung dießes Contracts in solidum verbürget.
- Zu dessen Urkund ist gegenwärtiger Concessionsbrief in duplo ausgefertigt — das eine mit der gewöhnlichen Rentkammer-Unterschrift und kleinern Insiegel versehene Exemplar denen Beständern behändigt — das andere von ihnen unterschrieben aber bey denen Acten zurück behalten worden.

Saarbrücken, den 8. February 1775.

gez. Johan Fiellieb Siebenschug

Henrich Anthon Müller

Hand-

Frantz M Martin

zeichen

Nach Resol. Smi. vom 14. September ist Joseph Herb von Gersweiler zum Mitbeständer der dasigen Glaßhütte gnädigst angenommen.

b) Die Glashütte „Sofienthal in Gersweiler

Nach dem Zweiten Pariser Frieden, als die ganze deutsche Wirtschaft sich auf die derzeitigen Verhältnisse umgestellt hatte, gelangte die Saarglasindustrie zu einer gewissen Prosperität. In diese Zeit, etwa nach 1825, erfolgte eine Anzahl von Glashütten-Neugründungen. Jetzt glaubte auch der Bergmeister Johann Heinrich Schmidt aus Saarbrücken eine Glashütte

eröffnen zu können²⁹). Zu diesem Zweck versuchte er größere Flächen arrondierten Landes zu kaufen, was sein Vorhaben in die Länge zog. Erst 1837 gelang es ihm, am Osteingang Gersweilers Ländereien zu erwerben. (Hier baute er auf dem Gelände der jetzigen Langhammerschen Maschinenfabrik die Glashütte „Sofienthal“.) In sein Tagebuch schrieb er im Jahre 1839: „Fabrik angelaufen.“ Die Kgl. Regierung in Trier genehmigte die Anlage und Eröffnung am 19. Juni 1838. Die Hütte stellte nur Flaschen und Trinkgläser her. Zwei Öfen, ein belgischer und ein englischer Mantelofen, standen zur Verfügung. Ein weiterer Ofen mit 10 Häfen nahm Schmidt im September gleichen Jahres in Betrieb. Der runde, plumpe, einem Zuckerhut ähnliche Schornstein gab der Hütte, ja dem Dorf, ein eigenartiges Gepräge. Er galt in diesen und späteren Jahren als Wahrzeichen Gersweilers.

In einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1922 wurde das Bauwerk schwer beschädigt. Der neue Besitzer mußte den umfangreichen Schornsteinbau niederlegen lassen. Dieser hohe Schornstein stand hinter dem Haupteingang, zu dem von der Hauptstraße her eine Brücke führte.

Bergmeister Schmidt, der Erbauer, gab seiner neuen Hütte den Namen „Sofienthal“, so genannt nach dem Vornamen seiner Frau Sofie (geb. Karcher).

Durch die vielen Neugründungen von Glashütten entstand bald eine Überproduktion. Es ergaben sich dadurch große Absatzschwierigkeiten, deren Folgen sich auf die gesamte Glasindustrie auswirkten. Schmidt machte weiterhin Versuche, schöneres Weißglas in besseren Weißglasöfen zu erzielen. Leider hatte er damit keinen Erfolg. Alsdann schränkte er die Produktion ein und gab sie später ganz auf.

Im Jahre 1845 baute Schmidt die Glashütte in eine Steingutfabrik um. Von nun an war der Glashüttenbetrieb vergessen, nur das Schmelzhaus behielt bis in die Neuzeit diesen Namen, als letztes Andenken an die Glashütte.

c) Die Krier-Herbsche Glashütte in Gersweiler

Als sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Hochkonjunktur in Glas anbahnte, vergrößerten diverse Hütten in der Umgegend ihre Betriebe durch die Anlage neuer Öfen. Auch die Gersweilerer Hütte befand sich in der Ausweitung³⁰). Zu den in dieser Zeit neu gegründeten Hütten gehörte auch die Krier-Herbsche Glashütte in Gersweiler.

Eine der 9 Töchter des Glasmachers Johann Georg Herb, geboren am 7. 6. 1797, heiratete einen Mann namens Krier³¹). Er erstellte ein kleines Wohnhaus und daneben einen größeren Bau dicht an der Saar, etwa in Höhe des Herrenhauses Schmidt, des Steingutfabrikbesitzers. Die Eheleute hatten die Örtlichkeit schlecht ausgesucht. An dieser Stelle führte zwar am Saarufer entlang die vom Heuweg herkommende Hauptstraße nach Saarbrücken, jedoch wurden die beiden Häuser bei Hochwasser so umspült, daß es dann nur mit Hilfe eines Kahnes möglich war, die Fahrstraße nach Gersweiler zu erreichen. Als dann beim Bau der Schmidtschen Glashütte die nach Saarbrücken führende Hauptstraße in ihre heutige Bahn verlegt wurde, gerieten die Krierschen Gebäude in eine etwas abseitige Lage. Die Wegstrecke zwischen dem Heuweg und der Schmidtschen Fabrik nannte man nach der Verlegung der Straße „die neu' Welt“.

Die Krier-Herbsche Hütte stellte nur Flaschen her und hatte dazu einen Hafenofen in Betrieb.

In den später einsetzenden Krisen Jahren mußte auch diese Hütte ihre Pforten schließen. Dies geschah im Jahre 1866. Bald boten die Besitzer die beiden Häuser zum Kauf an. Bergmeister Schmidt Erben, die Besitzer der Steingutfabrik, übernahmen die stillgelegte Hütte, die sie zu Wohnungen für einige Arbeiter ihrer Fabrik umbauten.

In den etwas vernachlässigten Bauten nisteten eine Zeitlang Eulen, wodurch der Volksmund den beiden Gebäuden den Namen Eulenburg gab.

Beim Bahnbau Saarbrücken—Großrosseln, um 1904, standen die Häuser in der Fluchtlinie und mußten entfernt werden. Die Erben Schmidt verkauften sie dem Bauunternehmer P. Goergen, Gersweiler, auf Abbruch. Das anfallende Material verwendete dieser zum Bau der Wohnhäuser östlich der heutigen Sauerstoff-Fabrik am Engenberg.

d) Die Uhren-Glasfabrik Mohr in Gersweiler

Im Jahre 1862 bot der Besitzer Raven in Gersweiler das heutige Rathaus, damals ein Bauernhaus, gleich oberhalb der evangl. Kirche, der Gemeinde Gersweiler für 3 000 Mark zum Kauf an. Die Gemeinde schlug das Angebot zu ihrem Schaden aus.

Der Kaufmann Mohr aus Köln erwarb dieses Haus und kaufte gleichzeitig das kleinere, dahinter liegende — in den letzten Jahren Traub gehörende — Haus. In letzterem eröffnete Mohr eine Uhrenglasfabrik. Das dazu benötigte Glas soll die Gersweilerer Hütte geliefert haben. Die Manufaktur konnte sich nur kurze Zeit halten. Als 1866 die Gersweilerer Glashütte ihre Pforten schloß, stellte auch die Uhrenglasfabrik ihren kleinen Betrieb ein. Mit diesen vier genannten Glashütten, besonders mit der „Gersweilerer“ Hütte, waren die Gersweiler Bürger sehr verbunden.

Alle Betriebe gehören längst der Vergangenheit an. Die Neuzeit ließ weitere Industrien entstehen, und die jetzigen Generationen gehen anderen Verdiensten nach ³²⁾.

Abb. 13

Anmerkungen:

- 1) Schmidt T.: Artikel in SVZ. vom 29. 11. 1955: Verschwundene Weinbaugemarkungen a. d. Saar.
- 2) K. Büch, Gersweiler, geb. 1832, machte diese Angabe.
- 3) Walter Lauer: Die Glasindustrie im Saargebiet, Druck von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, 1922, Seite 200.
- 4) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 22, Nr. 2645, Seite 3 u. 4, Bestandsbrief vom 8. 2. 1775.
- 5) Akten der Bürgermeisterei Gersweiler von 1822 und Familienüberlieferungen K. Büch, Gersweiler.
- 6) wie zuvor; auch die Familien, die neuerdings ihren Namen mit ue, also Buech, schreiben, gehören dazu.
- 7) Dieter Heinz: Zweibrücker Glockengießer im Saargebiet, in: Sonderausgabe der Westpfälzischen Geschichtsblätter zur 600-Jahrfeier der Stadt Zweibrücken 1952.
Derselbe: Glockengießer im barocken Saarbrücken des 18. Jahrhunderts, in: Die Schule, Heft 10/1953, Minerva-Verlag, Saarbrücken.
Derselbe: Auf den Spuren der Glockengießerei aus Saarbrückens Barockzeit, Ausgrabungsbericht über den alten Gießofen in der Forbacher Straße 6-8, in: Die Kulturgemeinde, Heft 2/1954, St. Ingbert 1954.
Derselbe: Zweibrücker Glockengießer der Barockzeit, in: Das barocke Zweibrücken und seine Meister, herausgegeben von Karl Lohmeyer und Julius Dahl, Zweibrücken 1955 und 1957.
Carl Büch: Die evangelische Kirche in Gersweiler und ihr Meister Joh. Jakob Lautemann, in: Die Schule, Heft 4/1956, Minerva-Verlag Saarbrücken.

Nach einer mündlichen Überlieferung von Frl. Remo, Gersweiler, gehörte dem Meier Müller das heute noch vorhandene große Bauernhaus Weber mit der jetzt eingestürzten Scheune „An der Meierei“.

Auch sollen sich im Besitz der Familie Jakob Knobloch, Freiburg i. Br., noch Familienpapiere über dieses Anwesen befinden.

- 8) Sand entnahm die Hütte in der Sandkaul an der Grenze bei Schöneck., lt. Mitteilung von Wilhelm Herrmann, Gersweiler.
- 9) Lauer: s. o., Seite 6.
- 10) Hiegel: Saarbrücker Hefte 6/1957, Seite 35.
- 11) Hiegel: Die Schule XXXII, Seite 217, Artikel: Die Glas- und Kristallindustrie im Bitscher Land und um die obere Saar.
- 12) Alter Gersweiler Laufbrunnen. (Humes = Laufwasser oder Wasserriß). Er befand sich nördlich, unterhalb der mittleren Brunnenstraße. Zum Schaden der Glashütte versiegt der Brunnen im April 1873, infolge eines darunter führenden Kohlenstollens der Gersweiler Grube. Er blieb bis 1875 ganz trocken und führte von da ab nur wenig Wasser.
Siehe auch Carl Büch in Saarbrücker Hefte Nr. 20, Seite 123. Die Glashütte-Beständer zahlten für die Benutzung des Humeser Brunnengrabens an die Gemeinde eine Entschädigung von 1 fl. pro Jahr und Person.
- 13) C. Büch: Saarbrücker Hefte 19, Seite 81. Die Gersweiler Kohlengruben im 18. u. 19. Jahrh.
- 14) C. Büch: Saarbrücker Hefte 20, Seite 123. Die Gersweiler Steingutfabrik 1846–1901.
- 15) Staatsarchiv Koblenz Abt. 22 Nr. 2645, Seite 3 u. 4.
- 16) Lauer: s. o. Die Glasindustrie im Saargebiet, Seite 73.
- 17) Lauer: s. o. Die Glasindustrie im Saargebiet, Seite 74.
- 18) Lauer: s. o. Die Glasindustrie im Saargebiet, Seite 76.
- 19) C. Büch: Saarbrücker Hefte 19, Seite 71
- 20) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 22 Nr. 2645. Die Namen der 11 Gemeindeleute sind: Gerichtsmann Joh. Meyer, Johann Deobald, Peter Mattige, Johannes Becker, Christ. Mathie, Fielliebs Diesinger, Nic. Köhl, Peter Klein, Nik. Mattge, David Schad und Kläs Mattge.
- 21) Carl Büch: Die Schule Nr. XLVII/1957, Seite 47.
- 22) Lt. Angabe von Mathieu, Gersweiler, Kirchenstraße.
- 23) Lt. Angabe von Fritz Ries, Gersweiler, der gegenüber wohnte.
- 24) Eines dieser erwähnten Weingläser ist im Besitz des Verf.
- 25) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 22, Nr. 2645, Seite 11–13.
- 26) Immediatgesuch = Gesuch ohne Einhaltung des Dienstweges, zur unmittelbaren Entscheidung, an die oberste Instanz gerichtet.
- 27) Lt. Rechn.-Belägen der Bürgermeisterei Gersweiler 1822.
- 28) Statistische Darstellung des Kreises Saarbrücken 1859–1861, Hintzsche Buchdruckerei St. Johann 1862.
- 29) Saarbrücker Zeitung vom 9. 11. 1954, Goldene Ausstellungsmedaillen für den Kreis Saarbrücken.
- 30) Carl Büch: Saarbrücker Hefte Nr. 20, Die Gersweiler Steingutfabrik 1846–1901.
- 31) Die Gersweiler Hütte baute 1829 einen weiteren Ofen ein.
- 32) Laut Stammbaum der Familie Herb.
Herr Direktor Rich. Herb, Saarbrücken, stellte dem Verf. den Stammbaum Herb freundlicherweise zur Verfügung, wofür ihm hiermit bestens gedankt sei.
- 33) Manuskript Früh, Gersweiler, Seite 41.



HEIMAT IN ZERSTÖRTER UND GEWANDELTEN STADT

Städtebauliche Betrachtungen über die Baudenkmalpflege

*„Erst durch die Geschichte wird ein Volk
sich seiner vollständig bewußt.“*

Schopenhauer

Der letzte Krieg bewegt auch heute noch — nach mehr als 20 Jahren — unsere Herzen. Manches scheint zwar aus unserer Erinnerung getilgt, aber auf einmal wird irgendwie der Schleier des Vergessens gehoben, und die Dinge stehen wieder schrecklich und grauenhaft vor uns. Wir wollen eigentlich nicht mehr daran denken und nichts davon hören, und doch muß das sein, um unserer selbst willen. Es ist oft so, als hätten wir allzu sehr vergessen, als würden unsere Forderungen an das Leben, an die Gemeinde und an den Staat über Gebühr gesteigert. Eine verständliche Reaktion auf die Jahre der Unfreiheit und des Leidens. Sie ist aber bedrohlich, ja sogar gefährlich, weil dadurch die Maßstäbe, welche unser Leben im Rahmen der Völker Europas bestimmen, verlorengehen.

Glaube, Familie, Beruf, persönliche Neigungen wirken verschieden mächtig auf jeden einzelnen ein. Gemeinsam ist aber wohl allen Menschen das Heimatgefühl.

Denken wir daran zurück, als wir von den Schlachtfeldern Europas, aus Gefangenschaft oder Evakuierung nach Hause kamen und unsere Städte in Schutt und Trümmer lagen. Viele von uns glaubten nicht, daß aus diesen Schuttwüsten wieder einmal eine Heimat werden könnte. Uns bewegte die Trauer um viele geliebte Menschen, die der Krieg von uns gefordert hatte.

Abb. 14 u. 15 Uns bewegte aber auch tiefe Trauer beim Anblick der Ruinenfelder, in die unsere Straßen und Plätze verwandelt waren, und über den Verlust von vielen schönen Bauten, welche der Ausdruck einer oft stolzen Geschichte unserer Städte gewesen sind. Aber das Leben ging weiter. Die Zuhausegebliebenen, die Wiedezurückgekommenen und die Flüchtlinge richteten sich so gut es ging in den zerbombten, ausgebrannten und beschädigten Häusern ein. Auf den Ruinen sproß frisches Grün, und unsere Kinder spielten unbelastet von dem vorangegangenen Grauen in den Trümmergrundstücken.

Saarbrücken hatte durch den Krieg nahezu 70 bis 80 Prozent aller Wohnungen verloren. Deshalb mußte zuerst selbstverständlich wie überall für Wohnungen gesorgt werden. Aber eine Stadt ist ein vielschichtiges Gebilde mit mannigfaltigen Funktionen. Die wesentlichsten sind Wohnen — Arbeiten — Erholen — Versorgung. Dazu kam noch, daß Saarbrücken einem größeren Wandel unterworfen war als andere Städte. Vor dem Krieg ein Einkaufszentrum und eine Industrie- und Gewerbestadt, wurde sie nun auch Landeshauptstadt und Universitätsstadt. Die Messe trug zur Prägung eines neuen Stadtbildes bei. Auch hier stellte sich gleich die Frage, ob Wiederherstellung des Alten und Verwendung der Reste des Vergangenen oder ob Gestaltung einer völlig neuen Stadt. Exponent der letzteren Richtung war der damals in Saarbrücken wirkende Stadtplaner Pinguison. Seine Pläne erwie-

sen sich als nicht durchführbar, wenngleich manche seiner Gedanken sicherlich gute Beiträge für die Neugestaltung gewesen sind. Es zeigte sich überall in Deutschland, daß es nicht genügte, eine funktionsgerechte und verkehrsgerechte Stadt zu bauen, sondern daß die bestimmte Eigenart jeder Stadt ihren Bewohnern erst das Heimatgefühl gibt. Nach und nach wuchs die Erkenntnis, daß eine Stadt nicht nur städtebaulichen Theorien, soziologischen und wirtschaftlichen Überlegungen, industriellen, kommerziellen, geographischen und kulturellen Bedingungen entsprechen mußte, sondern daß jede alte Stadt eine Form und einen Inhalt hat, wie sie keine andere besitzt, ein Eigenleben, dessen sich ihre Bürger freuen, an dem sie innigen Anteil nehmen, das sie lieben und das ihnen Heimat bedeutet.

Gerade in der letzten Zeit wurden solche Erkenntnisse durch das Buch der Amerikanerin Jane Jacobs „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“, durch die Gedankengänge der Professoren Hans Paul Bahrdt und Alexander Mitscherlich und durch andere vielleicht als bewußte Reaktion auf die Ideologien des heutigen Städtebaues besonders unterstrichen.

Die Problemstellung der Neuordnung in Saarbrücken ist kurz gefaßt folgende:

Eine Stadt zu planen mit einer möglichen Steigerung der Einwohnerzahl auf 180 000 bis maximal 200 000, eine Landeshauptstadt, eine Universitätsstadt, eine Stadt der Begegnung mit dem französischen Nachbarn. Es ist einem Verkehrsaufkommen gerecht zu werden, das im Jahre 1939 ungefähr 7 800 Kraftfahrzeuge betrug, jetzt 35 000 und das sich möglicherweise in wenigen Jahrzehnten noch verdoppeln wird.

Die Zahl der Arbeitsplätze mit 57 900 vor dem Krieg ist jetzt auf mehr als 110 000 angestiegen, sie hat sich also nahezu verdoppelt und wird in den kommenden Jahren noch weiter steigen.

Neue Schulen, Sport- und Spielplätze entstanden, das Theater wurde instandgesetzt, Saalbauten errichtet, Gast- und Lichtspielhäuser wurden geschaffen, für Alte und Kranke wird Sorge getragen. Die Zahl der Wohnungen hat sich von 38 000 auf ungefähr 47 000 erhöht, ohne daß dadurch die Zahl der Einwohner nennenswert gewachsen wäre, dadurch ist aber der Wohnkomfort entsprechend gestiegen. Die öffentlichen Grünanlagen, welche der Erholung der Bevölkerung dienen, wurden erweitert. Im Deutschmühlental entstand der Deutsch-Französische Garten. Der Ausbau des Weiherbachtals als große Grünfläche ist in Vorbereitung. Wir denken bereits an viele andere solcher Projekte. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, alles zu erwähnen, was zum Wohle unserer Bürger getan wurde.

Hier soll das Problem erörtert werden, wie diese neue Stadt trotzdem ihre besondere Note, ihre „Saarbrücker“ Eigenart zu bewahren imstande ist. Es soll gezeigt werden, wie es gelungen ist, die historische Substanz zu erhalten und welche Absichten für die Zukunft in dieser Hinsicht bestehen.



HISTORISCHER ÜBERBLICK

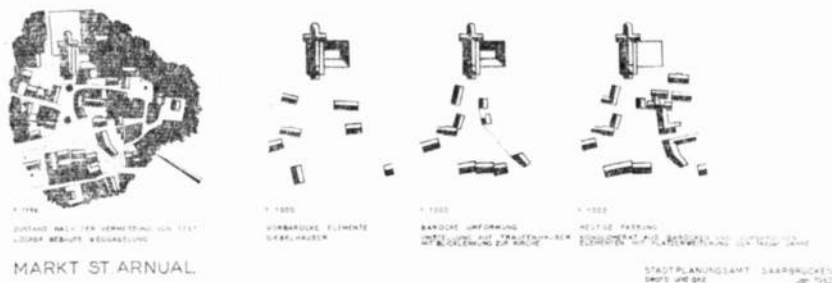
Als Grundlage der folgenden Betrachtungen sei ein gedrängter Überblick über die Geschichte unserer Stadt mit besonderen Hinweisen auf die bauliche Entwicklung gegeben, damit daraus das Gegenwärtige besser erkannt und auf Zukünftiges geschlossen werde.

Die folgenden Angaben wurden im wesentlichen den Werken von Albert Ruppertsberg „Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken“ und „Geschichte der Stadt Saarbrücken“ sowie dem Werk von Prof. Kloevekorn „Saarbrücken — Werden, Vergehen und Wiederauferstehen einer deutschen Grenzstadt“ entnommen.

Die ältesten Einwohner unserer Landschaft in der Stein- und Kupferzeit, welche Jagd, Fischfang und Viehzucht betrieben, sind nicht mehr genau feststellbar. In das Licht der geschichtlichen Forschung treten erstmals die Kelten ungefähr im 6. Jahrhundert v. Chr. ein. Ringwälle am Bartenberg und am Stiefel sowie der Stein bei Rentrisch und mannigfache Gräberfunde sind Zeugen aus dieser Zeit. Ebenso sind Fluß- und Gebirgsnamen, aber auch zahlreiche Orts- und Flurnamen keltischen Ursprungs. In unserer Gegend wohnte der Stamm der Mediomatriker, dessen Gebiet sich von der mittleren Mosel bis an den Rhein erstreckte. Nachher haben die Römer dieses Land erobert, besetzt und befestigt und mehr als vier Jahrhunderte beherrscht. Das Saarland gehörte zur Provinz Gallia-Belgica,

The geological map shows the Kainischberg area. A north arrow is located in the upper left. A scale bar indicates 0 to 1 km. The map features several geological units: a large area of 'Kainischberg' (represented by a pattern of small circles and triangles), a 'Naht Schaf-Jura' (represented by a pattern of small squares), and a 'Naht Biberach' (represented by a pattern of small circles). A 'Naht' (represented by a pattern of small circles) is also shown. Numbered points 1 through 6 are marked on the map. Point 1 is on the 'Naht' near the 'Naht Biberach'. Point 2 is on the 'Kainischberg'. Point 3 is on the 'Naht Biberach'. Point 4 is on the 'Kainischberg'. Point 5 is on the 'Naht Schaf-Jura'. Point 6 is on the 'Kainischberg' near the 'Naht Biberach'.

Die nächsten Jahrhunderte sind wissenschaftlich wenig erforscht, da sich nur spärliche Nachrichten erhalten haben. Im Raum des späteren St. Arnual befand sich der Königshof Merkingen. Die Entstehung des Stiftes und des Ortes St. Arnual sind bis heute nicht restlos geklärt. Der Ort wird erstmalig am Ende des 12. Jahrhunderts urkundlich erwähnt. Das Stiftssiegel stammt aus dem 13. Jahrhundert. Das Stift war reich und angesehen und galt als zweiter Sitz des Bischofs von Metz; die Stiftskirche von St. Arnual ist in zwei Bauperioden entstanden. Der Chorteil und das Querschiff wurden in der zweiten Hälfte des 13., der Turm und das Mittelschiff in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut.



104

Die Grafen von Saarbrücken waren zugleich auch Vogte des Stiftes. Sie herrschten in einer Burg, welche, wie es heißt, an der Stelle des heutigen Schlosses zum Schutze des Königshofes Sarabrucca angelegt wurde. Sie wird im Jahre 999 zum ersten Mal urkundlich erwähnt, als Kaiser Otto III. diese Burg der Metzzer Kirche schenkte. Diese Schenkung wurde nach verschiedenen Kämpfen von Kaiser Heinrich IV. am 3. April 1065 bestätigt. Die Bischöfe von Metz, welche nicht in der Lage waren, in diesen kriegerischen und unruhigen Zeiten ihre Besitzungen an der Saar selbst zu verwalten, gaben sie den Grafen des Saargaaues zu Lehen. Die Burg bestand aus einer Anzahl von Gebäuden: dem Herrenhaus, Gesinde- und Wirtschaftshäusern, der Burgkapelle und dem Turm. Damals schon stand in der Ortschaft St. Johann, die wahrscheinlich ursprünglich ein Fischerdorf war, eine Kapelle. Die Verbindung zwischen den beiden Ansiedlungen wurde durch ein Fährschiff hergestellt. Die alte römische Heerstraße, die Via regalis, hatte ihre Bedeutung behalten. Eine andere Straße, welche von Mailand über Straßburg nach Saarbrücken führte und sich über Trier in die Niederlande fortsetzte, hat im Mittelalter eine wachsende Bedeutung als Handelsstraße gewonnen. Saarbrücken lag also im Kreuzungspunkt zweier überörtlicher Straßenzüge. Das Geleitrecht übten die Grafen des Saargaaues aus. Ungefähr im Jahre 1220 entstand im Westen der Stadt eine Niederlassung des Deutsch-Ritterordens. Dem Orden war ein entsprechendes Gelände von dem Grafen Simon III. zur Verfügung gestellt worden. Er errichtete neben dem eigentlichen Ordenshaus Wirtschaftsgebäude und eine Kapelle, welche heute der älteste Saarbrücker Kirchenraum ist.



Lageplan des Deutschhauses
(heute Städt. Kinderheim):

- 1 Neubau mit altem Brunnen
- 2 Alter Brunnen zwischen Altbau und Kapelle
- 3 Altbau mit altem Kellergewölbe

(Zeichnung: Städt. Hochbauamt u. M. Klewitz)

Im Jahre 1321 stellte Graf Johann I. den beiden Gemeinden Saarbrücken und St. Johann einen Freiheitsbrief aus, in welchem die Rechte und Pflichten der Bürger festgelegt wurden, worunter eine beschränkte Selbstverwaltung, die niedere Gerichtsbarkeit sowie die Marktfreiheit fielen. Die beiden Ortschaften waren zu einer Stadtgemeinde zusammengefaßt. Diese Form der Verwaltung hat sich bis zum Jahre 1798 erhalten und wurde dann erst durch die französische Municipal-Verwaltung abgelöst. *Saarbrücken zählte in der Mitte des 15. Jahrhunderts 184 Haushaltungen mit 1000 bis 1200 Einwohnern, St. Johann etwas weniger.* Die alte Brücke über die Saar wurde im Jahre 1546 erbaut. Sie geht auf einen Aufenthalt Kaiser Karl V. zurück. Sie wurde 1784 durch ein Hochwasser stark zerstört und nicht in der ursprünglichen Form wieder aufgebaut. *Malstatt* wurde urkundlich zum ersten Mal im Jahre 960 genannt. Der Malstatter Bann reichte im Süden über die Saar, wobei auch das Deutsch-Ordenshaus eingeschlossen war, im Norden bis an den Steinbach und im Osten bis an den Sulzbach. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte erwarb Saarbrücken die Malstatter Besitzrechte auf dem linken Saarufer.

Aus alten Beschreibungen und Ausgrabungen vor dem 2. Weltkrieg kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Burg und der Ausdehnung der beiden Städte machen. Der Burgkomplex mit der Vorburg und den Häusern der Burgherren war klar von der übrigen Stadt abgetrennt und die Stadt von Mauern und Graben mit vier Pforten umschlossen. Der Marktplatz befand sich zuerst vor dem Westtor und später auf dem Schloßplatz. Der unmittelbare Kontakt mit dem Schloß war für die weitere Entwicklung Saarbrückens entscheidend. In St. Johann lag der Markt in der Stadtmitte, Stadtmauer und Graben sowie drei Tore bildeten den Schutz dieser Gemeinde, die im Jahr 1503 durch einen schweren Brand völlig zerstört wurde.



Stich v. Merian

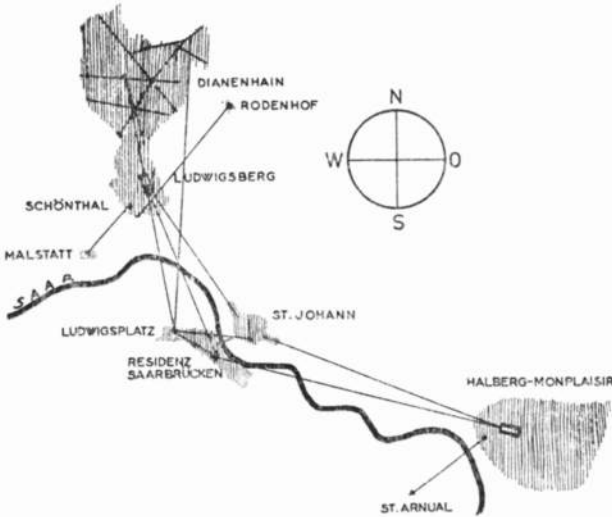
Das Renaissanceschloß wurde von dem Grafen Ludwig durch den Baumeister Heinrich Kempter von Vic erbaut und 1607 fertiggestellt. Von der mittelalterlichen Burganlage blieb nur wenig erhalten. Graf Ludwig ist auch der Begründer des Ludwig-Gymnasiums im Jahre 1604. Der große Schloßkomplex hat während des 30jährigen Krieges schwer gelitten. Die Verheerungen in diesem Krieg waren so enorm, daß nach einem Bericht des Saarbrücker Rentmeisters Klicker im Jahre 1635 in Saarbrücken und St. Johann zusammen noch 70 Menschen lebten. Stadtmauern, Tore und städtische Gebäude waren zerstört. Bis zum Jahre 1672 stieg die Einwohnerzahl Saarbrückens wieder auf 255. Die Stadt brannte im Reunionskrieg im Jahre 1677 bis auf sechs Häuser ab. Auch die Schloßkirche und das Rathaus wurden ein Raub der Flammen. Auf kurze Zeit, und zwar von 1680 bis 1697, wurden das Land an der Saar und die Stadt Saarbrücken der „Province de la Sarre“ eingegliedert. Auch im beginnenden 18. Jahrhundert hatten die beiden Städte durch Folgeerscheinungen des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714) zu leiden. Schloß und Rathaus wurden notdürftig wieder hergestellt. Graf Ludwig baute auf dem Halberg das Lustschloß „Mon plaisir“. Im Jahre 1728 übernahm die Usingische Linie des Hauses Nassau-Saarbrücken die Grafschaft, da Graf Friedrich Ludwig kinderlos gestorben war. Die Erblande wurden 1735 von der Fürstin-Witwe Charlotte-Amalie in zwei Teile geteilt. Die rechts des Rheins liegenden Nassauischen Länder erhielt der ältere Sohn, die linksrheinischen der jüngere, und zwar die Grafschaften Saarbrücken und Saarwerden,

die Herrschaften Ottweiler und Homburg, die Ämter Jüenheim und Wöllstein und die Kellerei Rosenthal. Nach dem Tod der Fürstin übernahm Fürst Wilhelm-Heinrich von 1741 bis 1768 die Herrschaft.



Fürstentum Nassau Saarbrücken

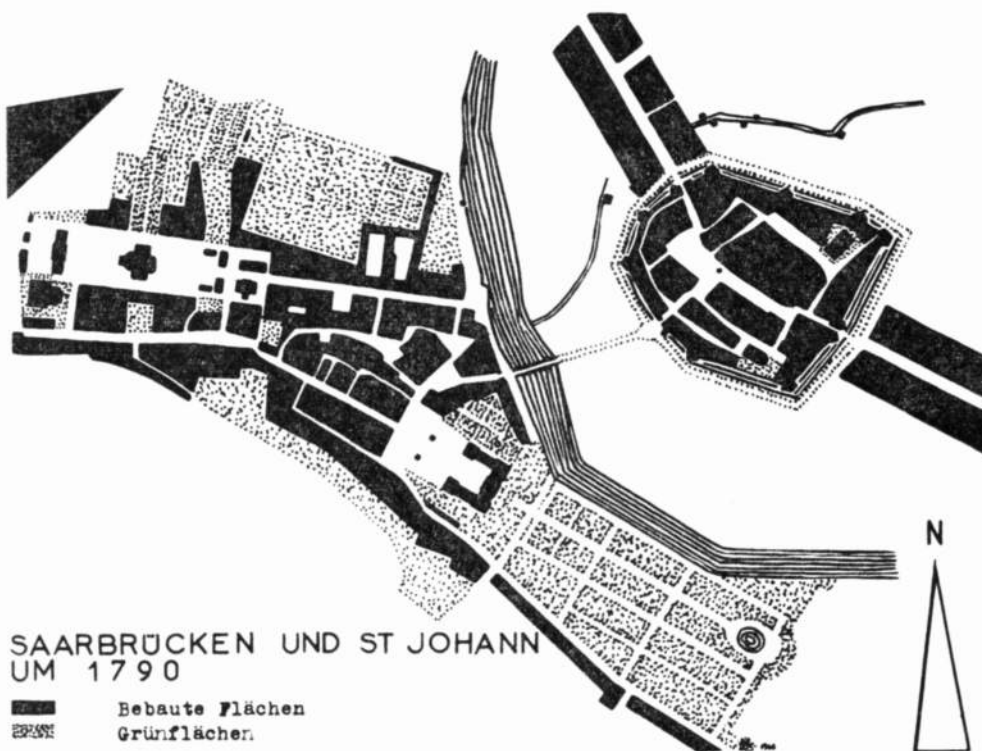
Skizze D. Heinz



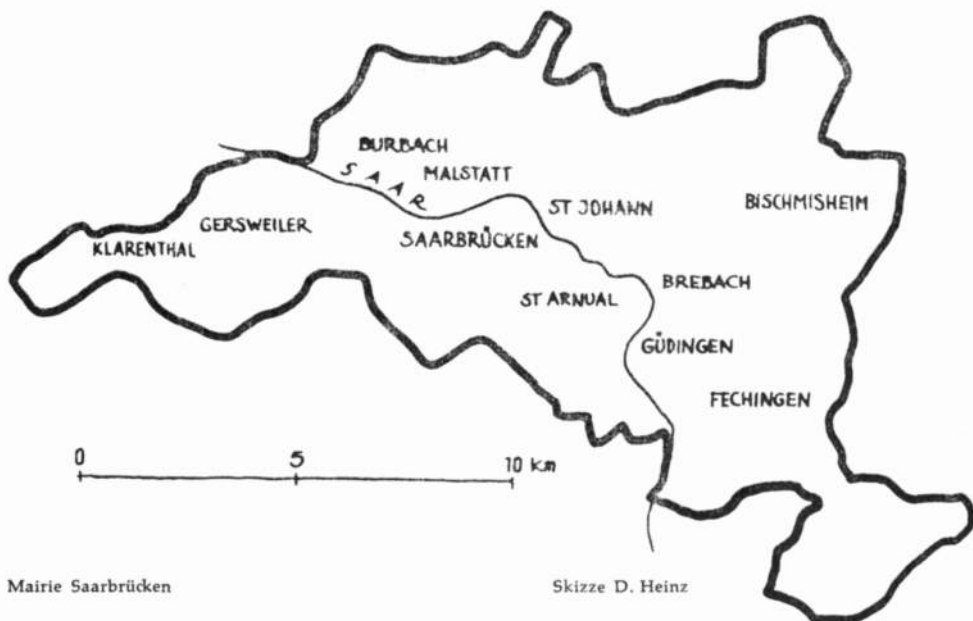
Die Blickpunkte im barocken Saarbrücken

Zeichnung D. Heinz

Bei seinem Regierungsantritt hatte Saarbrücken 126 und St. Johann 142 Häuser. Der kunstsinnige, aber auch wirtschaftlich sehr befähigte Fürst hat nicht nur eine Residenz geschaffen, die das Gesicht der Stadt bis heute nachhaltig bestimmt, sondern es ist ihm gelungen, der Wirtschaft und Industrie im Saarland neue Impulse zu geben. Mit seinem Generalbaudirektor F. J. Stengel erbaute er zuerst das Schloß (1739–1748), dann das Rathaus (1748–1750), die Friedenskirche (1743 bis 1762), die katholische Pfarrkirche St. Johann (1754–1763) und als letztes und bedeutendstes Werk die Ludwigskirche mit dem Ludwigsplatz, welcher erst unter Fürst Ludwig vollendet werden konnte. Er schuf auch eine neue städtebauliche Ordnung, welche auf die Blickpunkte der fürstlichen Residenz bezogen war.



Im engeren Raum waren es die Achsen zwischen Schloß- und Ludwigsplatz und St. Johanner evangelischer Kirche, im weiteren die zum Schloß „Mon plaisir“ am Halberg, zum Schloß Ludwigsberg und zum Dianenhain. Auf die Zeit Wilhelm Heinrichs und seines Sohnes wird noch Bezug genommen. Diese großartigen architektonischen und städtebaulichen Leistungen fielen zum größten Teil der Französischen Revolution und den darauf folgenden Jahren der Zerstörung zum Opfer. Fürst Ludwig war geflohen und 1794 in Aschaffenburg gestorben, sein Sohn, Fürst Heinrich, 1797 beim Reiten tödlich verunglückt. Keine starke Regierung nahm sich der herrenlosen Besitzungen an, im Gegenteil, auch die Bauten der Fürsten sollten als Zeugen einer überwundenen Vergangenheit verschwinden. Gedankengänge, die leider auch heute noch Geltung haben. So wurden das Residenzschloß und „Mon plaisir“ ein Raub der Flammen, so schwanden die Anlage am Luisenhain und der Dianenhain dahin. Im Jahre 1798 wurde die französische Municipalverwaltung eingeführt mit einer *Mairie Saarbrücken*.



Mairie Saarbrücken

Skizze D. Heinz

Dazu gehörten die *Gemeinde Saarbrücken, St. Johann, Malstatt, Burbach, St. Arnual, Brebach, Güdigen, Fechingen, Bischmisheim, Gersweiler und Klarenthal*. Interessant ist ein Bericht des Generalsekretärs der Präfektur in Trier, Zégowitz, aus dem Jahre 1802/03: „Das Arrondissement Saarbrücken ist besonders merkwürdig durch sein Kohlenlager, welches von unerschöpflichem Reichtum ist. Auch befinden sich in demselben Eisen- und Kupferbergwerke, Hämmer- und Hüttenwerke, Drahtziehereien, Salinen, Glashütten, Papierfabriken, Salmiak- und Berliner-Blau-Fabriken und auch Rußhütten. Der Charakter der Einwohner ist sanft. Sie sind gewerbstätig, arbeitsam, besitzen einen bemerkenswerten Handelsgeist, reine Sitten, wenig religiösen Fanatismus und hinreichende Bildung. Selten trifft man eine Person, die nicht lesen oder schreiben könnte und einige Begriffe von Arithmetik besäße. Saarbrücken liegt auf der linken Seite der Saar, eine Brücke verbindet es mit der auf dem rechten Ufer gelegenen kleinen Stadt St. Johann. Diese beiden Städte, welche jetzt nur eine einzige bilden, liegen in einem reizenden Tale, umgeben von lieblichen und angenehmen Gebirgen. Saarbrücken ist, was die Bevölkerung angeht, welche aus 5000 Seelen besteht, die *zweite* Stadt im Departement und die *erste* im Bezug auf Handel, welcher vor dem Kriege sehr lebhaft war, sowohl im Bezug auf ihre günstige Lage an dem schiffbaren Fluß, welche sie zur Mittelstraße des Handels zwischen Belgien und Holland mit der Schweiz und Italien macht, als auch durch Ermunterung und Geldvorschüsse, welche ihr der vorletzte Fürst Wilhelm-Heinrich angedeihen ließ. Die Stadt hat ungefähr 500 Häuser (mit St. Johann), ist wohlgebaut, ihre Straßen sind breit, die Gebäude mehrenteils neu und von gutem Geschmack. Unter denselben bemerkt man das Schloß des Fürsten, das im letzten Krieg zerstört wurde, und die protestantische Kirche. Die Einwohner sind arbeitsam, tätig und intelligent, von großer Einfachheit in ihren Sitten und Gebräuchen, ohne Luxus und zeichnen sich durch ihre Ökonomie und Mäßigkeit aus, welche sowohl in den Mittelklassen wie auch bei den Reichen herrscht.“

1815 wurde am 20. November der endgültige Friedensvertrag mit Frankreich geschlossen und das Saar-Departement mit Preußen vereinigt. In einem feierlichen Staatsakt in der Ludwigskirche wurden die Gebiete des ehemaligen Fürsten-

tums Nassau-Saarbrücken an Preußen abgetreten. In der Bürgermeisterei Saarbrücken waren vereinigt die Gemeinden Saarbrücken, St. Johann, Malstatt-Burbach, St. Arnual und Brebach.

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich die Einwohner von Saarbrücken und St. Johann verdoppelt. Die wirtschaftliche Blüte, die jetzt einsetzte, hat auf die historische Gestalt der Städte keine Rücksicht genommen. Die um die Stadt herumgelegten Wälle und Mauern wurden abgetragen und niedergeworfen. Dieses so gewonnene Gelände war in der ersten Zeit mit Bäumen bepflanzt, wurde aber später auch bebaut, so daß die gute Gelegenheit, um die alten Stadtkerne einen grünen Ring zu legen, wie dies in manch anderen Städten der Fall ist, hier nicht genutzt wurde. Die bauliche Entwicklung im letzten Jahrhundert unterscheidet sich nicht sehr von der anderer Industriestädte. Sie ist wohl hinlänglich bekannt.

Die Absicht, welche dieser kurzen historischen Zusammenfassung zugrunde lag, war folgende: Es sollte gezeigt werden, daß unsere Landschaft von den Anfängen der Geschichte bis in die neueste Zeit von Kriegen heimgesucht wurde. Saarbrücken und auch St. Johann waren vor der Bautätigkeit der Fürsten einmal völlig abgebrannt, so daß aus dem Mittelalter außer der Deutsch-Ordens-Kapelle und dem Stift St. Arnual keine größeren Baudenkmäler überliefert sind. Die Blütezeit unter den Fürsten Wilhelm-Heinrich und Ludwig war trotz der Dauer von 5½ Jahrzehnten zu kurz, um in der Bevölkerung die geistige Bereitschaft fest zu verankern, diese Leistungen anzuerkennen und sie als Geschenk an die Allgemeinheit zu betrachten. Im Gegenteil, der innere Widerstand gegen die scheinbar allzu großzügige Bautätigkeit der Fürsten war noch nicht überwunden. Die humanitären Ideen der französischen Revolution haben dazu sicherlich beigetragen. Der hohe künstlerische und architektonische Wert der Barockbauten wurde im 19. Jahrhundert nicht anerkannt. Klassizismus, Romanik und Gotik entsprachen dem Geist der Zeit, und erst um die Jahrhundertwende vollzog sich ein Wandel in der Auffassung und der Wertschätzung des Barock, zu dem große Kunsthistoriker wie Wölflin und Gurlitt sowie im Anfang des 20. Jahrhunderts in unserem Raum Geheimrat Lohmeyer entscheidend beigetragen haben. Wenn also von der Pflege und Erhaltung künstlerisch wertvoller Baudenkmäler in Saarbrücken gesprochen wird, so handelt es sich vorzugsweise um Bauten und Anlagen aus der Zeit der Fürsten und ihres Baumeisters F. J. Stengel.

BEGRIFF UND METHODIK DER DENKMALPFLEGE

Nach dem historischen Überblick ist es angebracht, den Begriff Denkmalpflege, die Rechtslage und die Methodik zu erörtern, wobei auch besonders auf die Situation in Saarbrücken eingegangen werden soll. Eine Begriffsbestimmung der Denkmalpflege ist deshalb schwierig, weil sie als Aufgabe der Verwaltung ausreichender rechtlicher Grundlagen entbehrt. Die gesetzlichen Bestimmungen der Vorkriegszeit konnten nicht ohne weiteres in unser staatsrechtliches Gefüge übernommen werden. Das Bemühen, entsprechende Gesetzestexte vom hiesigen Staatlichen Konservatoramt zu erhalten, haben trotz des Entgegenkommens dieser Behörde keine befriedigenden Ergebnisse gezeitigt.

Das Ortsstatut der Stadt Saarbrücken, welches noch Geltung hat und im Anhang beigelegt ist, wurde im Jahre 1909 verfaßt und 1923 vom Ver-

s. Anhang

waltungsausschuß des Saargebietes bestätigt. Die Liste der von Dr. Keller aufgeführten Baudenkmäler im Stadtgebiet Saarbrücken stammt vom 21. Mai 1946 und enthält noch viele Objekte, die völlig ausgebrannt waren und nachher zum Teil aus Unkenntnis in den ersten Jahren des Neuaufbaues abgebrochen wurden.

Andererseits wurden wichtige Objekte in diese Liste nicht aufgenommen. Der Denkmalpflege obliegt der Schutz von Kulturdenkmälern mit wissenschaftlichem, künstlerischem und geschichtlichem Wert und deren Pflege und Erhaltung. Das ist die traditionelle Definition, welche auch heute noch, wenn auch mit Einschränkungen, Gültigkeit hat. Nach dem 2. Weltkrieg haben die Bemühungen der Denkmalpfleger zu einem Zusammenschluß der daran interessierten Organisationen in der UNESCO in Paris geführt. Der Begriff der Denkmalpflege hat sich gewandelt. Es geht nicht mehr um das einzelne Bauwerk. Es geht auch um den geistigen Gehalt und um das historische Vorbild, welche zum Beispiel in einem Stadtgrundriß, in Platzfolgen mit verschiedenen Höhen und Proportionen gegeben sind.

Folgende Entwicklungsstufen denkmalpflegerischer Arbeit zeichnen sich ab.

1. Das Erhalten und Bewahren im Sinne des ursprünglichen Begriffs der Denkmalpflege.
2. Das Bergen und Improvisieren als Kriegerscheinung und Kriegsfolge.
3. Der Wiederaufbau und die Instandsetzung zerstörter denkmalgeschützter Bauten.
4. Die Selbstbehauptung in der Gegenwart gegen die Forderungen von Wirtschaft und Technik.

Das Bewußtsein, daß der Mensch nicht nur in der geistigen Schwankungen unterworfenen Gegenwart lebt, sondern daß sein Leben durch die Vergangenheit entscheidend bestimmt wird, ist die moralische, ideelle, aber auch faktische Rechtfertigung für denkmalpflegerische Bemühungen. Daß jedoch die Zielsetzung nicht immer klar erkennbar war, wurde gerade in unserem Jahrhundert deutlich. Auf ein monarchisches Geschichtsbewußtsein folgte ein republikanisches, dann ein autoritäres. Nach dem Krieg mußte erst wieder eine Ausgangsbasis für die denkmalpflegerische Arbeit gefunden werden. Bedeutende Denkmalpfleger haben nach Kriegsende jegliche Restaurierung kriegszerstörter Bauten abgelehnt; dies wohl auch als Reaktion auf die Kulturpolitik des Dritten Reiches, in welcher ein zweckgebundener Kult mit Heimat und Volkstumswerten getrieben wurde und die Denkmalpflege in eine sicherlich von ihr selbst nicht gewünschte Romantik zurückgefallen war.

Der Vernichtung sind unschätzbare Werte zum Opfer gefallen. Auch die besten Vorsichtsmaßnahmen konnten daran nichts ändern. Die Zerstörung traf ganz Europa, aber sicherlich Deutschland am stärksten. Politischer Haß und Vernichtungswille wirkten weiter und haben in Mittel- und Ostdeutschland noch nach dem Krieg unermesslichen Schaden angerichtet. Die seinerzeit von den Denkmalpflegern ausgesprochene Ablehnung von Rekonstruktionen bei nicht mehr vorhandener Substanz widersprach häufig dem Empfinden der Bürger, welche dann gegen den Willen und die Überzeugung der Fachleute eine Wiederherstellung ihrer liebgewesenen Bauwerke durchsetzten. Es sei als besonders typischer Fall an die Wiederher-

stellung des völlig zerstörten Goethehauses erinnert. Natürlich wurde in der Regel die Erhaltung und Restaurierung vieler Kulturgüter im Einvernehmen und mit entscheidender Mitwirkung der Denkmalpflege durchgeführt. Der Wiederaufbau vieler Schlösser, wie Charlottenburg und Bellevue in Berlin, das Leineschloß in Hannover, die Schlösser in Mannheim, in Bruchsal, in Darmstadt, in Karlsruhe, in Zweibrücken, in Stuttgart, ist in diesem Zusammenhang besonders erwähnenswert. Es sei auch hingewiesen auf den rekonstruktiven Wiederaufbau des Nationaltheaters in München, von Barockbauten in Dresden und einer Vielzahl von Kirchen, vor allem der romanischen Kirchen in Köln, St. Michael in Hildesheim und St. Michael in Hamburg. Auch wurde der Versuch unternommen, Altstädte möglichst im alten Geiste wieder aufzubauen und damit die historische Eigenart berühmter Stadtbilder zurückzugewinnen. Hier denke ich an München, Münster und Freiburg, an Nürnberg und Bremen. Wenn diese Unternehmungen auch vom Standpunkt der reinen Denkmalpflege manchmal fragwürdig erscheinen, weil durch die Rekonstruktion allzu leicht das originale Dokument gefährdet wird, so wurde doch dadurch unendlich viel an schönen Bauten wiedergewonnen, mehr noch, an sonst unwiederbringlich Verlorenem erhalten.

Dieser Wiederaufbau ist in weiten Teilen Deutschlands nahezu abgeschlossen, nicht aber in Saarbrücken

Im Augenblick ist die drängendste Aufgabe der Denkmalpflege die Selbstbehauptung gegenüber dem wirtschaftlichen und technischen Materialismus. In Konstanz wurde das Zunfthaus der Rebleute mit kostbaren Fresken aus der Zeit der Renaissance und das patrizische Haus „Zum weißen Pfauen“, ehemals Sitz des österreichischen Stadthauptmannes, im Jahre 1962 einem Frankfurter Warenhauskonzern zum Abbruch veräußert. In Oldenburg wurden die Kavaliershäuser, welche das Renaissanceschloß flankierten, ebenfalls Geschäftshausbauten geopfert. In Wetzlar fiel das herzogliche Haus am Domplatz, in Karlsruhe blieb vom Markgräflichen Palais Weinbrenners zugunsten eines Versicherungskomplexes nur ein Fragment stehen; die Zehntscheuer wurde abgebrochen. In Bremen wurde die Ruine der Ansgari-Kirche einem Kaufhauskonzern überlassen. Die Anzahl dieser Beispiele könnte noch wesentlich erweitert werden. Was aber ebenso bedenklich erscheint, ist, daß eine Vielzahl nicht denkmalgesützter aber kunstgeschichtlich wertvoller Bauten aus dem 19. Jahrhundert durch Neubauten ersetzt wird, weil sie heutigen Ansprüchen an die Funktion und den Grundriß nicht mehr genügen. Die Stadt Berlin hat jetzt den Anfang gemacht, auch solche Bauten unter Schutz zu stellen. Für Saarbrücken müßten entsprechende Möglichkeiten gefunden werden.

VERKEHRSPLANUNG

Eine besondere Gefährdung denkmalgeschützter Bauten und der alten Stadtgrundrisse stellt die allgemeine Forderung nach breiten und zügigen neuen Verkehrswegen, welche unter Umständen auch die Innenstädte durchschneiden, dar. So geschah es in einigen Großstädten, zum Beispiel in Stuttgart, Frankfurt, Bremen und Hamburg, in Köln und Braunschweig — aber auch in vielen Städten mittlerer Größe. Besonders erregt wurde gerade in der letzten Zeit der Abbruch des von einem Schinkel-Schüler, dem Baumeister Ottmer, errichteten klassizistischen Residenzschlosses in Braun-

schweig diskutiert. Hier fiel auch das Sterbehaus Lessings der Verkehrsplanung zum Opfer. Dies nur als Beispiel für viele andere.

Aber es gibt auch Städte, die ihren alten Stadtgrundriß ohne wesentliche Beeinträchtigung durch die Verkehrsplanung erhalten konnten.

Wie verhält es sich in Saarbrücken?

Unsere Verkehrsplanung ist so allgemein bekannt und war so häufig Gegenstand öffentlicher und privater Diskussionen, daß darauf nur kurz eingegangen zu werden braucht. Die weitgehend fertiggestellte linke Saaruferstraße, welche kreuzungsfrei, anbaufrei und wie eine Autobahn vierspurig, mit einem Mittelstreifen versehen, die Saar entlang führt, nimmt einen großen Teil des ost-westlichen Durchgangsverkehrs auf.

Eine bereits geplante, technisch ähnlich entwickelte Straße lehnt sich an die Bahnlinie Mannheim-Saarbrücken-Trier an und tangiert die Kernstadt im Norden. Diese beiden sehr leistungsfähigen Straßen sind durch einzelne Querspangen verbunden. Nur eine von ihnen, welche aber bereits im vorigen Jahrhundert geschaffen wurde, der Straßenzug Viktoriastraße - Luisenbrücke - Eisenbahnstraße, durchquert den Bereich der alten Barockresidenz und hebt die Wirkung der von Stengel geschaffenen Achse Ludwigskirche - Wilhelm-Heinrich-Straße - Evangelische Kirche in St. Johann merklich auf.

Durch das beschriebene Grundgerüst der neuen Saarbrücker Verkehrsplanung wird nur im Bereich des Schloßfelsens und des Neumarktes ein Eingriff in den Bereich der Denkmalpflege notwendig. Sicherlich auch hier bedauerlich, jedoch im Vergleich zu den Opfern, welche andere Städte zur Aufrechterhaltung ihres Verkehrs bringen müssen, weniger erheblich und einschneidend. Dieser Verlust wird dadurch gemildert, daß die neue Straße so viele reizvolle Ausblicke auf das Saartal, die Theateranlage, die Berliner Promenade und die Hafeninsel auf der rechten Flußseite, die Bauten der Regierung, das Schloß, den Neumarkt, die Bauten des Sports, der Kultur und Erziehung auf der linken bietet, daß schon bei ihrem Durchfahren die Stadt Saarbrücken würdig dargestellt wird.

Abb. 16 u. 17

Die barocke Stadtanlage aus Stengels Zeiten, der alte Grundriß von St. Johann werden durch die neue Verkehrsführung nicht beeinträchtigt, so daß die Verkehrsplanung den Interessen der Denkmalpflege im wesentlichen Rechnung tragen konnte.

STADTPLANUNG

Die Denkmalpflege ist folgerichtig auch eine Aufgabe der Stadtplanung, wenn sie lebendig bleiben soll; denn nur im engsten Zusammenwirken mit der Stadtplanung kann die individuelle Eigenart alter Städte bewahrt bleiben.

Es wurde deshalb vom Stadtrat auf Vorschlag des Verfassers im Stadtplanungsamt ein Referat Denkmalpflege geschaffen. Die Aufgaben, welche dieses Referat durchzuführen hat, sind vielfältiger Art:

I. Die karteimäßige Erfassung und die städtebauliche Auswertung der alten Kataster- und Vermessungspläne des städtischen Vermessungsamtes. Sie stellen kulturhistorisch und auch denkmalpflegerisch einen besonders wertvollen Besitz der Stadt Saarbrücken dar.

Die erste barocke Stadtvermessung wurde von Johann Gottlieb Hahn durchgeführt. Für die Stadt Saarbrücken und für den St. Johanner Bann wurden

je eine große Karte, ein Bannbuch mit Eintragung der Grundstücke und eine Grenzbeschreibung des Bannes angefertigt. Die Karte ist überschrieben „Der Stadt Saarbrücken Güterbeschreibung oder Hauptlagerbuch“.

Die zweite barocke Vermessung wurde im Auftrag von Generalbaudirektor Friedrich Joachim Stengel als Teil einer Gesamtvermessung der Grafschaft Saarbrücken von verschiedenen Landmessern durchgeführt. Im Besitz der Stadt ist ein komplettes Kartenwerk von 141 Karten in der Größe von 51 mal 71,5 cm. Die Pläne der Residenzstadt *Saarbrücken* sind sogar doppelt vorhanden. Es wird angenommen, daß je ein Satz für die herrschaftliche Verwaltung und für die Stadt angefertigt wurden. Das Kartenwerk gliedert sich folgendermaßen auf:

1. St. Arnual und Schönbach von Johann Georg Deissinger aus dem Jahre 1762. 30 Karten mit entsprechenden Bannbüchern.
2. Malstatt und Burbach von W. Meurer aus dem Jahre 1762/63, ebenfalls 30 Karten mit den dazugehörigen Büchern.
3. St. Johann von Knoerzer aus dem Jahre 1776-78. 48 Karten mit Büchern.
4. Saarbrücken, ebenfalls von Knoerzer, 34 Karten mit Büchern in doppelter Ausfertigung. Außerdem eine große Bannkarte von St. Arnual und Schönbach aus dem Jahre 1761, ebenfalls von Deissinger angefertigt. Diese Karte wurde in einzelne Bogen aufgeteilt. Interessant bei der letztgenannten Vermessungsarbeit ist, daß auch das Feldbuch des Landmessers vorhanden ist.

Mit Hilfe dieser Karten, welche bisher noch nie ausgewertet wurden, können wertvolle Beiträge für die Denkmalpflege geleistet werden. Von jeder Karte wurde ein großformatiges Negativ mit einer Maßstabsbestimmung angefertigt. Die einzelnen Teilkarten sollen nunmehr zu einer großen Gesamtkarte im Maßstab 1 : 5000 zusammengesetzt werden. Darauf können die noch vorhandenen denkmalgeschützten Bauten vermerkt werden. Aus den Bannbüchern ist nachzulesen, um welche Art von Bauten es sich handelt und wie die Besitzverhältnisse waren. Das gesamte Material wird dann auch der städtebaulichen Arbeit zugrundegelegt; es wird dann leichter sein, für die Erhaltung geschützter Bauwerke einzutreten, wenn die verschiedenen Dienststellen, vor allem das Planungsamt, das Hochbauamt, das Tiefbauamt und das Gartenamt, bei ihrer Arbeit von vornherein über den denkmalgeschützten Bereich informiert sind. Die Auswertung dieser Karten ist ein außerordentlich umfangreiches Unternehmen und erfordert wissenschaftlich geschultes Verständnis. Es mag die Frage auftauchen, warum dies nicht schon früher getan wurde. Darauf kann nur geantwortet werden: Dieses Kartenwerk wurde vom Vermessungsamt streng gehütet, aber nicht als Arbeitsgrundlage betrachtet. Auf einer Ausstellung für Vermessungstechnik sah der Verfasser diese Karten das erste Mal. Nunmehr wird ihre systematische Auswertung eine entscheidende Grundlage für die Baudenkmalpflege im Saarbrücker Stadtgebiet sein.

II. Aufstellung und Sammlung aller einschlägigen Gesetze und Verordnungen über Denkmalpflege, welche auch internationalen Charakter haben, mit der Absicht, das beigelegte Ortsstatut zu überarbeiten und durch ein zeitgemäßes Statut zu ersetzen. (Siehe Anhang zu dieser Arbeit!)

III. Die Aufstellung eines Katalogs über die durch die Denkmalpflege in Saarbrücken zu schützenden Bauten. Eine Beschreibung und Veröffentlichung der einzelnen Bauwerke mit Aufmaß und Lichtbildern ist schon

deshalb erforderlich, weil damit die geistige Bereitschaft, sich für solche Dinge einzusetzen, gestärkt wird. Darum sollten alle denkmalgeschützten Bauten auch durch ein einheitliches Hinweisschild, wie dies in vorbildlicher Form in Österreich gemacht wird, gekennzeichnet sein. Ein Führer, welcher diese Bauten hinreichend beschreibt, wäre zu entwickeln.

Selbstverständlich sollen diese Arbeiten in enger Zusammenarbeit mit dem Landeskonservator gemacht werden. Das alles sind wesentliche Beiträge, welche die Stadt Saarbrücken für denkmalpflegerische Aufgaben leistet.

Eine Stadt, so vielfältig sie sein mag, bleibt stets eine Einheit. Und darum kann sich ihre Verwaltung bei den denkmalpflegerischen Aufgaben nicht auf ihren unmittelbaren Einflußbereich beschränken, sondern muß das Ganze sehen und entsprechend verfahren. Für den Bereich des Geistigen und Kulturellen sollten auch keine Grenzen gelten.

BAUTEN UND GRÜNLANDSCHAFTEN AUS HISTORISCHER ZEIT

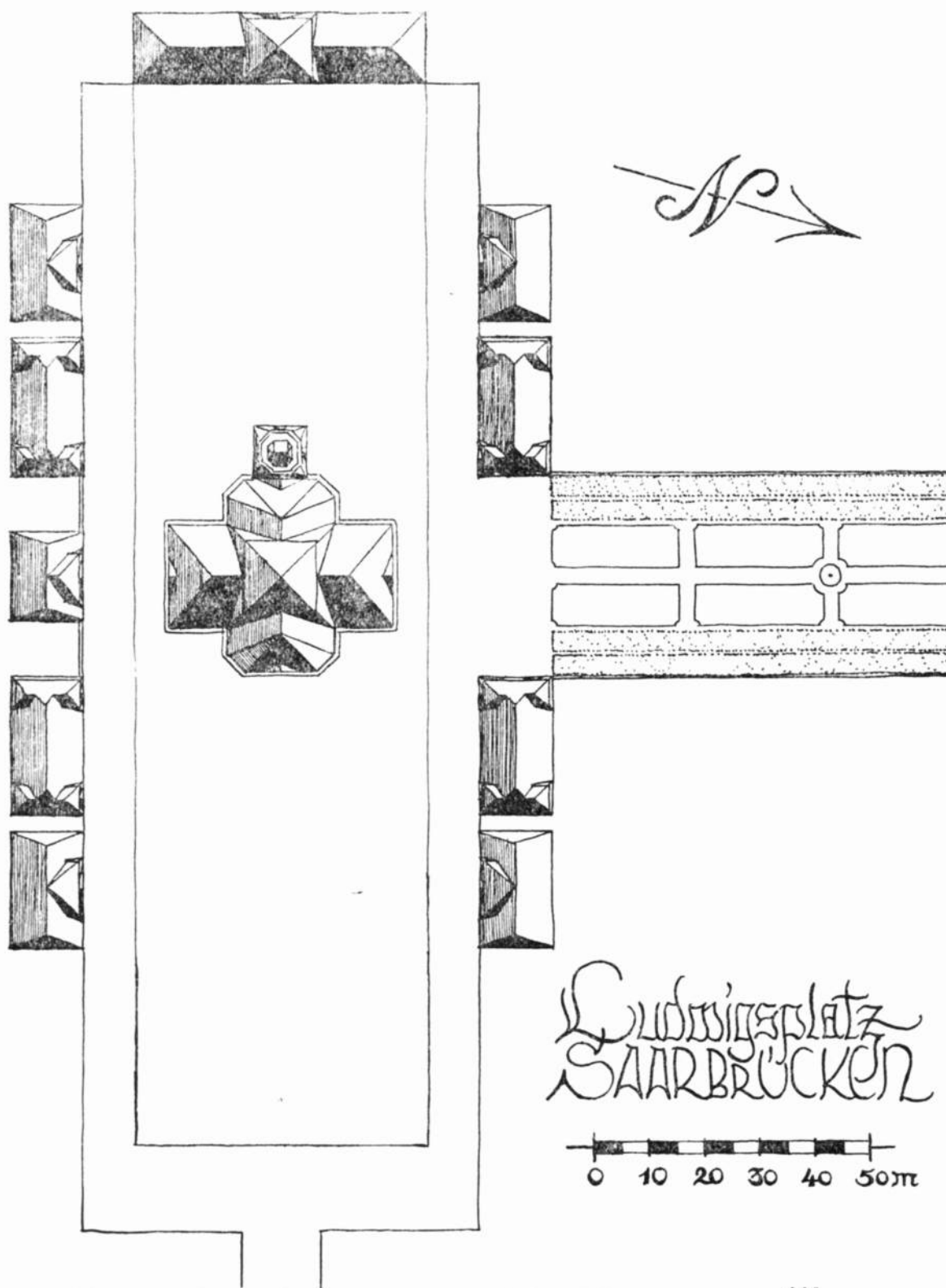
Über „Blickpunkte im barocken Saarbrücken“ schreibt Dieter Heinz: „Man kann von dem barocken Saarbrücken, das heißt von dem Saarbrücken, wie es als Ergebnis einer fruchtbaren Zeit um 1790 dastand, nicht sprechen, ohne immer wieder und von vornherein auf das eine in aller Deutlichkeit hinzuweisen: Dieses barocke Saarbrücken ist durch all die seit 1793 erfolgten Kriegszerstörungen und die Untaten einer verständnislosen Zeit so sehr versunken, daß selbst so herrliche Werke wie die baugeschichtlich berühmt gewordene Ludwigskirche Stengels nur noch einen kleinen Einzelzug aus dem ehemals reichhaltigen Gesamtkunstwerk zu verdeutlichen vermögen. Dies zeigte vor Jahrzehnten Lohmeyers Wiederentdeckung Friedrich Joachim Stengels, dies haben in neuester Zeit die Entdeckungen auf dem Gebiet der ehemaligen fürstlichen Ludwigsberger Gärten erneut bestätigt.“

Zu diesem heute fast völlig vergessenen und damit immer noch verkannten Gesamtkunstwerk gehören als wesentlicher Bestandteil auch die großzügig angelegten Achsen mit ihren Blickpunkten, den „points de vue“ des Barocken Saarbrücken. Während die Kunstgeschichte sie andernorts beschreibt und bewundert, hat sie Saarbrücken verloren oder begibt sich ihrer sogar heute noch.

So glaubt der Ortsfremde Traumbilder eines Lokalpatriotismus belächeln zu dürfen, wenn angesichts der bekannten auswärtigen „points de vue“ behauptet wird, es habe dergleichen auch im barocken Saarbrücken gegeben.“ Dem Verfasser aber dünkt es, als sei die barocke Substanz der Stadt Saarbrücken besser erhalten als in vielen anderen Städten. Gerade die angeführte Arbeit von Heinz ist hierfür ein guter Beweis.

a) Ludwigsplatz

Der Ludwigsplatz ist in seinen wesentlichen Teilen wiederhergestellt. In der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1944 wurden der Ludwigsplatz und die Ludwigskirche ein Raub der Flammen. Das Holzwerk der Dachstühle und Stockwerksböden brannte restlos aus. Übrig blieben Mauern, Profile und Ornamente und zum Teil nur die handgeschmiedeten Eisengitter. Nachdem der erste Kampf um die Art des Wiederaufbaues — restaurativ oder modern — verklungen war und sich die Forderung nach einer Wiederherstellung im Stengelschen Sinne auf Grund der erhaltenen Substanz durchgesetzt hatte, wurden die einzelnen Gebäude wieder aufgebaut. Für die Platzgestaltung schrieb die Stadt Saarbrücken



Ursprüngliche Konzeption des Ludwigplatzes

Zeichnung D. Heinz 1952

einen Ideen-Wettbewerb aus. Die Ergebnisse des Wettbewerbes wurden ausgewertet und der Platz in seine heutige Form gebracht. Der Unterschied zu früher besteht vornehmlich darin, daß der Platz zur Eisenbahnstraße von jeglichem Fahrverkehr abgeschlossen ist. Die Gestaltung der Mauer, vor allem ihre Höhe, wurde dabei der Kritik unterzogen. Es war aber nötig, den geänderten Verkehrsverhältnissen Rechnung zu tragen. Die Eisenbahnstraße ist zu einer Hauptverkehrsstraße geworden und hat damit die Achse Ludwigskirche — Alte ev. Kirche in ihrer städtebaulichen Bedeutung stark beeinträchtigt. Es mußte deshalb eine optisch deutlich erkennbare Zäsur zwischen Eisenbahnstraße und Ludwigsplatz geschaffen werden. Der Platz scheint durch das Betrachten von oben größer zu sein, weil der Blickwinkel geweitet ist. Das Heruntersteigen der Treppe entbehrt nie einer gewissen Feierlichkeit und wurde als gestaltendes Motiv im Städtebau wiederholt angewendet. Sobald das Palais Doeben und die Friedenskirche, welche beide noch im Bau sind, nach der Rekonstruktion von Dipl.-Ing. Heinz fertiggestellt sind, wird das Platzbild den alten barocken Charakter aufweisen. Wenn auch die Platanen den barocken Vorstellungen nicht entsprechen, sind sie doch der Bevölkerung so vertraut, daß diese Inkonsequenz so lange hingenommen werden sollte, bis andere Dinge, welche zur Erhaltung des Charakters der alten Barockresidenz dienen, getan sind. Es mag bedauert werden, daß der von Stengel geschaffene Promenadenplatz durch den Bau des Ministerpräsidentiums nicht wieder in der ursprünglichen Form errichtet werden konnte und damit auch die Parkanlage stark eingeschränkt ist. Andererseits ist die Lösung von Ministerialrat Ahammer in ihrer Zurückhaltung zum Ludwigsplatz so überzeugend und architektonisch einwandfrei, daß eine Störung des historischen Platzbildes dadurch nicht eintritt.

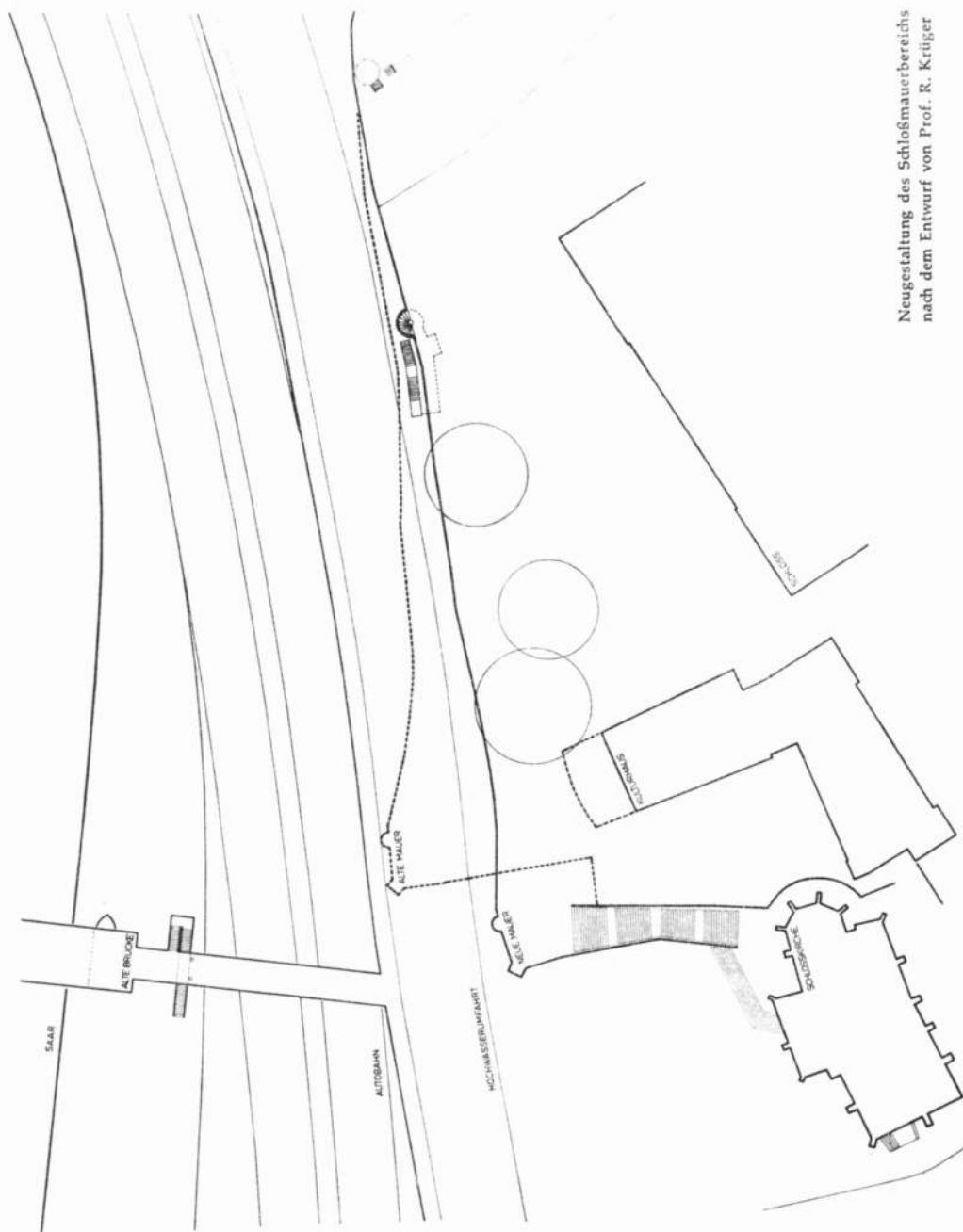
Abb. 18

Das einzige, was noch zu wünschen offen bleibt, ist die Gestaltung des Innenraumes der Ludwigskirche, ein Problem, welches die Gemüter in Stadt und in Land seit ungefähr 15 Jahren bewegt. Wie schwer es auch für den Architekten war, zu einer klaren Konzeption zu kommen, davon mögen zwei Aussagen zeugen. Ruppertsberg schreibt: „Die Kirche kann als Muster einer protestantischen Predigtkirche gelten, da Altar, Kanzel und Orgel an der Westseite des Langschiffes vereinigt sind. Der Orgel und der Kanzel gegenüber war der Fürstenthron. Leider sind die Emporen dem Inneren nicht organisch eingefügt, so daß das schöne Verhältnis der Fenster gestört wird. Merkwürdig erscheint die Unterstützung der Emporen durch Karyatiden, die dem Inneren einen etwas weltlichen Charakter geben...“

Abb. 19

Der Landeskonservator Dr. Keller schreibt in einem Aufsatz „Der Wiederaufbau des Ludwigsplatzes zu Saarbrücken“: „Ein Wort sei noch zu dem Innenraum der Ludwigskirche gesagt, von dessen repräsentativen Glanz nichts übrig blieb als die Struktur und einige ärmliche Stuckreste. Da die vier Ecksäulen mit den Kapitellen noch stehen und diese den Architrav noch tragen, wird es vor allem darauf ankommen, diese Teile beizubehalten. Sie gehören zu den Grundelementen des im Grundriß ein griechisches Kreuz bildenden Innenraumes wie die Emporen, die Vouten der Decke und die zentrale Kuppel. Rokostukkaturen und Karyatiden eines Carlo Pozzi können wir nicht mehr machen. Aber die Anordnung von Altar, Kanzel und Orgel in ihrer ursprünglichen Abstufung übereinander ist in diesem Raum nicht anders zu denken als so, wie sie war. Diese Grundelemente müssen beibehalten werden. Das ‚wie‘ der Ausgestaltung in allen Einzelheiten wird am besten einem Wettbewerb ausgesuchter Fachkräfte unterworfen. Vielleicht ist es dann auch vorteilhaft, die unteren, jetzt vermauerten Fensterovale wieder zu öffnen, die in ihrer liegenden Form sinngemäß den stehenden Ovalen oben die Waage halten und der Sockelzone die ursprüngliche Leichtigkeit zurückgeben.“

Der Wettbewerb hat stattgefunden. Professor Krüger war Träger des 1. Preises. Eine endgültige Entscheidung ist damit bis heute nicht gefallen. Es scheint jedoch, daß sie weitestgehend durch die nunmehr fast abgeschlossene Rekonstruktion



Neugestaltung des Schlossmauerbereichs
nach dem Entwurf von Prof. R. Krüger

des barocken Außenraumes, durch die großzügige Freitreppe mit der Aufstellung der beiden barocken Vasen, welche auch nur Nachbildungen sind, getroffen wurde. Ganz abgesehen von denkmalpflegerischen Erwägungen scheint die psychologische Wirkung des Stilbruches von Außenraum und Innenraum nicht mehr möglich. Der Weg bis zu dieser Schlußfolgerung war lang und beschwerlich. Nach der Entscheidung über die Platzgestaltung folgte erst jene über den Aufbau der Friedenskirche und des Palais Doebe in der ursprünglichen Form. Damit hat sich der Kreis gerundet, der die obigen Schlußfolgerungen nahelegt. Die Regierung des Saarlandes hat mit der Wiederherstellung des Ludwigplatzes ein Werk geschaffen, das ihr viele Generationen noch danken werden. Damit ist aber die Wiederherstellung aller Barockanlagen im Bereich des Möglichen präjudiziert.

b) Schloß und Schloßplatz

Die heftigen Auseinandersetzungen über die Zurücksetzung der Schloßmauer haben gezeigt, welche Bedeutung Schloßmauer und Schloß für das Stadtbild haben. Diese Auseinandersetzung war fruchtbar und hat zu positiven Ergebnissen geführt. Es ist allen völlig klar geworden, daß der Turm der Schloßkirche möglichst bald seine alte Form haben sollte, daß der Saalbau des Kreiskulturhauses, in Höhe und Länge verkleinert werden muß und daß dem Schloß selbst gesteigerte Beachtung zukommt. Rudolf Saam schreibt in einem Aufsatz „Größenverhältnisse und Beziehungen des Stengelschen Barockschlosses zum heutigen Saarbrücker Schloßbau“ folgendes:

Abb. 20 u. 21

„Das heute auf dem Schloßplatz zu Saarbrücken sich erhebende Schloß wird allenthalben als das von dem Fürstlich Nassau-Saarbrückischen Generalbaudirektor Friedrich Joachim Stengel in den Jahren 1739—1748 erbaute Barockschloß angesehen. Dieser landläufigen Ansicht kann man nur mit den größten Vorbehalten zustimmen, denn das heutige Schloß gleicht dem ursprünglichen Stengelschen Schloß etwa so, wie ein reparierter Imitationsring einem Diamantring zu gleichen vermag, hauptsächlich nämlich in der Art, daß beide eben eine gewisse Ähnlichkeit im Aussehen besitzen und denselben Zweck zu erfüllen in der Lage sind. Ortsfremde Besucher Saarbrückens verstehen deshalb auch niemals die Begeisterung einiger saarländischer Kunsthistoriker für das Stengelsche Barockschloß, weil der heutige Zustand, das sei ehrlich zugeben, gar nicht so überwältigend ist und auch wirklich in keiner Weise eine Vorstellung der ehemaligen Pracht und Größe der gesamten Schloßanlage vermitteln kann.“

Das Schloß hat eine so wechselvolle Geschichte, wie sie nur wenige Bauten von dieser Bedeutung haben mögen. Der Neubau wurde 1739 von Friedrich Joachim Stengel begonnen und im Jahre 1748 fertiggestellt. In der Nacht vom 7. zum 8. Okt. 1793 brannte der Nord- und Mittelteil des Schlosses nieder. 1809 wurde das Schloß den beiden Städten Saarbrücken und St. Johann von der kaiserlich-französischen Regierung zum Preise von 12 200 frs. angeboten. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt und die Bitte ausgesprochen, das weitgehend zerstörte Schloßgebäude der Stadt unentgeltlich zu überlassen. Sodann wurden die Schloßgebäude mit dem dazugehörigen Terrain im Jahre 1809 an einen Kaufmann namens Hirsch aus Saargemünd versteigert. Der Aufbau erfolgte durch Johann Adam Knipper im Jahre 1810. Die Residenzgärten wurden in sieben Grundstücke aufgeteilt und an Saarbrücker Familien verkauft. Die Stengelschen Pläne waren nicht mehr bekannt, so daß der Baumeister das Gebäude zu einem bürgerlichen Wohngebäude umgestaltete, das 3. Stockwerk abtrug und aus den beiden unteren drei Geschosse machte. Der Mittelbau wurde nicht wieder hergestellt. Die einzelnen Flügel wechselten dann mehrmals ihre Eigentümer, bis sie im Jahre 1920 von den Erben Stumm an den Landkreis Saarbrücken übergingen. 1938 wurde eine Erneuerung des Schlosses durchgeführt und die Freitreppe angelegt. Saam schreibt am Ende seines Aufsatzes: „Stengel, unser wahrhaft großer Saarbrücker

Baumeister, würde sich gewiß dagegen verwahren, ihn als Schöpfer des heutigen Schloßbaues zu bezeichnen, denn von der Pracht und Größe der ehemaligen fürstlichen Barockresidenz zu Saarbrücken ist überhaupt nichts mehr erhalten.“ Das Entscheidende an dem Barockschloß war, daß es sich eindrucksvoll über dem Saarfelsen erhob, „wie ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande“.

Abb. 22

(Goethe) Diese städtebauliche Bedeutung hat das Schloß durch die Reduzierung seiner Höhe um ein Geschloß verloren. Der Schloßbereich hat aber gerade durch den Bau der Stadtautobahn und durch die Zurücksetzung der Mauer an Bedeutung gewonnen, weil das Schloß optisch jetzt ganz anders als zuvor in Erscheinung tritt. Eine neue Treppe wird am Chorteil der Schloßkirche beginnen und breit und bequem mit niedrigen und langen Stufen, durch mehrere Podeste unterbrochen, zum Schloßgarten hinauf führen. Durch die Verkleinerung des Kreiskulturhauses wird ein breiterer und bedeutenderer Vorplatz geschaffen. Es ist anzunehmen, daß die Zahl der Besucher, die diesen einzigartigen Aussichtspunkt im Stadtbereich aufsuchen, steigen wird. Hier können sie die alten barocken Blickpunkte und Achsen, Schloß Halberg, den Ludwigsberg und den Dianenhain übersehen, den Lauf der Saar im Stadtgebiet verfolgen, aber auch die Verkehrsbauten, welche durch dazwischen liegende Grünflächen und die Anlagen auf der anderen Saarseite, am Staden und vor dem Theater aufgelockert werden. Von hier aus blickt man auf die Altstadt von St. Johann, die Wilhelm-Heinrich-Brücke, die Berliner Promenade und die Hafeninsel mit der Industrieanlage der Burbacher Hütte im Hintergrund. Dies alles vor einer Kulisse von wohlgeformten und reichbewaldeten Hügeln.

Nachdem in absehbarer Zeit die Wiederherstellung des Ludwigsplatzes baulich abgeschlossen sein wird, wäre es eine verdienstvolle Aufgabe, wenn sich Regierung und Konservator nun der Gestaltung des Schloßplatzes und des Schlosses zuwenden würden. Diese Forderung mag in Anbetracht der großen Aufgaben, welche dem Land und auch der Stadt gestellt sind, kühn erscheinen, aber es handelt sich hier um eine Aufgabe von großer kultureller Bedeutung. Die öffentliche Finanzgebarung ist zwar ebenso wie die freie Wirtschaft auf Gewinn- und Verlustrechnung eingestellt, und diese geht auf dem Gebiet der Kulturpflege rechnerisch niemals auf, ideell aber fast immer. Sich über die Verwendung eines auf die ursprünglichen Formen zurückgeführten Schlosses Gedanken zu machen, steht unmittelbar nur dem Besitzer und sicherlich auch dem Kultusminister und dem Konservator zu. Durch den Umbau und die Verkleinerung des Kreiskulturhauses entfällt ein Saal. Den Mittelteil des Schlosses in seiner früheren Form aufzubauen und damit einen repräsentativen Saal zu schaffen, wäre also nicht so abwegig. Dies könnte der erste Teil der Restaurierung des Schlosses sein. Die Flügelbauten würden sicherlich zu gegebener Zeit folgen. Technisch dürfte eine Restaurierung keine Schwierigkeiten bieten, da die erhaltene Substanz des Schloßbaues größer ist als die des Palais Doeben und der Friedenskirche und die Stengelschen Pläne wieder aufgefunden wurden. Schloß und Schloßplatz sind nicht voneinander zu trennen. Die Freitreppe, welche im Jahre 1938 für Kundgebungen und Freilicht-Aufführungen gebaut wurde, unterbricht Schloß und Platz so unangenehm, daß die Herstellung der ursprünglichen Form eines langsam ansteigenden Platzes anzustreben wäre. Auf dem Schloßplatz wurde mangels einer Gesamtkonzeption manches unbefriedigend gelöst.

Abb. 23 u. 24

Da es sich hier um ein kulturell außerordentlich wichtiges, aber nicht unbedingt drängendes Problem handelt, ist die seltene Lage gegeben, daß eine Lösung in Ruhe vorbereitet werden kann.

Schon aus städtebaulichen Gründen müßte die Frage Schloß und Schloßplatz erneut untersucht werden. Das Beispiel vieler anderer Städte hat gezeigt, daß Bemühungen dieser Art von echtem und auch von der Bevölkerung anerkanntem Erfolg getragen waren. Die Landeshauptstadt würde eine wesentliche Bereicherung durch eine solche Arbeit erfahren. Der Saalbau könnte sicherlich auch für Veranstaltungen der Regierung und des Landtages des Saarlandes Verwendung

Abb. 25

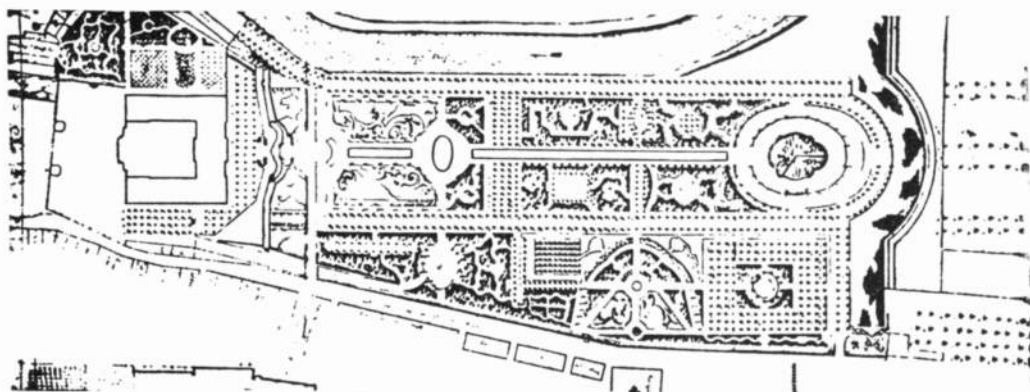
finden; solche Vereinbarungen treffen zu können, dürfte nicht auf unüberwindliche Hindernisse stoßen. Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß die Würde und die Bedeutung solcher offizieller Empfänge gesteigert wäre, was auch dem Ansehen des Landes entspräche. Die Neugestaltung des Schloßplatzes und seine Restaurierung im Sinne Stengels wird für die Denkmalpflege ein ungeheurer ideeller Gewinn sein, der die „verlorene Schlacht“ um die Schloßmauer mehr als aufwiegt.

c) Die Gärten der Residenz

Die Betrachtung über die Zeit der Fürsten Wilhelm-Heinrich und Ludwig wäre ohne eine kurze Betrachtung der fürstlichen Gärten unvollständig. Es handelt sich hierbei in Saarbrücken und im unmittelbar benachbarten Raum um vier Anlagen.

1. Der Residenzgarten, ostwärts des Schlosses von Daniel Mathieu, ungefähr aus dem Jahre 1710. Er soll nach Lohmeyer ein Vorbild des bekannten Schloßgartens von Weikersheim geworden sein. Dieser Garten wurde von Friedrich Joachim Stengel in großartiger Form durch Anlegung von mehreren Terrassen beseitigt und völlig neugestaltet. Christian Koellner war hierbei ausführender Gärtner.

Lohmeyer schreibt in seinem Buch über Stengel folgendes: „Eine gewaltige Aufgabe trat im nächsten Jahre an Stengel heran, eine Aufgabe, bei der er zugleich seine Tüchtigkeit als Ingenieur wie auch als Architekt bezeugen konnte — die Anlage des Saarbrücker großen unteren Schloßparkes.



Residenzpark Saarbrücken nach der Planung F. J. Stengels

Um Platz für ihn zu gewinnen, mußte auf der einen Seite der Fluß sein Bett verlassen und auf der andern Seite der Felsen weichen.

Die Saar floß damals unmittelbar am Fuße des steilen Burgbergs. Sie wurde nun abgeleitet, das Ufer an der St. Johanner Seite abgetragen und ein neues Bett gegraben, um flachen Raum zu einer großzügigen geradlinigen Anlage zu gewinnen.

Hierauf wurde die Mauer von der Brücke an aufwärts an der Saar bis zu dem Ende des geplanten Gartens erbaut und die ausgegrabene Erde hinter dieselbe gebracht, wodurch die Ebnung des Schloßgartens erreicht wurde.

Diese Mauer, heute Kaimauer an der Alleestraße, steht oben beinahe in der Mitte des ehemaligen Bettes der Saar und ist an einigen Stellen 15 Fuß dick. Die Baukosten betrugen nach A. Koellner 100 000 fl., wobei man die gewaltigen Erdarbeiten und das Ableiten des Flusses mit in Rechnung ziehen muß.

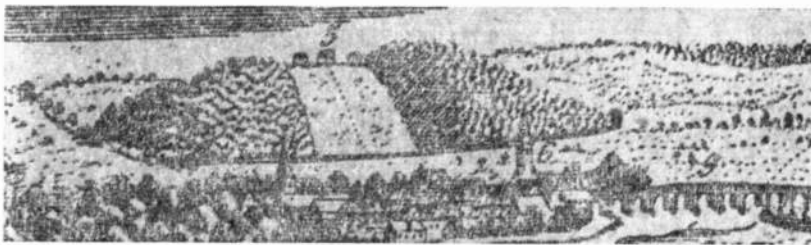
Beachtenswert ist der an der Mauerwand rechts neben der Saarbrücke angebrachte Ablauf in Gestalt eines griesgrämigen Mannskopfes, in dem die Volkstradition

das Porträt eines habgierigen Bäckers sehen will, den der Fürst hier, um ihn für seinen Geiz zu bestrafen, so habe aushauen lassen, daß ihm das schmutzige Wasser aus seinem Munde lief. Auf der andern Seite des Gartens, nach der heutigen Talstraße zu, mußten, um diese zu verbreitern, damit sie in würdiger Weise am Schloßgarten vorbeiführe, die Felsen gesprengt werden, und die alten, noch von der Burg erhaltenen Bollwerke und Mauern an der eigentlichen Burghöhe wurden abgetragen und auch hier die Felsen weggeschrotet, um die vier mächtigen Terrassen mit den Treppenanlagen errichten zu können, die auf der Rückseite des Schlosses zum unteren neuen Gartenteil hinabstiegen.

Auf diese Weise waren 20 Morgen ebenes Terrain am Fuße des Schloßberges gewonnen, und man konnte zur gärtnerischen Ausgestaltung schreiten.“

Der aufmerksame Leser wird nach diesem Bericht Lohmeyers den Eindruck gewinnen müssen, daß die Eingriffe in das städtebauliche Bild durch das Ab Sprengen eines großen Teiles des in die Saar vorspringenden Felsens durch die Abtragung der von der alten Burg erhaltenen Bollwerke und Mauern und durch die Verlegung der Saar bis zur Mitte des Bettes entscheidende Veränderungen im historischen Stadtbild bedeutet haben. Die 23,75 Morgen (nach Angaben von Ruppertsberg) Gelände, die hierbei für den Schloßgarten gewonnen wurden, mögen dies gerechtfertigt haben, wenngleich bereits die kommenden Jahrzehnte erwiesen, daß dieses Werk keinen Bestand hatte. Schon im Jahre 1806 wurde der Lustgarten, der hinter dem Schloß lag, für 7000 frs. an eine Gesellschaft von Kaufleuten versteigert, die ihn in sieben Lose aufteilte und dort Gärten anlegte (die Sieben-Herrengärten). Ebenso wurde der 14 Morgen große Gemüsegarten mit Orangerie und Treibhäusern hinter der Neugasse versteigert.

2. Der Garten beim Lustschloß „Mon plaisir“ auf dem Halberg wurde nach den Plänen von Motte dit la Bonté nach Versailler Vorbild angelegt. Die Terrasse dieses Gartens hat sich ungefähr bis in die heutige Zeit erhalten. Er wurde von Freiherrn v. Knigge, der ihn vor der Zerstörung des Schlosses besucht hatte, ausführlich beschrieben.



Halberg-Monplaisir, Ausschnitt aus einem Stich um 1750

3. Der Garten um Schloß Ludwigsberg wurde von Fürst Ludwig im Jahre 1769 geschaffen. Das kleine Lustschloß diente dem Fürsten für einen Teil des Sommers zum Aufenthalt. Auch hierüber gibt es, ebenso wie über das Jagdschloß Jägersberg, eine ausführliche Beschreibung von Herrn v. Knigge. Vom Schloß Ludwigsberg ist praktisch nichts erhalten.

Für die Stadt von Bedeutung jedoch kann der Dianenhain sein, der von Dipl.-Ing. Heinz ausführlich erforscht und beschrieben wurde. Er hatte eine Ausdehnung von ungefähr 80 ha, wovon heute ein großer Teil in städtischem Besitz, ein anderer Teil Staatsforst ist. Über den Dianenhain gibt es eine Skizze Friedrich Koellners. Er ist in den Jahren 1789–1791 unter dem Oberbaudirektor Balthasar Wilhelm Stengel entstanden. Er schuf eine großartige Anlage von Alleen in Form eines sechsstrahligen Sternes; zwischen denen in dem sehr bewegten Gelände Spazierwege, Wasserläufe und mancherlei Bauten angelegt wurden. Wenn man über dieses Waldgelände hinwegfliegt, kann man noch den großen Stern erkennen. Die Fläche der Gartenanlagen des Dianenhains, des Schönthaler Hofes und des Ludwigsberges betrug ungefähr 100 ha und stand

Abb. 26 u. 27

der Saarbrücker Bevölkerung als Erholungsgelände zur Verfügung. Was läge näher als diesen Zustand auch heute wieder zu erreichen. Das Problem der Bewältigung der Freizeit wird immer drängender. Die Straßen werden mit der zunehmenden Motorisierung auch an freien Wochenenden immer stärker befahren. Wie schön wäre es also und eigentlich wie naheliegend, wenn der Saarbrücker Bevölkerung ein solches Erholungsgebiet unmittelbar am Stadtrand und gerade bei den Stadtteilen Rußhütte, Malstatt und Burbach erschlossen würde. Hier könnte nach der Schaffung des Deutsch-Französischen Gartens und nach der Anlage des Weiherbachtals eine große Anlage entstehen, die keineswegs besondere Wartungskosten erfordert. Denn diese Anlage würde ihren waldparkartigen Charakter behalten. Sie wäre sicherlich ein großer Anziehungspunkt für die Bevölkerung, und zugleich wäre der Erinnerung an die verschwundene Zeit durch eine echte soziale Tat Rechnung getragen.

Damit sind die großen städtebaulichen Betrachtungen über die Denkmalpflege keineswegs abgeschlossen. In dieses Gebiet fällt auch die Gestaltung von Platzanlagen und von Brunnen. Es ist unser ernstliches Bestreben, im Stadtbereich wieder würdige Plätze, die durch Unkenntnis, mangelndes Können oder Ungunst der Zeiten verlorengegangen oder verunstaltet wurden, zu schaffen.

Ein ähnliches Problem stellen auch die Brunnen dar. Saarbrücken hatte früher viele Brunnen. Manche von ihnen wurden zerstört oder aufgegeben. Auch diese Verluste wieder auszugleichen, sind wir bemüht.

Das Lohmeyerhaus

Abb. 28 u. 29

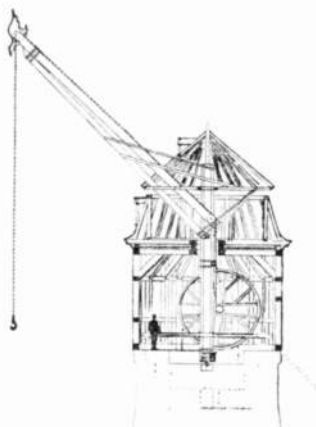
Ein besonderes Problem ist die Restaurierung des Hauses Lohmeyer. Geheimrat Lohmeyer, der 1878 in Saarbrücken geboren wurde und am 8. November 1957 hier gestorben ist, hat dieses Haus, das von seinen Eltern erbaut wurde, nach seiner Heidelberger Zeit bewohnt. In seinen „Erinnerungen“, die im Jahre 1960 herausgegeben wurden, wurde dieses Haus, der Nußbergerhof, in einer Anzahl von Bildern dargestellt. Es ist ein an einem stark geneigten Südhang gelegenes großes Einfamilienhaus, das in seiner Fassadengestaltung einen ausgeprägten, wenn auch schlichten barocken Charakter zeigt. Auf einem Sockelgeschoß sitzt das Erdgeschoß mit einer Anzahl von Gesellschaftsräumen. Das Haus hat eine streng betonte Mittelachse. Die Eingangshalle und die Treppe sind besonders großzügig gehalten. Im Obergeschoß befanden sich Schlafzimmer, Bäder und Fremdenzimmer. Der sehr große Garten, der zu diesem Hause gehörte, wurde aufgeteilt. Trotzdem hat das der Stadt verbliebene Grundstück eine Fläche von ungefähr 3200 qm. Das Vermächtnis erfolgte unter der Bedingung, daß Haus- und Grundstück einem kulturellen Zweck zugeführt würden. Seit Lohmeyers Tod steht das Anwesen verlassen da. Die bauliche Substanz leidet trotz aller Schutzmaßnahmen.

Eine Saarbrücker Tageszeitung hat es vor kurzem als ein Spukschloß bezeichnet, und düster und unheimlich ist es, wenn man durch diese leeren Räume geht, die feucht und unbehaglich sind. Dem Verfasser, der bei einer solchen Besichtigung einen Unfall erlitten hatte, liegt dieses Haus jetzt, wie dies nach solchem Anlaß so zu sein pflegt, besonders am Herzen. Er hatte den Vorschlag gemacht, das Stadtarchiv hier unterzubringen. Das Archiv ist so groß, daß es in dem Haus allein nicht Platz finden könnte. Es müßte jedoch möglich sein, in dem großen Garten ein dem Gelände angepaßtes Magazin zu errichten, so daß man im Lohmeyerhaus nur den historischen Teil des Archivs unterbringen braucht und auch die Möglichkeit hätte, Bilder, die seit langem aufgerollt in unseren Archivräumen liegen, dort zu zeigen. Der kulturelle Zweck wäre durch die Verwendung des Hauses als Archiv sicherlich gegeben. Das Beste jedoch wäre es, nach dem ursprünglichen Vorschlag des seinerzeitigen Stadtdirektors Margardt zu verfahren und aus dem Hause ein rein städtisches Museum zu machen, dessen Räume auch für besondere Feierlichkeiten und Empfänge zur Verfügung stehen könnten.

Der Grundstein zum Bau des Saarkranens wurde im Jahre 1761 nach Plänen von Friedrich Joachim Stengel gelegt. Die Initiative erfolgte durch Saarbrücker Kaufleute, die im Jahre 1760 die Kranengesellschaft gegründet hatten. Die Fundamente dieses Kranen sind zum großen Teil erhalten und wurden beim Bau der Saaruferstraße freigelegt. Nach Lohmeyer war die Konstruktion die gleiche wie bei dem Andernacher Modell mit einem drehbaren Dach. Der Kranen wurde innen durch zwei Räder mittels Tretstufen in Bewegung gesetzt. Im Jahre 1784 wurde durch das Hochwasser, welches die Saarbrücke teilweise zerstörte, auch der Kranen ein Opfer der Fluten. Das Fundament hat dem Wasser standgehalten. Er wurde später wieder in der alten Form aufgebaut. Im Jahre 1865 wurde der Kranen bis auf den Sockel, welcher in die Stützmauer der Straße einbezogen wurde, entfernt, da er durch die Inbetriebnahme des neuen großen Hafens überflüssig geworden war. Dieser in glatten Quadern aufgeführte achteckige Sockel ist erhalten. Die Industrie- und Handelskammer hat die Absicht, den Kranen in seiner alten Form wieder herzustellen. Es wäre erfreulich, wenn diese Absicht verwirklicht werden könnte.

Abb. 30

Stengelscher Saarkran
nach einer Rekonstruktion
von D. Heinz



Diese Betrachtungen haben ein weites Feld erschlossen und sollen die anstehenden Probleme zur Diskussion stellen, ohne daß sie deren ganzen Umfang darstellen konnten. Es ist aber wohl erkennbar geworden, wie sehr diese Dinge uns seit vielen Jahren berühren, wie sorgfältig sie wissenschaftlich bearbeitet und mit welch großem Eifer Lösungsmöglichkeiten gesucht werden. Saarbrücken kann sich glücklich schätzen, daß seine alte Stadtsilhouette weitgehend erhalten ist. Noch grüßen die alten Türme mit den Stengelschen Turmhelmen, die Friedenskirche, die Stiftskirche in St. Arnual und hoffentlich bald auch die Schloßkirche in Alt-Saarbrücken auf der linken Saarseite, die Türme der alten Evangelischen Kirche und der Katholischen Kirche von St. Johann. Noch ragt der eigenwillige und beinahe fremdartige Turm der Ludwigskirche ungebrochen empor. Neuere Türme haben sich ihnen zugesellt und fügen sich harmonisch dem Stadtbild ein. Vieles ist anders geworden, aber die alten Straßen und Plätze sind geblieben.

Natürlich hat sich die Stadt gewandelt. Schon von dem Augenblick an, als sie durch die Bomben zerstört wurde, ist sie anders gewesen. Die Lebensbedingungen und die Aufgaben sind andere geworden, vieles wurde groß-

zügiger und großstädtischer angelegt; trotzdem sind im historischen Stadtbereich alte Straßen und Plätze geblieben. Aber noch eines konnte erhalten bleiben: ein Hauch der alten Barockresidenz, eine Erinnerung an eine Zeit, in der in einzigartiger Form sich eine Schöpferkraft entwickelt hat, wie sie vorher und nachher nie wieder ähnlich in Deutschland in Erscheinung getreten ist. Wie lichtester Glanz steht diese Kunst vor unseren bewundernden Augen, Städte weiteten sich zu großartigen Anlagen, was vorher eng und verwinkelt war, wurde nunmehr luftig und hell. Herrliche Plätze entstanden wie Feerräume städtischen Lebens, großangelegte Gärten und Wasserkünste umgaben diese wunderbaren Bauten, bevölkert von Statuen, von Nymphen und Nixen, Allegorien der Götter, der Elemente und der Jahreszeiten.

Das alles war auch in Saarbrücken da. Vieles ist versunken und vergangen, manches wurde wieder aus der Zerstörung lebendig und gegenwärtig gemacht. Der Erkenntnis von der Bedeutung dieser Zeit hat Geheimrat Lohmeyer durch wissenschaftliche Forschung die Grundlage gegeben. Stengel, dessen künstlerischer Rang von Lohmeyer gebührend gewürdigt wurde, ist sonst weithin unbekannt. In den großen Handbüchern der Kunstgeschichte wird er nicht mehr als mit wenigen Zeilen erwähnt. Dies ist sein Schicksal, so wie es bisher auch das Grenzlandschicksal der Stadt Saarbrücken war, fern von den Zentren Deutschlands zu liegen und darum nicht die entsprechende Würdigung zu erfahren. In einem geeinten Europa wäre dies anders. Die Randlage der Stadt wäre überwunden, und ihre kulturelle Bedeutung würde mehr als bisher zur Geltung kommen. Es wäre eine einzigartige Gelegenheit, hier mit dem Ludwigsplatz und dem Schloßplatz, dem Schloßgarten, den Anlagen auf dem Halberg, auf dem Ludwigsberg und dem Dianenhain wiederum die Atmosphäre der alten Barockresidenz anklingen zu lassen, ein echter Beitrag zum Ansehen der Stadt und des Landes. Für die Bürger dieser Stadt ein Stück alter Heimat.

Für den Verfasser aber, aufgewachsen in der Formenwelt der Fischer von Erlach, eines Johann Lukas von Hildebrandt, eines Jakob Prandtauer, nachher fast zwei Jahrzehnte in dem traditionsreichen Bremen und später vor den Toren von Köln mit seiner großen Vergangenheit und seinen sakralen und profanen Heiligtümern, dem Dom, den romanischen Kirchen, dem Gürzenich und dem Rathaus mit den römischen Ausgrabungen lebend, war das Studium der baugeschichtlichen Vergangenheit Saarbrückens von besonderem Reiz. Neben den städtebaulichen Gedanken, die zukunftsweisend den Aufbau dieser Stadt zum Ziele haben, entwickelte sich seit dem Jahre 1958, als eine Ausstellung im Saarland-Museum unter dem Titel „Du und Deine Stadt“ vorbereitet werden mußte, ganz von selbst eine ständig anhaltende gedankliche Verbindung mit der Vergangenheit dieser Stadt. Diese innere Berührung mit der eigentlichen Seele der Stadt, der Residenz, zu der Saarbrücken jetzt als Landeshauptstadt wieder geworden ist, wurde zum Ausgleich für den Kampf mit den vielen, dringend nötigen Dingen verwaltungstechnischer Art, welche nun einmal die materielle Grundlage für die Durchführung städtebaulicher Ziele sind, und für die oft bitteren Schlachten, die auf den verschiedensten Ebenen hierfür geschlagen werden. Möge diese Arbeit den Anstoß zu weiteren Kämpfen geben zum Wohle der Bevölkerung und für das Ansehen des ganzen Landes.

ANHANG

I.

Ortsstatut

gegen die Verunstaltung der Straßen und Plätze
und des gesamten Ortsbildes der Stadt Saarbrücken.

Auf Grund der §§ 2, 3 und 5 des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften usw. vom 15. Juli 1907 (G. S. Seite 260/261) und des § 10 der Rheinischen Städteordnung wird für den Bezirk der Stadt Saarbrücken nach Anhörung Sachverständiger und auf Grund des Stadtverordneten-Beschlusses vom 26. Oktober
21. Dezember
1909 das folgende Ortsstatut erlassen:

§ 1.

Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baupolizeilichen Änderungen

I. im Stadtbezirk Alt-Saarbrücken:

- a) In der Umgebung der Stiftskirche in St. Arnual,
- b) an dem Schloßplatz und der südlichen Seite der Talstraße, zwischen Schloßplatz und Spichiererbergstraße,
- c) am Schloßberg,
- d) in dem vom Schloßberg, von dem Schloßplatz, von der Tal-, Spichiererberg-, Alleestraße umschlossenen Block,
- e) in der Umgebung der alten Brücke einerseits bis zur Herrenallee, andererseits bis zum Grohé-Henrich'schen Grundstück an der Wilhelm-Heinrichstraße, jetzt mit Nr. 33 bezeichnet, dieses einbegriffen,
- f) am Ludwigsplatz,
- g) an dem Markt und dem anstoßenden Teil der Saalbaustraße,
- h) in der Umgebung des Deutschhauses;

II. im Stadtbezirk St. Johann:

- i) am Marktplatz und in den in diesen einmündenden Straßen, soweit sie mit ihm ein einheitliches Städtebild abgeben,
 - k) am Platz an der alten Brücke,
 - l) am Rathausplatz und in der sonstigen Umgebung des Rathauses und seinen jeweiligen Erweiterungsbauten und der Johanniskirche,
 - m) in der Umgebung der katholischen Kirche,
 - n) auf dem alten Friedhof am Rotenberg und in dessen Umgebung
- ist zu versagen, wenn die Eigenart des Orts- und Straßenbildes durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

§ 2.

Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung baulicher Änderungen an den folgenden Bauwerken von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung:

I. im Stadtbezirk Alt-Saarbrücken:

1. an der Stiftskirche in St. Arnual,
2. an der Ludwigskirche,
3. an der Schloßkirche,
4. an den Häusern am Schloßplatz, jetzt mit Nr. 1 bis 16 einschließlich bezeichnet,
5. an den Häusern am Ludwigsplatz, jetzt mit Nr. 4 bis 7 einschließlich 9 bis 17 einschließlich bezeichnet,
6. an dem Hause an der Kronprinz-Straße, jetzt mit Nr. 3 bezeichnet (Dragonerkaserne),
7. sowie am Deutschhause;

II. Stadtbezirk St. Johann:

1. an der Johanniskirche,
2. an der alten evangelischen Kirche,

3. an der katholischen Kirche,
4. an dem Kablé'schen und dem Erben Lucas'schen Hause an der alten Brücke,
5. und zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung dieser Bauwerke

ist zu versagen, wenn die Eigenart der genannten Gebäude oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

§ 3.

Ausnahmen von den Bestimmungen der §§ 1 und 2 dieses Ortsstatuts sind nur nach Maßgabe des § 2 Absatz 2 des Gesetzes zulässig.

§ 4.

Vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung aus vorgedachten Gründen sind die Baukommission der Stadt Saarbrücken und der Bürgermeister zu hören. Der Baukommission steht es frei, Sachverständige, welche Mitglieder der Kommission nicht sind, zuzuziehen. Glaubt die Baukommission, der Baupolizeibehörde die Versagung empfehlen zu sollen, so ist ihr ablehnendes Gutachten vor Abgabe an die Baupolizeibehörde dem Baulustigen mitzuteilen. Diesem steht es dann frei, binnen 5 Tagen nach Zustellung der Mitteilung eine Stellungnahme der Stadtverordneten-Versammlung zu beantragen.

§ 6 Satz 2 und 3 des Gesetzes vom 15. Juli 1907 finden Anwendung.

§ 5.

Die Anbringung von Reklameschildern, Schaukästen und Abbildungen bedarf der baupolizeilichen Genehmigung.

Diese ist zu versagen, wenn dadurch Straßen oder Plätze oder das Ortsbild gröblich verunstaltet werden würde; sofern es sich um die in den §§ 1 und 2 dieses Ortsstatuts bezeichneten Straßen oder Plätze und Bauwerke handelt, ist die Genehmigung auch dann zu versagen, wenn die Eigenart des Orts- oder Straßenbildes oder der Bauwerke oder der Eindruck, den die Bauwerke hervorrufen, beeinträchtigt werden würde.

§ 6.

Dieses Ortsstatut tritt mit der Bekanntmachung in Kraft. Gleichzeitig tritt das entsprechende Ortsstatut für Alt-Saarbrücken vom 10. Februar 1909 außer Kraft.

Saarbrücken, den 26. Oktober 1909.
21. Dezember

Der Bürgermeister.

I. V.:

Schlösser.

Das vorstehende Ortsstatut ist durch Beschluß des Bezirksausschusses zu Trier vom 27. Februar 1910 E. VII 3 genehmigt worden und wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Der Bürgermeister.

I. V.:

Schlösser.

In der Stadtverordneten-Versammlung vom 11. 9. 1923 wurde in dem § 1 II e hinter dem Worte „Rathauses“ „und seinen jeweiligen Erweiterungsbauten“ eingefügt.

Beschluß.

Auf Grund des § 16 Abs. 3 des Zuständigkeitsgesetzes vom 1. August 1883 wird die von der Stadtverordneten-Versammlung der Stadt Saarbrücken in ihrer Sitzung vom 11. September 1923 beschlossene Ergänzung des Ortsstatuts gegen die Verunstaltung von Straßen und Plätzen und des gesamten Ortsbildes der Stadt Saarbrücken vom 26. Oktober 1909 hiermit genehmigt.

21. Dezember
Saarbrücken, den 10. Oktober 1923.

Der Verwaltungsausschuß
des Saargebietes.

gez.: Dr. Schlotmann,
Oberregierungsrat.

II.

Baudenkmäler im Stadtgebiet Saarbrücken

Zusammenstellung der bei Walter Zimmermann „Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken“, Verlag L. Schwann, Düsseldorf, 1932, und der Liste von Dr. J. Keller vom 21. Mai 1946 aufgeführten Objekte.

Stadtteil Malstatt

Evangelische Kirche; Ludwigsberg.

Stadtteil Alt-Saarbrücken

Altneugasse 13; Altneugasse 18; Altneugasse 25 (Palais Bode); Altneugasse 27; Altneugasse 30; Altneugasse 32.

Deutschherrnhaus; Deutschherrnkapelle; Deutschherrnstraße 12 (Pavillon Stichling); Deutschherrnstraße 12 (Pavillon Spahr).

Eisenbahnstraße 7 (Gymnasium); Eisenbahnstraße 11 (Gymnasium); Ev. Kirchengasse 1; Ev. Kirchgasse 2.

Friedenskirche (Reformierte Kirche).

Gärtnerstraße; Pavillon Karcher; Grafenhof 6 (Alter Rotenhof).

Hindenburgstraße 1 (Oberamt); Hindenburgstraße 2 (Oberamt); Hindenburgstraße 3 (Oberamt); Hintergasse 1 a; Hintergasse 1 b; Hintergasse 3.

Küfergasse 12.

Ludwigskirche; Ludwigsplatz.

Nußberger Hof; Orangerie des Schlosses (Wintergarten).

Probsteigasse 12 („Zur Kanone“, Probstei).

Rathaus.

Saarbrücke; Schloß; Schloßberg 3; Schloßberg 7; Schloßberg 8; Schloßberg 9; Schloßberg 17; Schloßfelsen; Schloßkirche; Schloßparkpavillon; Schloßplatz 3 (Erbprinzenpalais); Schloßplatz 4 (Erbprinzenpalais); Schloßplatz 5 (Erbprinzenpalais); Schloßplatz 6; Schloßplatz 7; Schloßstraße 6; Schloßstraße 11; Schloßstraße 16; Schloßstraße 19 (Haus Koellner); Schloßstraße 20 (Hagenscher Hof); Schloßstraße 25; Stadtbefestigung (Altneugasse, Hintergasse u. a.); Suppengasse 3.

Talstraße 8; Talstraße 10; Talstraße 12; Talstraße 22; Talstraße 24; Talstraße 65 (Pavillon Gräser).

Vorstadtstraße 25; Vorstadtstraße 26; Vorstadtstraße 28; Vorstadtstraße 30; Vorstadtstraße 32; Vorstadtstraße 34; Vorstadtstraße 36; Vorstadtstraße 38; Vorstadtstraße 40; Vorstadtstraße 43; Vorstadtstraße 46; Vorstadtstraße 55 (Haus Knipper); Vorstadtstraße 63 (Hauptzollamt).

Wilhelm-Heinrich-Straße; Wilhelm-Heinrich-Straße 1; Wilhelm-Heinrich-Straße 4; Wilhelm-Heinrich-Straße 6 (mit Prinzenzimmer); Wilhelm-Heinrich-Straße 9 (Stengels Wohnhaus); Wilhelm-Heinrich-Straße 17 (Palais Perl).

Stadtteil St. Arnual

Kreuzgang.

Marktplatz 7.

Saargemünder Straße 1 (Teehaus); Saargemünder Straße 45 (Malditz-Pavillon); Saargemünder Straße 146; Saargemünder Straße 164; Stiftskirche; Stiftsplatz.

Stadtteil St. Johann

Bahnhofstraße 7; Bahnhofstraße 8; Bahnhofstraße 9; Bartenberg.

Evangelische Kirche St. Johann (Alte Kirche); Ev. Kirchstraße 15; Ev. Kirchstraße 19; Ev. Kirchstraße 21; Ev. Kirchstraße 22; Ev. Kirchstraße 28.

Faßstraße 10.

Friedhofshalle auf dem Rotenberg; Fröschengasse 4; Fröschengasse 14 (mit Stadtmauerresten).

Kaninchenberg.

Kathol. Kirchstraße 6; Kathol. Kirchstraße 9; Kathol. Kirchstraße 10; Kathol. Kirchstraße 18; Kathol. Kirchstraße 51 (Hinterhaus ehem. Hauptgebäude); Katholische Pfarrkirche St. Johannis et St. Ludovici.

Mainzer Straße; Mainzer Straße 1; Mainzer Straße 2; Mainzer Straße 3; Mainzer Straße 4; Mainzer Straße 5; Mainzer Straße 6; Mainzer Straße 8; Mainzer Straße 10; Marktbrunnen; Marktplatz; Marktplatz 1; Marktplatz 2 („Stiefel“); Marktplatz 8; Marktplatz 18; Marktplatz 21; Marktplatz 22; Marktplatz 26; Marktplatz 27 („Zum Alten Hirsch“); Marktplatz 28; Marktplatz 35; Marktplatz 41; Marktplatz 49 (Steinkallenfelsscher Hof „Zum Goldenen Faß“).

Römerkastell.

Saarland-Museum; Saarstraße 12; Saarstraße 14; Saarstraße 15; Saarstraße 17; Stadtbefestigung (Ringmauer um den Altstadt kern).



MITARBEITER

Hans Bernhard Schiff,
Saarbrücken 5, Ottstraße 2

Dr. Gerhard Hard,
Bonn, Geographisches Institut, Franziskanerstraße 2

Dr. Waldemar Lichtenberger,
Sobernheim, Leinenborn 47

Dr. Helga Dorothea Hofmann,
Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes

Prof. Dr. Ernst Christmann,
Kaiserslautern, Ebertstraße 78

Carl Büch, Kaufmann a. D.,
Gersweiler, Hauptstraße 54

Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Stadtoberbaudirektor
und Beigeordneter, Saarbrücken 3, Kobenhüttenweg 38

Klischees stellten zur Verfügung:

Buchdruckerei und Verlag Karl Funk S. 106, Abb. 24

„Die Saarheimat“, Verlag „Die Mitte“, Saarbrücken, Abb. 26

Dipl.-Ing. Dieter Heinz S. 121, Abb. 22, Abb. 27

Kulturamt der Stadt Saarbrücken S. 103–105, Abb. 14, Abb. 15, Abb. 30

Minerva-Verlag Saarbrücken S. 90, Abb. 8–10, Abb. 19

REDAKTIONSAUSSCHUSS

Prof. Dr. Adolf Blind, ordentl. Professor an der Rechts- und
wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt

Rudolf Bornschein, Museumsdirektor
Saarbrücken, Mainzer Straße 67

Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes
Quierschied, Beethovenstraße 3

Edmund Haßdenteufel, Beigeordneter, Stadt Saarbrücken

Dipl.-Ing. Dieter Heinz
Saarbrücken, Spichererbergstraße 73

Kurt Hoppstädter, Eisenbahnamtman
Fürth i. O.

Dr. Hanns Klein, Stadtarchivar
Wellesweiler, Bergstraße 29

Dr. Joachim Kopper, außerplanmäßiger Professor an der Phil. Fakultät
der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Dipl.-Ing. Dr. Hans Krajewski, Beigeordneter
Saarbrücken, Rotenbühlerweg 49

Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde,
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege i. R.
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11

Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen

Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat i. R.
Saarbrücken, Elisabethenstraße 13

Prof. Dr. Eugen Meyer, ordentl. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 14

Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Gaußstraße 74

Prof. Dr. G. Rathjens, ordentl. Professor an der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Hellwigstraße 19

Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Hochschule für Musik
Saarbrücken, Guerickestraße 68

Willi Reinkober, Verwaltungsdirektor
Saarbrücken, Obersteiner Straße 24

Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth
ordentl. Professor an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes
Saarbrücken, Bayernstraße 12

Dr. Günther Stark, Intendant a. D.
Rentrish, Dudweilerstraße

Dr. Peter Volkelt, Kustos
Saarbrücken, Heinrich-Böcking-Straße 23

Peter Zenner, Direktor der Kath. Pädag. Hochschule und Stadtschulrat a. D.
Saarbrücken, Hindenburgstraße 63

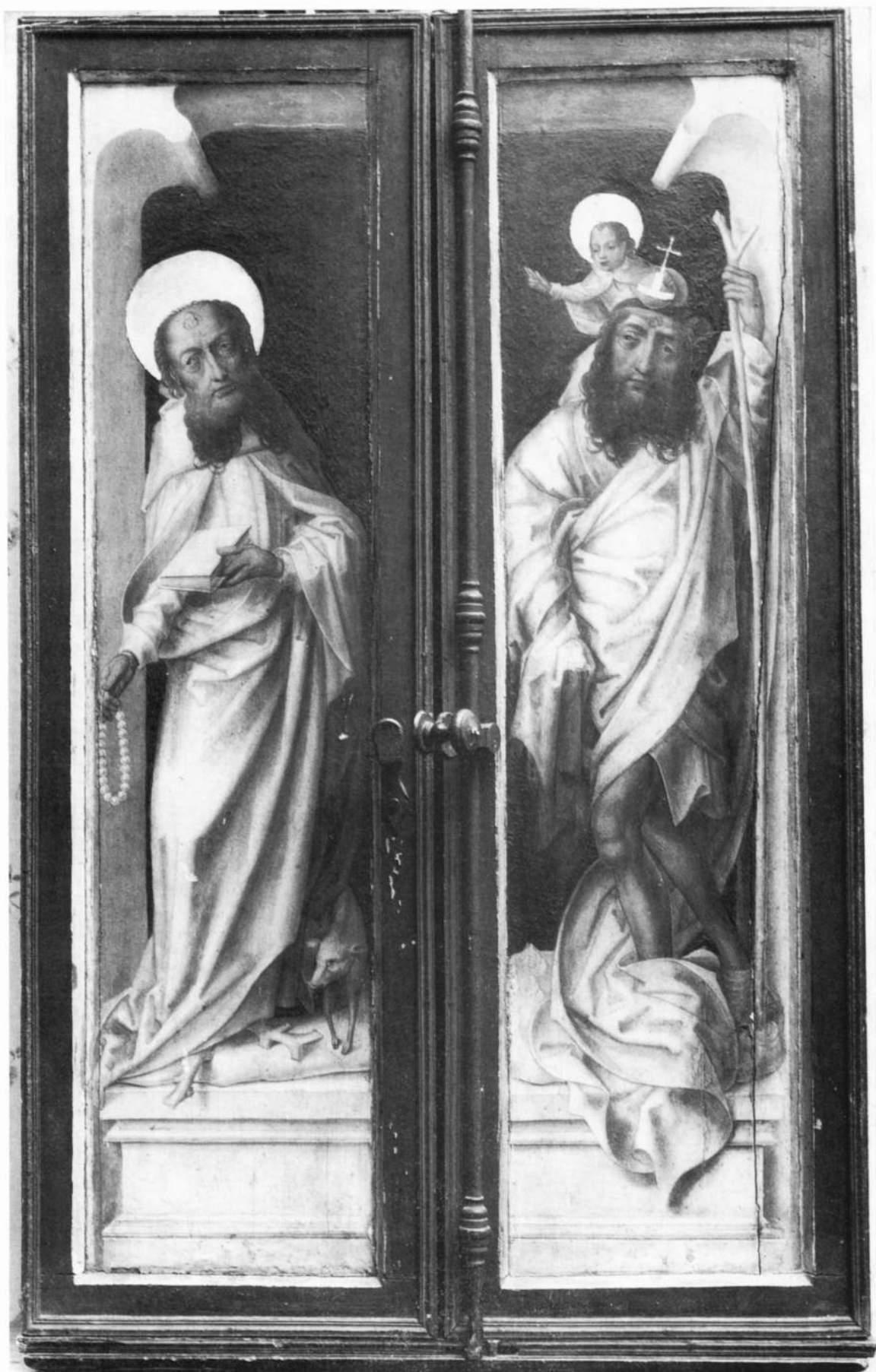


Abb. 1 Flügelaltar bei Metz: Außentafeln

Foto H. Boockmann



Abb. 2 Flügelaltar bei Metz: Gesamt

Foto: H. Boockmann

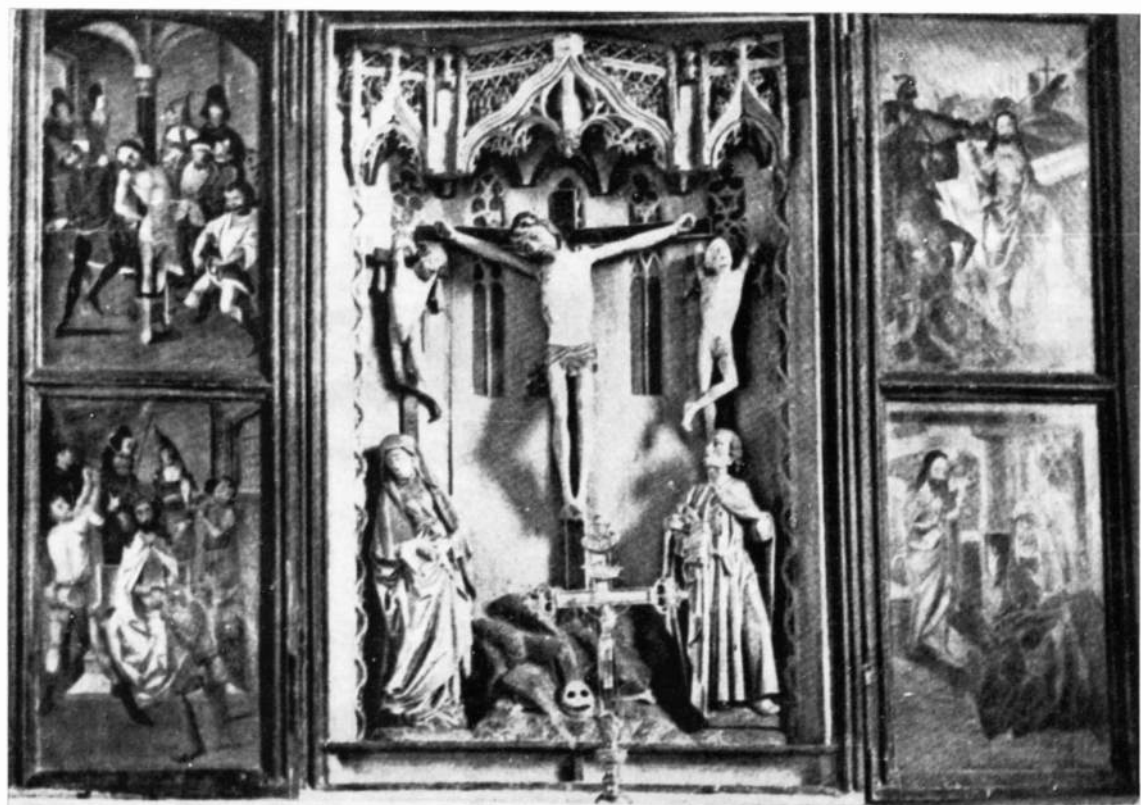


Abb. 4 Retabel in Faux-en-Forêt/Falt

(Aus Elsaß-Lothr. Jahrb. 1930)



Abb. 3 Flügelaltar bei Metz: Corpus

Foto H. Bockmann



Abb. 5 Kreuzigungsgruppe in Villers-le-Rond (Dép. Moselle)
Foto H. Boockmann



Abb. 7 Bayerisches Nationalmuseum:
Monstranzaltärtchen von Erasmus Grasser
(Foto Katalog des Bayer. National-Museums Bd. XIII, 2)



Abb. 6 Retabel im Musée municipal Metz

Foto H. Boockmann

Abb. 8

Ehemalige Herrenhäuser
der Gersweiler Glashütte

Foto Carl Büch



a



b

Abb. 9

Gersweiler,
Haus Hüttenstraße 24,
a Kühlöfeneingänge im
Untergeschoß
b Straßenansicht

Fotos Carl Büch

Abb. 10

Alte Glashüttenstollen hinter dem Haus
Hüttenstraße 24 in Gersweiler

Foto Carl Büch





Abb. 11 Erzeugnisse der Gersweiler Glashütten im Besitz von Carl Büch

Foto D. Heinz

Abb. 12

Gersweiler, links alte
Faktorei und ehemaliges
Lagerhaus (später Betsaal)
der Gersweilerer Glashütte

Ölbild von Carl Büch

Foto D. Heinz



Abb. 13 Ehemalige Uhrenglasfabrik Mohr in Gersweiler

Foto Carl Büch



Kriegszerstörung

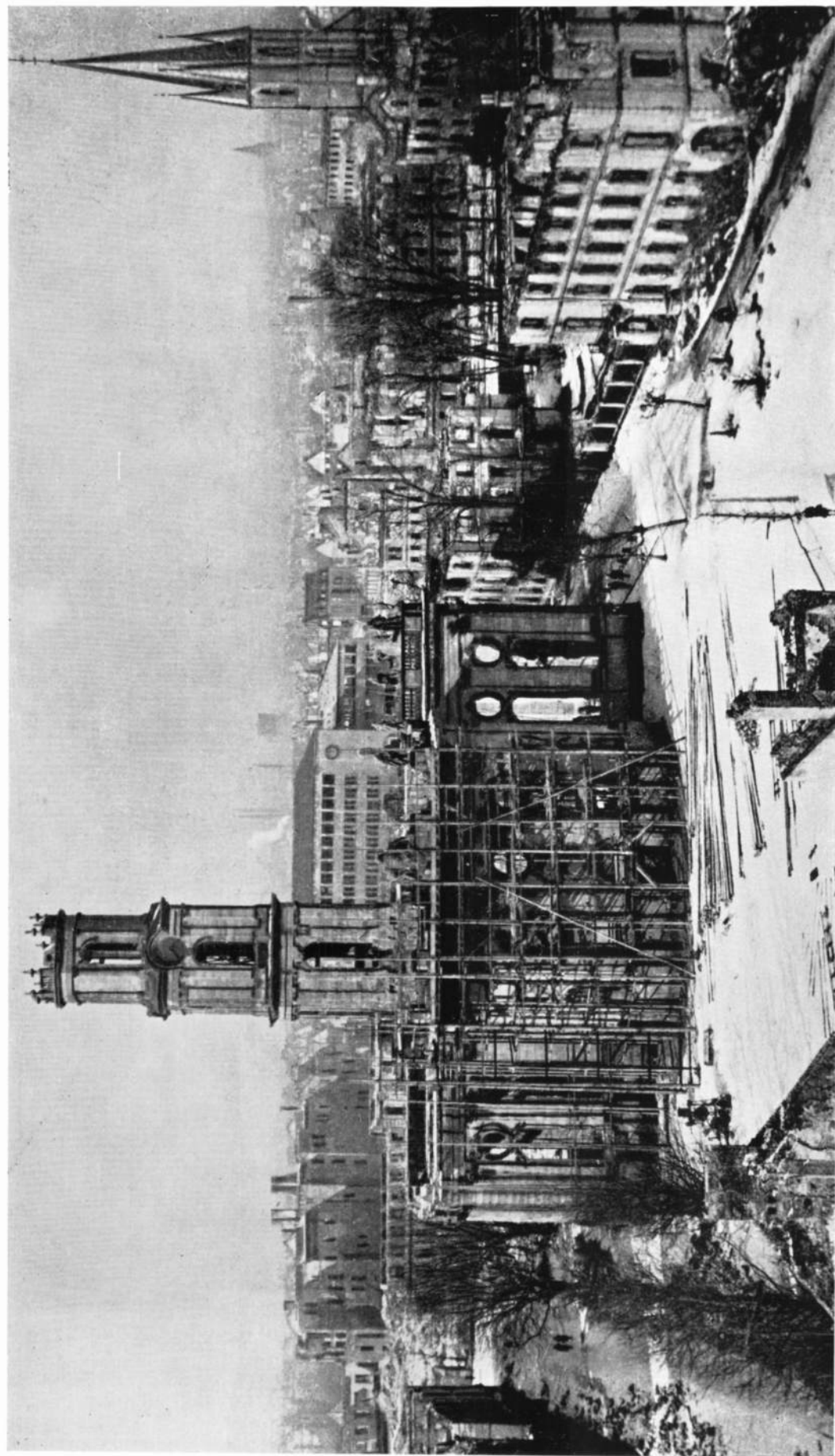


Abb. 15 Der zerstörte Ludwigsplatz. Blick vom Turm der Friedenskirche



Abb. 16 Beispiel Ulm: Die neuen Verkehrsadern durchschneiden die Altstadt
(nach Abb. S. 391 aus: Deutscher Städtebau nach 1945)

Abb. 17 Gegenbeispiel Saarbrücken: Die Altstadtkerne werden nur tangiert

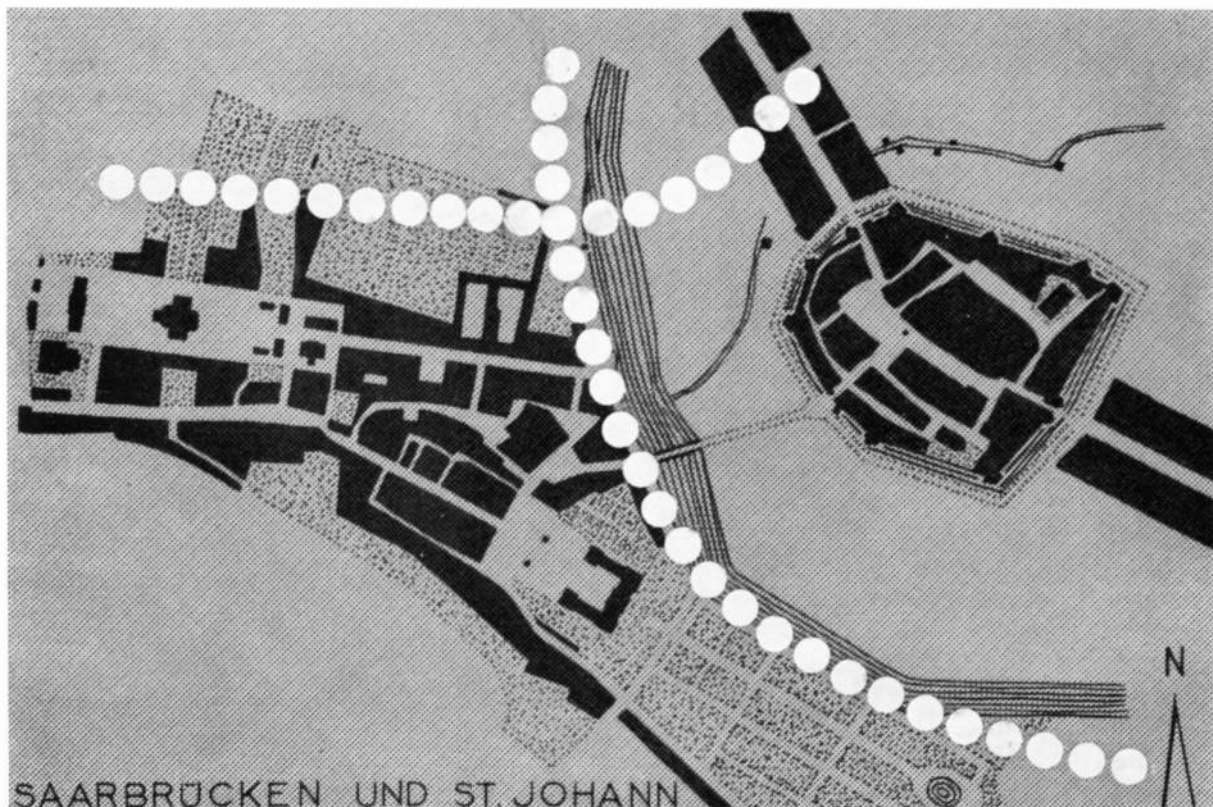




Abb. 18 Der wiedererstandene Ludwigsplatz 1964

Azur Luftbild Nr. 7241

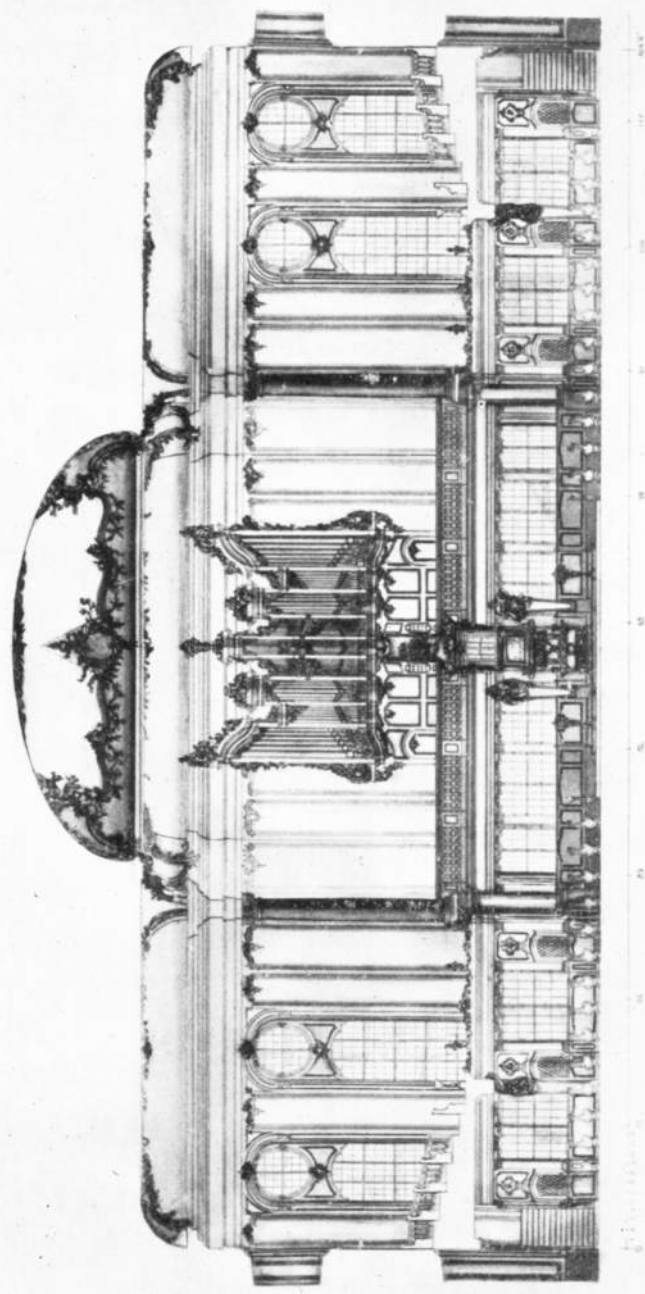
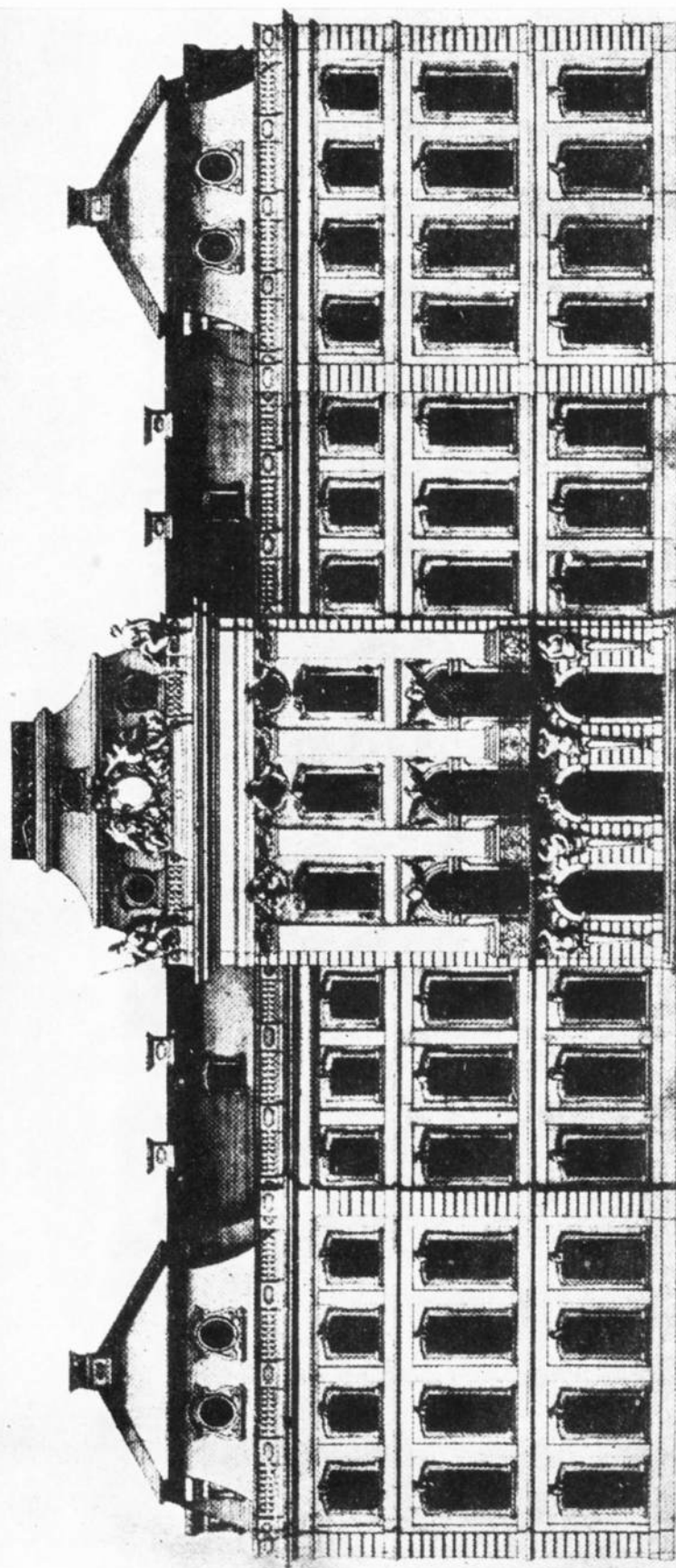


Abb. 19 Der ursprüngliche Innenraum der Ludwigskirche, Nordquerschnitt aus den Rekonstruktionszeichnungen von D. Heinz

*Elevation de la façade du Château de Sarrbruck
du côté de la Cour*

C. L. H. 1837



C. L. H. 1837



Abb. 20 Hofansicht der Saarbrücker Residenz, Originalplan von F. J. Stengel, nach Abb. 45 in Lohmeyers Gartenbuch von 1937

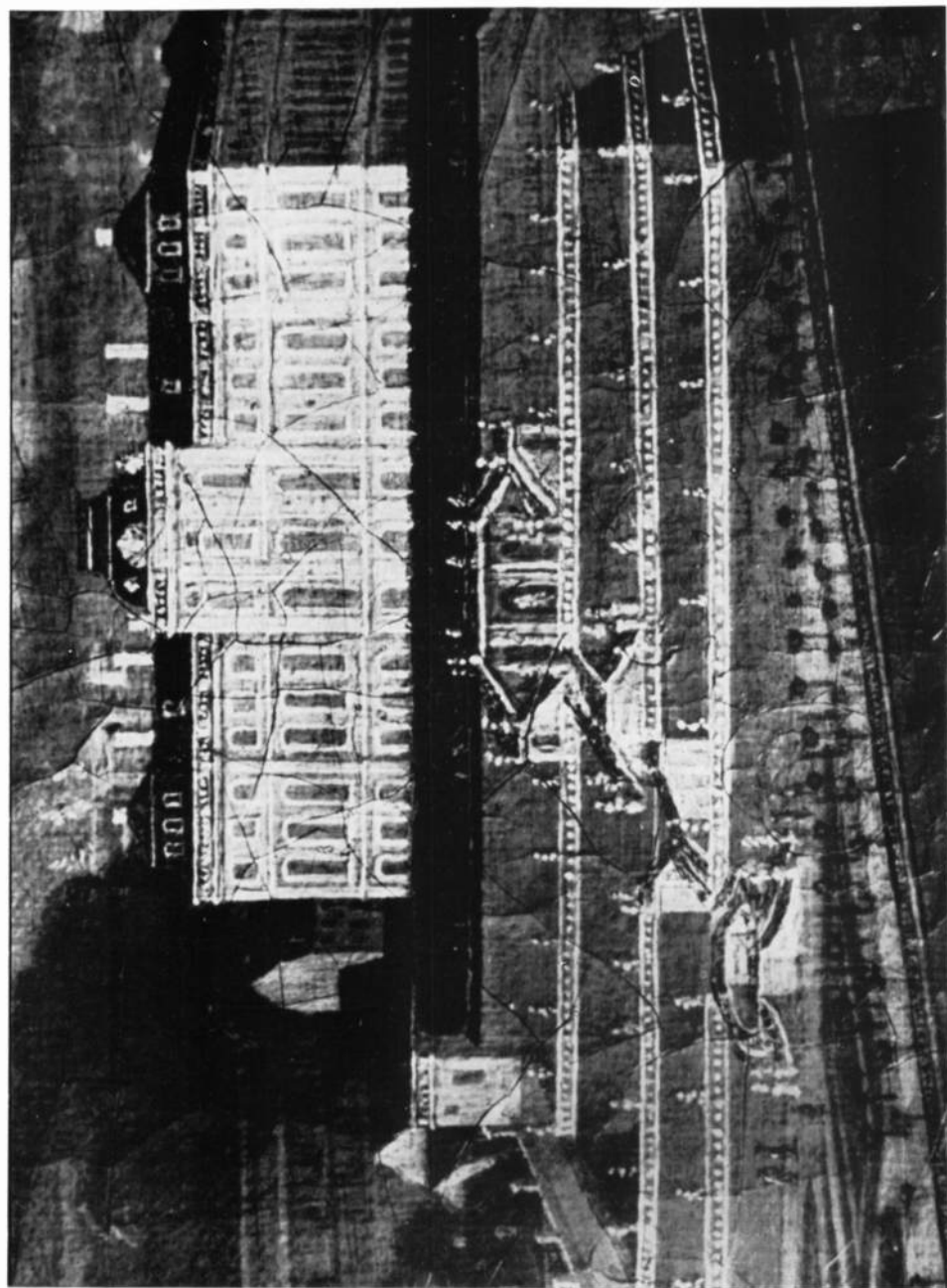


Abb. 22 Die Saarbrücker Residenz mit der großen Parktreppe um 1770 in der Stengelschen Fassung, vergrößerter Ausschnitt aus dem Städtebild im Saarlandmuseum

Foto D. Heinz

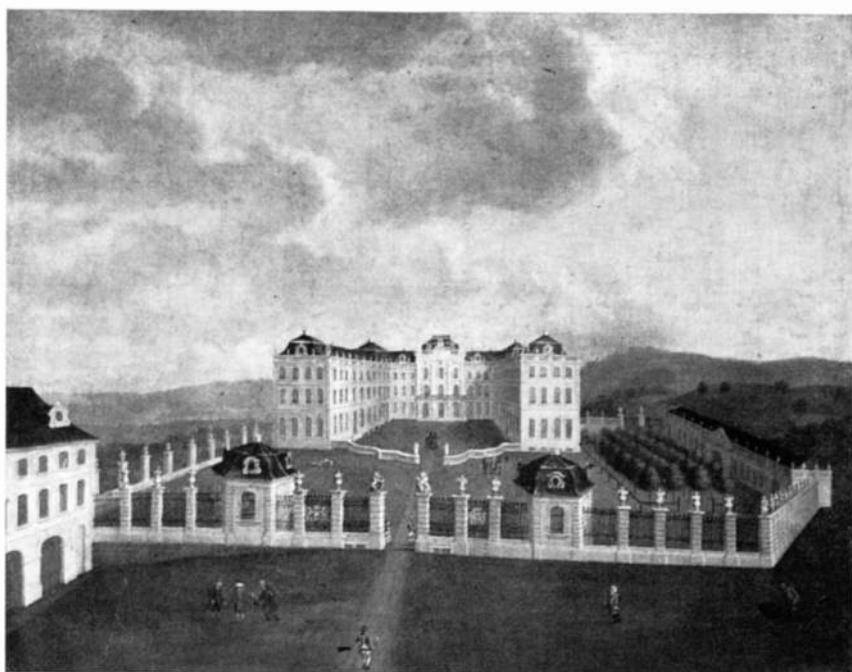


Abb. 23 Schloß und Schloßplatz in der Stengelschen Fassung: Allmähliches Ansteigen der unter-
teilten Platzfläche zum hohen Schloßbau, Ölbild im Saarland-Museum Foto D. Heinz

Abb. 24 Heutiger Schloßtorso von 1811 mit den Zutaten von 1938. Die Proportion des Schlosses ist durch den Verlust des
Mezzaningeschosses, die Platzfläche durch den Einbau einer Freitreppe gestört.



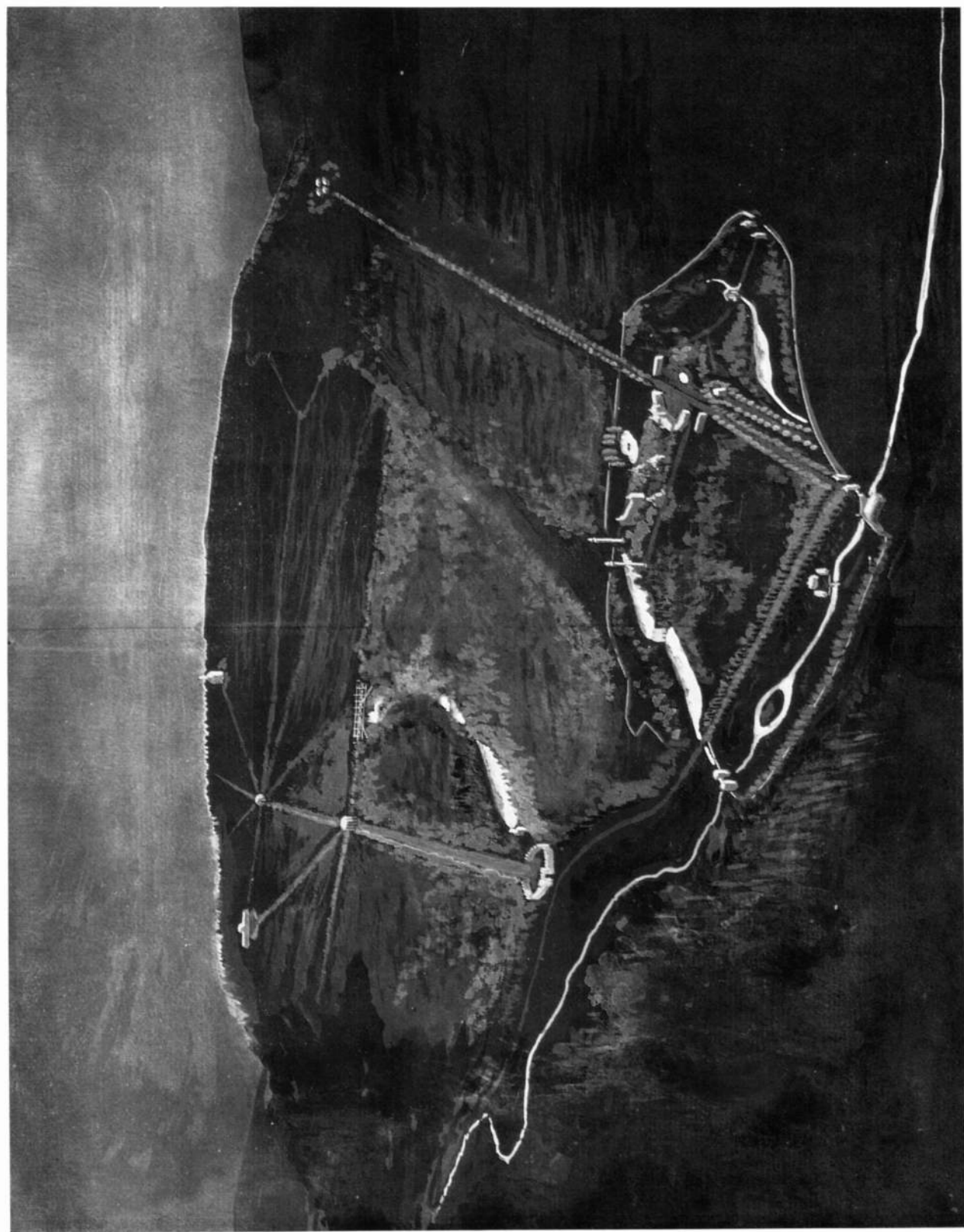




Abb. 26

Der Park Ludwigsberg,
Schönthal und Dianenhain
zwischen Fischbach und
Rodenhof um 1790

nach der Rekonstruktion
von Dieter Heinz

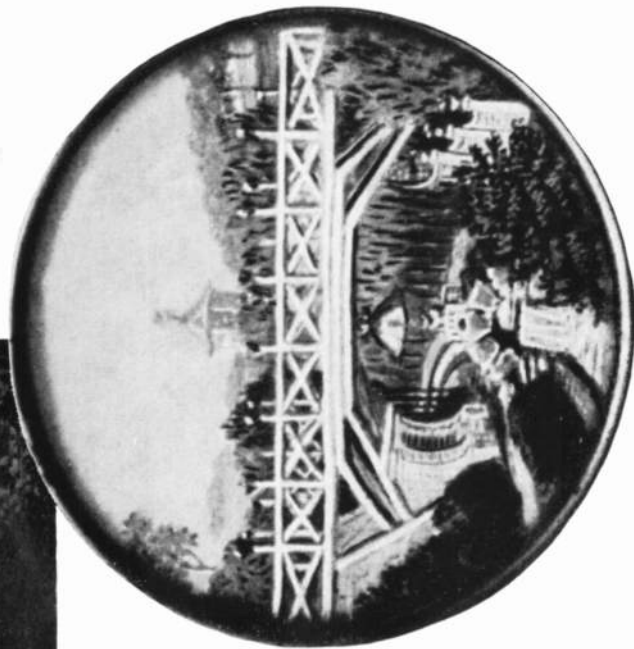


Abb. 27

Die Heiligengräben des Dianenhaines im
heutigen Waldgelände und nach einer alten
Knoptminiatur J. F. Dryanders

Fotos D. Heinz



Abb. 28 Der Nußberger Hof in Saarbrücken als Wohnsitz Karl Lohmeyers

Foto Prien / Kiel

Abb. 29 Das Holländische Zimmer im Nußberger Hof zur Zeit Karl Lohmeyers

Foto Kirschmann, Saarbrücken



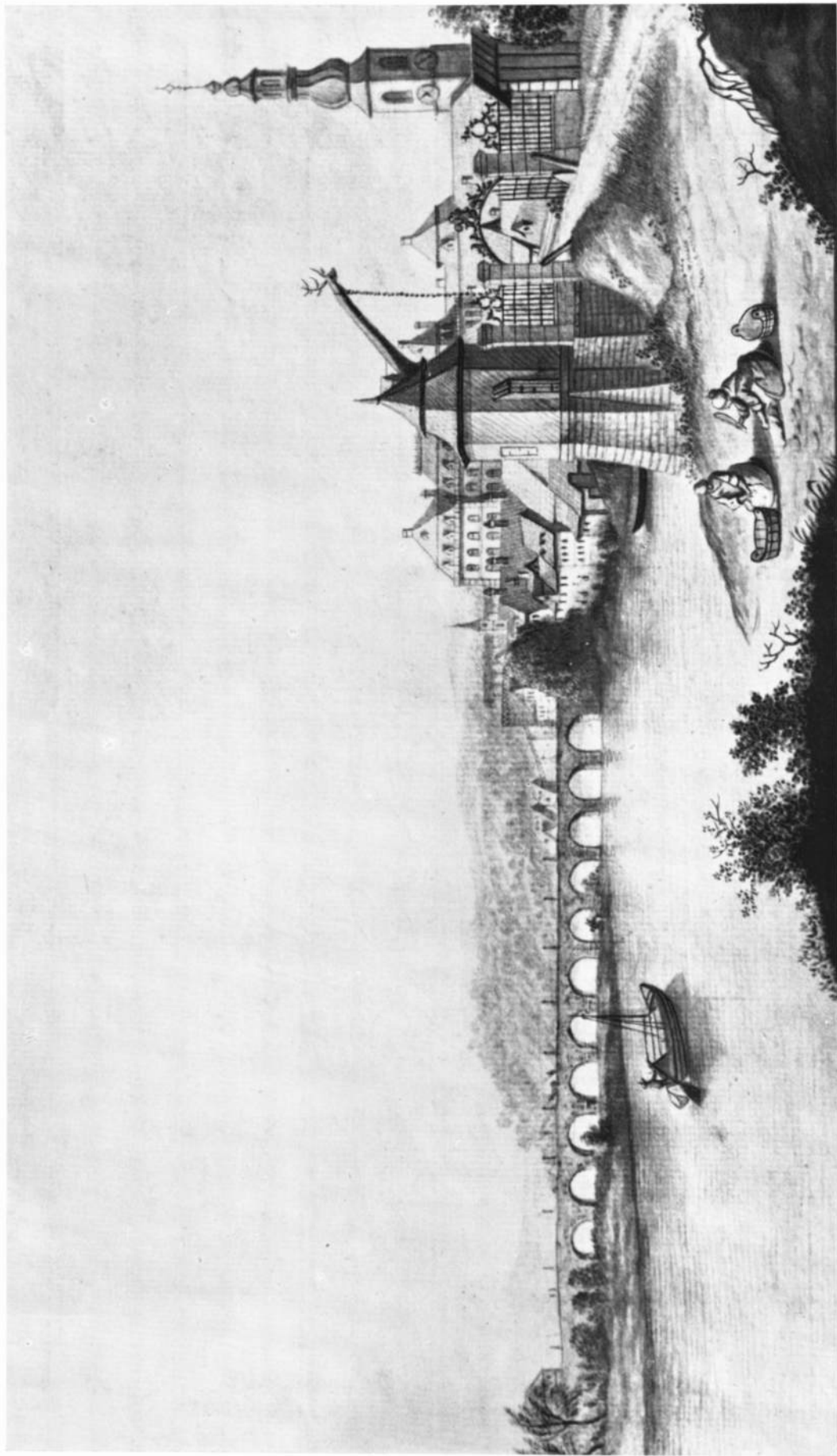


Abb. 30 Alte Brücke, Schloß, Saarkran, Krantor und Schloßkirche nach einem Aquarell des Schweizer Malers Zehender um 1775, im Besitz von Herrn Kirchner, Saarbrücken

